

Frances V. Rummell

DIANA ..
Eine befremdliche
Autobiographie



Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2023

Amerikanische Originalausgabe 1939 unter dem Titel
DIANA - A STANGE AUTOBIOGRAPHY
(Autorinnenname Diana Fredericks).
Deutsche Ausgabe (um 1960) unter dem Titel
DIANA - MEIN LEBEN - MEINE LIEBE - MEIN SCHICKSAL
(Autorinnenname: Diana Francis).
Die vorliegende erste deutsche Neuausgabe (2023)
ist zugleich erste Ausgabe des Buches unter dem Klarnamen
Frances Virginia Rummell.
Sie enthält drei Abbildungen der Autorin sowie
ein Nachwort des Herausgebers (MvL).

© für diese Neuausgabe
Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin 2023

ISBN 978-3-945980-83-5

Diese Veröffentlichung kann für den Eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Autorin 4

ERSTER TEIL: Frühe Ängste

Aus meinem Familienalbum 6
Gil — ein normaler Junge 11
Köstlichster Schmerz 18
Bin ich lesbisch? 21
Grace 28

ZWEITER TEIL: Carl

Bekanntschaft mit Carl 37
Der Entschluß 42
Probeehe 46
Ich empfinde "normale" Liebe 53
Ich bin eine Lesbe! 56
Abschied von Carl 63

DRITTER TEIL: Jane

Nancy 69
Elise 76
Jane 87
Verlorene Liebesmüh' 94
Rolf 102
Eifersucht 109
Das Pariser Lesbencafé 116
New York 124
Vorwürfe 131
Jane betrügt mich 138
Louise 144
Die Trennung 151
Das Dreieck 159
Erste Begegnung mit Leslie 165

VIERTER TEIL: Leslie

Leslie und ich — ein Liebespaar 178
Leslie bricht mit ihrer Familie 188
Meine erste Short Story 197
Leslie und Jane 208
Jane, die Jägerin 219
Das Postfach 227
Die Erfüllung 230

Nachwort zur Neuauflage (2023) 237
"Frauen" beim Verlag A+C 250

VORWORT

Ich muß dieses Buch so schreiben, als wäre ich eine wichtige Persönlichkeit. Dies ist mir insofern möglich, als ich mich weniger als Individuum darstelle, sondern mich selbst vielmehr als Verkörperung eines Typus auffasse. Als Individuum bin ich nur für mich selbst wichtig. Als Vertreterin eines Typus bin ich recht bedeutsam, denn ich gehöre zum dritten Geschlecht.

Die Geschichte meiner emotionalen Entwicklung hat nur zwei besondere Merkmale: erstens ist meine lesbische Natur, wie ich glaube, das Ergebnis lange währender Umwelteinflüsse, die geeignet waren, meine homosexuellen Kindheitsneigungen besonders zu fördern; das zweite Merkmal meiner Biographie ist meine hartnäckige Weigerung, mir selbst die Wahrheit über meine eigene Natur einzugestehen.

Die Darstellung der Personen und Ereignisse in diesem Buch entspricht den Tatsachen. Der Leser wird jedoch verstehen, daß ich wegen des anomalen Charakters des behandelten Themas in der Darstellung Änderungen vornehmen mußte, um die Identität der hier erwähnten Personen unerkennbar werden zu lassen. Wenn also in diesem Buch Personen, Namen oder Begebenheiten vorkommen, die auf existierende Menschen hindeuten, dann ist dies nur ein bedauerlicher Zufall.

Frances V. Rummell

Erster Teil: FRÜHE ÄNGSTE

Aus meinem Familienalbum

Die Geschichte meiner Familie und meiner Vorfahren ist fast durchwegs eintönig, wenn man von einem griesgrämigen Großvater absieht, der ein ganz respektabler Dichter wurde, und von einem Onkel, der sich mit Maulwürfen ein Vermögen schuf. Meine früheren Vorfahren gehörten zu den ersten Einwanderern in Amerika, und meine engere Familie tat kaum etwas anderes als Geld verdienen, Hausstände gründen und sich einem geruhsamen Leben hingeben, das gelegentlich sogar luxuriösen Charakter annahm.

Der Stammbaum meiner Familie unterscheidet sich weder im Guten noch im Schlechten von dem irgendeiner Durchschnittsfamilie. Da gab es einen Urgroßvater, der Geistlicher war und drei Frauen verbrauchte, und einen Vetter, der Musiker war und in München bei einem Duell umkam, das die Folge einer beleidigten Gattenehre war. Aber diese farbigen Ereignisse werden durch den allgemein untadeligen Charakter meines Stammbaumes wettgemacht, der so normal ist, daß man ihn fast langweilig nennen könnte. Eigentlich ärgere ich mich über die Ehrwürdigkeit meiner Vorfahren, denn es wäre ein Trost, wenn ich meine eigene Unzulänglichkeit einfach durch einen Hinweis auf die Geschichte meiner Familie erklären könnte. Viele Generationen hindurch war meine Familie in einer ziemlich großen Stadt in Kentucky ansässig, und zwar in jenem Teil von Kentucky, den man im Süden den "Mittelwesten" nennt, und den die Leute im Mittelwesten als den "Süden" bezeichnen. Trotz meiner Vorliebe für Nord-Kentucky habe ich mich immer ein wenig darüber geärgert, daß dieses Gebiet nicht eindeutig bezeichnet wurde. Da meine Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Geschlecht in Zweifel zu ziehen war, hätte es mich befriedigt, wenn ich mich sonst irgendwie eindeutig hätte einreihen können und mich entweder dem Mittelwesten oder dem Süden hätte zuzählen können. Aber ich schwanke eben in Fragen der Geographie ebenso wie in Fragen des Geschlechtes.

Mein Vater war deutscher Abstammung. Er war ein hübscher Mann von großem persönlichem Charme und hoher Intelligenz. Er war im Bankfach tätig, paßte aber nicht in die Geschäftswelt, und dies ergab ein tragisches Mißverhältnis zwischen Persönlichkeit und Beruf. Obgleich er mehr künstlerische als praktische Interessen hatte, gelangte er irgendwie zu finanziellem Erfolg. Ich habe immer den Verdacht gehabt, daß meine Mutter ihn lenkte, denn sie besaß jenen praktischen Sinn, der ihm fehlte. Mein Vater starb, als ich neun Jahre alt war, aber ich bewahre noch immer die zärtliche Erinnerung an seinen launischen Witz, seine Liebe zur Musik, seinen ausgeprägten Hang zu kostspieligen und kurzlebigen Lieblingsbeschäftigungen und seine Zuneigung zu Frau und Kindern.

Meine Mutter hat die Sentimentalität der Iren und den praktischen Sinn der Schotten — von Kopf bis Fuß. Sie ist eine verständige Frau mit einem wahrhaft königlichen Auftreten und verfügt über einen verschlagenen Humor, der darauf berechnet ist, alle jene Menschen zu verblüffen, die den geistvollen Schimmer ihrer Augen nicht erspäht haben. Für sie ist das wichtigste die mütterliche Fürsorge und die Verantwortung gegenüber den Kindern. Und ihre vier Kinder sind ihr auch in Liebe treu ergeben.

Von meinem Vater erbte ich meine deutsch-sentimentale Gefühlseinstellung, die das klare Denken beeinträchtigt, mein unpraktisches Wesen und eine gewisse Herrschaft über den Hang zu jähem Gefühlsausbrüchen, den ich von meiner Mutter mitbekam. Von ihm habe ich auch das schwarze Haar und die ovale Gesichtsform. Von meiner Mutter wiederum rühren nicht nur die blauen Augen her, sondern auch die Fähigkeit zu tiefem Mitgefühl und beharrliche Willenskraft.

Meine Kindheit war glücklich und sorglos. Ich hatte alles, was ich brauchte — ein schönes Heim, liebevolle Eltern und drei Brüder, die mir Freude machten. Gerald war der älteste, dann kam Billy, der zwei Jahre älter war als ich und schließlich John, drei Jahre jünger als ich.

Schon als Kind war ich auf mein Elternhaus stolz. Es stand am Stadtrand — ein graues Steinhaus auf der Anhöhe eines sanft ansteigenden Hügels, umgeben von Ahornbäumen und Ulmen. Trotz seines strengen Farbtones und trotz des kargen Landschaftsbildes machte das Haus eher einen freundlichen als einen imposanten Eindruck.

Als ich ein gewisses Alter erreicht hatte, gestattete mir mein Vater, daß ich ihn begleitete, wenn er sich mit Gerald und Billy am Wochenende zu seinem Jagdsitz begab, in das Blockhaus, das tief in jenem Wald lag, der mir damals unermesslich weit erschien. Da ich bei allem mit ganzem Herzen dabei war, kleidete ich mich in mein hellfarbiges, rot-gelbes Indianerkostüm und zog sogar die perlenbesetzten Mokassins an. Vater gab mir auch den entsprechenden Kosenamen. Er nannte mich "Feathers". Ich bedauerte immer meine Brüder, die allein ausziehen mußten, um Kleinwild zu jagen, während ich bei meinem Vater bleiben durfte, um nach Bären Ausschau zu halten. Er gab mir den Schaft eines alten Gewehrs, das an einem hölzernen Behälter mit Draht befestigt war, und ließ mich durch den Wald pirschen, bis ich todmüde war. Wenn ich auch nur auf einen dünnen Zweig trat, zitterte ich in Todesangst. Meine Hoffnung erneuerte sich immer wieder, aber ich sah niemals einen Bären. Es dauerte lange, bis ich begriff, daß die Spuren, die mein Vater mir gelegentlich zur Ermutigung zeigte, von umherziehenden Kühen herrührten.

Eines liebte ich als Kind über alles — die Musik. Mit fünf Jahren schon unterbrach ich Billy beim Klavierspiel und bat ihn, selbst spielen zu dürfen. Mit sechs Jahren ließ meine Mutter mir Unterricht erteilen, und ich versetzte sowohl meine Familie wie auch meinen Lehrer durch meine Fertigkeit in Erstaunen. Meine leichte Gehörsauffassung verursachte mir allerdings schließlich Schwierigkeiten. Es bereitete mir mehr Freude, die schwereren Stücke nachzuspielen, die Billy übte, als meine eigenen zu erlernen. Und obgleich Billy wütend wurde und die Mutter mir das bloße Nachspielen verbot, konnte ich dem Bedürfnis oft nicht widerstehen. Ich glaube noch heute, daß ich die Ursache war, wenn Billy sich auf die Trompete verlegte, obgleich er behauptete, daß das Pfadfinderorchester einen Trompeter brauchte. Jedenfalls war er ängstlich darauf bedacht, sein Instrument in einen Schrank einzuschließen.

Als ich neun Jahre alt war, bat Vater seinen Freund Dr. Roehm, der den Musikunterricht im Knaben-College in der Nähe der Stadt leitete, mich als seine Privatschülerin aufzunehmen. Es war bedauerlich, daß Dr. Roehms energische Erscheinung einer näheren Prüfung nicht standhielt. Je länger ich ihn kannte, um so weniger Respekt hatte ich

vor ihm. Sein Schnurrbart verlor für mich mehr und mehr die kriegerische Erscheinung. Selbst seine Stimme änderte sich, und das heftige Schnaufen machte einem väterlichen Ton Platz. Ich fühlte, daß er, trotz seinem unbeholfenen Umgang mit jungen Mädchen, entschlossen war, mich nicht völlig einzuschüchtern. Nach ein paar Monaten schon nannte er mich jedenfalls "Kind" und kaufte mir in der Kantine Zuckerwerk.

Das paradiesisch schöne Familienleben wurde durch den plötzlichen Tod meines Vaters grausam zerstört. John und ich waren zu jung, um die Tragödie in ihrem ganzen Umfang zu begreifen.¹ Mutters Schweigen erschreckte uns, und wir fragten uns, ob auch sie sterben würde. Uns fehlte das Verständnis für die Ereignisse. Ich brauchte einen Menschen, der mir sagen konnte, was ich zu tun hatte und wie ich die geheimnisvolle Stille ertragen sollte, ohne zu weinen. Das Unterdrücken der Tränen ließ meinen ganzen Körper zucken, aber ich gab nicht nach, denn ich wußte, daß Vater das nicht gerne gesehen hätte.

Ein paar Stunden vor dem Begräbnis führte Gerald meinen Bruder John und mich zu einem Spaziergang auf die Hügel hinter unserem Haus. Dabei verlangsamte er hin und wieder seine Schritte, als ob er etwas sagen wollte, und ging schließlich wieder weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Schließlich brachte er uns zur Mutter unseres Dienstmädchens, wo wir bis zum nächsten Tag bleiben sollten. Die Worte, die er endlich sprach, als er uns verließ, haben in der Erinnerung so zärtlichen Klang, daß sie zu einem wesentlichen Bestandteil meiner Liebe zu Gerald wurden. "Ich bin froh," sagte er, "daß ihr beide alt genug seid, um euch an ihn erinnern zu können."

Ich hatte immer mit Jungen und nicht mit Mädchen gespielt, und das änderte sich auch nicht, als ich heranwuchs. Mädchen langweilten mich einfach. Ich verachtete das Spiel mit Puppen und beschäftigte mich statt dessen mit den lärmenden Eisenbahnen, die meine Brüder schätzten. Ich las keine Mädchenbücher, sondern nahm den "American Boy" zur Hand.

¹ Der Vater Lander Warfield Rummell (4.5.1871—9.5.1918) starb durch Suizid. Grund waren offenbar schwerwiegende finanzielle Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Investitionen. Beruflich war er offenbar Versicherungsvertreter. Quelle: <https://de.findagrave.com/memorial/83297657/lander-warfield-rummell> .

Die große Wiese vor unserem Haus mit ihren Bäumen, Sträuchern und Blumen bildete einen idealen Fußballplatz für die Kinder der Nachbarschaft. Die Zerstörung, unter der die Blumen litten, kümmerte uns nicht. Heute frage ich mich oft, wieso ich als einziges Mädchen in der Fußballmannschaft von meinen Spielgefährten nicht bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurde. Vielleicht nahmen die Jungen auf ihre weibliche Gefährtin mehr Rücksicht, als ich damals ahnte.

Ich war mir kaum bewußt, ein Mädchen zu sein. Die Knaben behandelten mich ebenso stillschweigend als ihresgleichen, wie ich stillschweigend diese Position einnahm. Meine Geschicklichkeit als Schwimmerin und Turnerin trug zweifellos dazu bei, daß ich das Privileg der Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht erwarb. Beim Turnen pflegte ich die Jungen mit Todesverachtung zu überbieten.

Meine Mutter und mein Vater hatten sich mit meinem merkwürdigen Benehmen abgefunden und hatten gehofft, daß die Zeit und das reifere Alter mein knabenhaftes Wesen ändern würden. Sie gingen natürlich schonend mit mir um, denn ich war ja ihre einzige Tochter. Ich war ein gesundes kleines Wesen, voll von teuflischer Energie und war schließlich nicht der einzige Wildfang. Alle diese Mädchen reiften ja zu frauenhaften Wesen heran — ganz wie die kleinen Mädchen, die lieber mit Puppen als mit Kanonen spielten.

Viele Jahre danach, als während meiner Reifeperiode die Vorliebe für Knabenhosen stärker blieb als für bestickte Mädchenhöschen, sollte es sich zeigen, daß die wachsende Besorgtheit meiner Mutter zu spät kam.

Mein Geschmack war festgelegt, und die mädchenhafte Beschäftigung, die sie mir zuwies, schien mir weichlich und langweilig.

Ich erinnere mich, wie beleidigt und böse meine Mutter war, wenn ich mich ihren Forderungen nicht fügen wollte. Es muß ihr wohl merkwürdig vorgekommen sein, daß ich in meinem Zimmer Baseballschläger lieber sah als Nähzeug. Keine Überredungskunst konnte mich zu einer Änderung meiner Einstellung bewegen. Während meiner Abwesenheit in einem Feriencamp bereitete die Mutter einmal eine Überraschung für mich vor. Als ich nach Hause kam, war mein Zimmer auf mädchenhafte Art ausgestattet — vom zierlichen Tapetenmuster bis zum spitzenbesetzten Bettzeug. Eine neue Flasche

Eau de Cologne stand auf meinem Waschtisch, und daneben war ein nagelneues Manikürezeug aus Bernstein ausgebreitet.

Der Versuch endete mit einem vollkommenen Mißerfolg. Mit schonungsloser jugendlicher Taktlosigkeit klagte ich, daß meine schöne Sammlung von Schlägern und Kugeln weggenommen worden war. Es war mir vollkommen unmöglich, den zierlichen blauen Kissen Geschmack abzugewinnen.

Obgleich es schwierig ist, das nüchterne Thema der mißverstandenen Tochter überzeugend darzustellen, kann ich heute begreifen, warum meine Mutter zu sagen pflegte, daß sie die wirkliche Enttäuschung im Leben erst kennengelernt hatte, als ich erwachsen wurde. Mein Widerstand gegen ihre Versuche, mich zu einem feineren weiblichen Wesen umzugestalten, muß sie um so verzagter gemacht haben, als ich ja ihre einzige Tochter war.

Gil — ein normaler Junge

In Anbetracht meiner knabenhaft ausgelassenen Entwicklung war es ungünstig, daß ich auch meine Reifejahre in der Gesellschaft von Jungen verbrachte. In dieser Periode hatte ich auch angefangen, mit Knaben zusammen am Unterricht teilzunehmen. Dr. Roehm hatte mich dazu veranlaßt, als Gastschülerin seinen regelmäßigen Musik- und Musiktheoriekursen beizuwohnen. Meine Mutter zögerte mit ihrer Einwilligung, weil sie das Ansinnen ungewöhnlich fand, gab aber schließlich ihre Zustimmung, als Dr. Boehm meinte, daß die Frage des Geschlechtes und des Alters von untergeordneter Bedeutung wäre. Übrigens war meine Mutter natürlich stolz darauf, daß Dr. Roehm mich zum Besuch seiner Klasse aufgefordert hatte.

Die Begeisterung, die ich vielleicht darüber empfinden konnte, daß ich für den gemeinsamen Schulbesuch mit College-Knaben reif erachtet wurde, mußte von der Angst erstickt werden, die mich befiel. Das Unterrichtszimmer war mir nie zuvor so groß erschienen. Dr. Roehm, der sich nun in einen dozierenden Lehrer verwandelt hatte, schien dadurch veranlaßt, Worte mit schrecklich vielen Silben

zu verwenden, die er mit pedantischem Behagen aneinanderreichte. Wochenlang war ich durch einzelne Worte so eingeschüchtert, daß ich den Ausführungen nicht folgen konnte. Bald aber stand ich im zweiten Schulhalbjahr, und dieser Lehrgegenstand wurde für mich interessanter als alle anderen Schulfächer, denn nun konnten wir komponieren.

Dr. Roehm war natürlich bestrebt, uns auf die einfachsten Harmoniebeispiele zu beschränken. Aber die Phantasie bemächtigte sich meines Herzens und meiner Seele, und die Einbildungskraft überschritt alles, was erwartet oder auch gewünscht worden war. Ich muß mit meinen Kompositionen wohl die Mutter, den Lehrer Dr. Roehm und die ganze Schulklasse halb verrückt gemacht haben. Eines aber sprach für meine musikalischen Schöpfungen — sie waren in aller Bravheit ausgeführt.

In dem Jahr, in dem ich mit dem Besuch der Mittelschule begann, wohnten drei College-Knaben in unserem Haus. Das College für Knaben war überfüllt, und da unser Haus in der Nähe des College-Gebäudes lag, hatte man meine Mutter veranlaßt, zwei Zimmer zu vermieten. Unser Haus war groß, und obgleich meine Mutter auch nach dem Tod des Vaters finanziell ihr Auskommen hatte, freute sie sich doch, daß sie einen Beitrag zu den Kosten des Haushalts verdienen konnte. Vom zwölften bis zum sechzehnten Lebensjahr, also während meiner College-Zeit, war mein Familienleben sozusagen eine richtiggehende Parade von Jungen. Wenn ich meine Brüder mitzähle, dann waren zu gewissen Zeiten bis zu sechs Knaben in unserem Haus. So kam es, daß die Jungen die Gefährten meines täglichen Lebens wurden. Es kann also nicht überraschen, daß der jahrelang andauernde Umgang mit Jungen dazu führte, daß das männliche Geschlecht für mich schließlich keine geheimen Reize mehr hatte. In den Jahren meiner seelischen und geistigen Entwicklung wurde ich mit allen Gewohnheiten, Ansichten, Idealen und psychologischen Eigenarten des männlichen Geschlechts vertraut.

Wenn ich von einer einzigen Ausnahme absehe, waren all diese Jungen angenehme Kameraden, und manche von ihnen waren sehr liebe Freunde. Die erwähnte Ausnahme war für mich, für das hoffnungslos naive Mädchen von dreizehn Jahren, eine erschreckende Erfahrung. Ein Junge, der eben erst in unser Haus gekommen war, lud

mich an einem regnerischen Sonntagnachmittag in sein Zimmer ein, um mir ein paar Photographien zu zeigen. Ich zögerte einen Augenblick, denn es war nicht meine Gewohnheit, in das Zimmer eines Gastes einzutreten. Schließlich aber folgte ich ihm, weil ich nicht unhöflich sein wollte ...

Trotz meiner Unwissenheit verstand ich sogleich seine Absichten, denn sein Verhalten war heftig genug. Ich kann mich heute nur an den Zorn erinnern, der mich packte. Trotz meiner Jugend genügte dies, um den Studenten, der sich so unschicklich benommen hatte, in Verlegenheit zu bringen. So wie viel andere Menschen, die imstande sind, in einer mißlichen Lage den Kopf oben zu behalten, litt ich an den Nachwirkungen dieses Erlebnisses. Noch durch Wochen hindurch spürte ich in mir den schmutzigen Charakter dieser Begegnung. Obgleich der Junge plötzlich das Haus verließ, ohne daß ich oder er meiner Mutter irgendwelche Aufklärungen gegeben hätten, blieb der Eindruck unauslöschlich in meinem Gedächtnis.

Es ist mir heute fast unmöglich, die Wirkung dieses Angriffs auf meine Unschuld genau anzugeben. Allzu plötzlich wurde mir klar gemacht, daß das Leben noch aus ganz anderen Dingen bestand und sich nicht auf die Spiele vor dem Haus, auf die Schule und die Mitschüler beschränkte. Der Junge, der mich hatte verführen wollen, hatte mir Worte gesagt, die auf bisher unbekannte Gedanken hinlenkten. Ich nahm sogar mein Wörterbuch zur Hand, um festzustellen, was der Ausdruck "verführerisches Aussehen" bedeuten sollte. All das waren verwirrende Gedanken für ein Mädchen, das zwar physisch heranreife, aber bis zu diesem Augenblick von der Beschaffenheit des eigenen Körpers keine Notiz genommen hatte.

Tagelang dachte ich über die Tatsache nach, daß ich als Mädchen zur Welt gekommen war. Ich wollte nicht erwachsen werden. Ich wollte nicht "verführerisch aussehen". Ich haßte dieses Wort und den unbestimmten Sinn dieses Wortes. Wie schrecklich war es doch, eine erwachsene Frau zu werden!

Ich verstand, daß ich trotz meines Widerwillens erwachsen werden würde, und dies erschütterte mich. So verwandelte ich mich in einen menschenscheuen, nach innen gekehrten, melancholischen Bücherwurm. Das ganze Leben erschien mir wie ein erbarmungsloser Schwindel. In dieser Zeit führte ich ein Tagebuch. Die Handschrift der

Vierzehnjährigen vermerkte darin tiefe Gedanken, wie etwa den folgenden: "Es ist grausam von den Eltern, daß sie den Kindern Märchen vorlesen. Der Übergang von der zarten Phantasie des Märchens zum wirklichen Leben ist schmerzhaft. Wenn die Kinder heranwachsen, bricht das Leben Tiber sie herein. Der Satz von der Tugend, *die ihren Lohn findet*, ist falsch, und ich bin glücklich, daß ich das nun weiß."

An Spielen wollte ich nicht mehr teilnehmen. Ich haßte die Jungen — nur weil auch sie erwachsen wurden. Einige Jungen schrieben mir in der Schule Briefe, die mir dumm vorkamen und mich in Verlegenheit brachten. Freude fand ich nur in einsamer Beschäftigung. Ich las Bücher, ich litt und quälte mich, ich spielte Klavier, und ich brachte aus der Schule die besten Zeugnisse nach Hause.

Meine Mutter war besorgt darüber, daß ich durch die übertriebene Einsamkeit des Lesens und Klavierspielens mich meinen Freunden entfremden würde. Es war ein kluger Plan, daß sie mich dazu bewog, während der Sommerferien zwischen der Untermittelschule und der Obermittelschule mit ihr einen langen Urlaub zu verbringen.² Wir gingen an einen See, an einen sehr lebhaften Urlaubsort, wo die Leute für tiefe seelische Probleme kein Interesse hatten, und wo es außer Jazz keine Musik gab. Den Verlockungen des Wassers konnte ich nicht widerstehen, schloß mich den Knaben und Mädchen meiner Altersstufe an und erlebte einen Trubel aufregender Abenteuer. Meine Mutter mußte mich nicht mehr zur Geselligkeit auffordern, und sie war sicher darüber überrascht. Ihre größte Freude aber kam, als ich am dritten Tag um mein allererstes Abendkleid bat, weil ich zu dem Tanzabend gehen wollte, der im Klub stattfand. Gil, ein gut aussehender, mondgesichtiger sechzehnjähriger Junge, den ich beim Schwimmen kennengelernt hatte, forderte mich dazu auf, und ich machte aus meiner Freude darüber kein Hehl.

Als der Abend kam, zog ich mein blaues Tanzkleid an und meine silberfarbenen Schuhe. Die Mutter nahm nervös an meinen Vorbereitungen teil, half mir bei der Toilette und war ebenso aufgeregt wie ich. Als ich mich schließlich zur letzten Begutachtung vor den Spiegel stellte, wurde mir eine erregende Tatsache klar. Ich war fast hübsch zu nennen.

² In den USA schließen sich an die Grundschule die Schulstufen Public School, Junior High School, Senior High School an. Danach kommt das College bzw. die Universität.

Ich hielt mich für ein wenig zurückgeblieben, als ich zugestehen mußte, daß ich meiner äußeren Erscheinung nie zuvor irgend eine Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Mutter hatte mir Puder und Lippenstift gegeben, und ich benützte beides, weil sich das einfach "so schickte". Toilettefragen waren mir langweilig, und es gelang mir immer, die Lösung dieser Fragen meiner Mutter zu überlassen. Nun aber, so dachte ich, sollte alles anders werden.

Ich mußte noch einige Zentimeter größer werden, ehe ich mich als erwachsen betrachten konnte, obgleich mein Körper schon seine vollen Formen angenommen hatte. Als nachdenklicher Mädchentyp konnte ich nicht gelten, denn mein Mund war zu groß, und die Linien meiner Lippen hatten einen zu glücklichen Ausdruck. Aber mein dunkles Haar war hübsch und hatte gerade genug Locken, um ein bißchen frech zu wirken. Meine Nase war unansehnlich und unaufdringlich (wie Nasen eben sein sollen), und instinktiv wußte ich, daß mein größter Vorteil meine Augen waren. Mein Gesicht und meine Gestalt hatten also nichts aufregend Schönes an sich, aber ich hatte zumindest kein so simples Aussehen wie einige Mädchen in der Schule. Die weibliche Eitelkeit hatte in Gesellschaft dreier Brüder, die mich neckten, nicht aufkommen können. Nun aber stellte sich auch dieses Gefühl ein. Plötzlich war ich froh, fünfzehn Jahre alt zu sein, war froh, zu leben und auf Gil zu warten, der mich auf meinen ersten Ball führen sollte.

Ich tanzte gern, und Gil kannte alle tänzerischen Feinheiten und alle Modetänze der Saison. Es war ein wunderschöner Abend. In einer Tanzpause bat mich Gil im Mondschein, für diesen Sommer "sein Mädchen" zu sein. Als ich verlegen zustimmte, überreichte mir Gil eine Puderdose — die einzige, die ich je bekam. Ich frage mich noch heute, was Gil damit getan hätte, wenn ich nein gesagt hätte. Aber ich hatte mein Jawort gegeben, und Gil war weiterhin mein aufmerksamer Begleiter. Er war ein kühner Schwimmer und ein begeisterter Tänzer. Was tat es, daß Gil ein bißchen schwer von Begriff war? Es war ein richtiges Vergnügen, sechs Wochen lang sein Mädchen zu sein. Er war bei den Jungen, die hier ihren Sommer verbrachten, sehr beliebt, und seine Freunde luden uns beide nach Hause und zu den Ausflügen ein.

An dem letzten Abend, den wir zusammen verbrachten, gingen wir tanzen und saßen danach in bedeutungsvollem Schweigen vor unserem Häuschen am Ufer des Sees. Bald rückte Gil näher zu mir. Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl. Ich war mit dieser Szene vertraut, denn ich hatte von ähnlichen Dingen oft gelesen. Alles war voll Lieblichkeit und Anmut. Gil kam immer näher an mich heran und legte schließlich seinen Arm um mich. Als er mich küßte, fragte ich mich, warum alles so besonders schön und natürlich war und warum Gil so gehemmt war.

Am nächsten Tag brachte Gil meine Mutter und mich zur Bahnstation, und zu meiner größten Überraschung lud Mutter ihn ein, uns im nächsten Herbst zu besuchen. Ich war glücklich. Ich konnte also damit rechnen, Gil wiederzusehen.

Nach so vielen schweren Monaten begann ich mein erstes Jahr in der Obermittelschule nun glücklich und mit ganzer Freude. Ich war überrascht und erfreut, als meine Freunde mich damit begrüßten, daß sie mich zur Leiterin der Schülergemeinde unserer Klasse wählten.

Viel bedeutsamer als jeder Erfolg in der Schule war jedoch für mich mein Fortschritt auf dem Gebiet der Musik. Als Dr. Boehm im Herbst davon sprach, daß ich in dem von ihm veranstalteten Frühlingskonzert spielen sollte, fing ich an, mit einem Eifer zu arbeiten, der meine Kräfte überschritt. Nichts hat mir je so große Freude bereitet, wie Dr. Roehms einfache Feststellung: "Du hast brav gelernt, Diana. Aber du besitzt eine natürliche Gabe, die ich dir nie hätte vermitteln können. Du hast einen sauberen Anschlag, einen klaren, deutlichen Anschlag." Und dann faßte er seine Überlegung in Worte, an die ich seither sehr oft gedacht habe: "Es ist ein männlicher Anschlag."

Gil kam im Herbst und im Winter zwei Mal zu Besuch. Ich fühlte mich geschmeichelt, und meine Freunde waren sehr davon beeindruckt, daß ich einen Jungen hatte, der von auswärts kam, um mich zu besuchen. Ich muß jedoch zugestehen, daß ich ein bißchen gelangweilt war. Das Schwimmen und Tanzen mit Gil war etwas ganz anderes als der Versuch, sich mit ihm zu Hause zu unterhalten. Den Neckereien meiner Bruder war ich natürlich ohne Gnade ausgeliefert. Noch schlimmer war, daß Gil nicht verstand, daß unser Kuß zur Stimmung einer wunderschönen Nacht gehört hatte, und er maßte sich das Recht an, auf meine anderen Freunde eifersüchtig zu sein.

Für meine Freunde zu Hause war ich aber noch immer bloß Kameradin. Ich hatte nie irgend einen anderen Jungen geküßt. Obwohl es mir an Verabredungen zu Tanzabenden und Unterhaltungen nicht fehlte, interessierte ich mich für die Jungen nicht etwa, weil sie Jungen waren. Als ich Gil erklärte, daß ich nicht mehr sein Mädchen sein wollte und er dagegen protestierte, machte ich mir nur noch mehr Gedanken darüber, daß mein Verhalten nicht der üblichen Einstellung eines sechzehnjährigen Mädchens entsprach. Ich war niemals in einen Jungen verliebt, und ich konnte Mädchen, die verliebt waren, nicht verstehen. Ich war keineswegs unduldsam, sondern fühlte mich hilflos und benachteiligt. Gar zu gerne hätte ich mich auch daran erfreut, in einer Bar zu sitzen und darauf zu warten, daß der junge Mann am Schanktisch mir zulächelte. Das Ganze war mir ein Geheimnis. Worin bestand die freudige Erregung derartiger Erlebnisse? Obgleich ich mit meinen Freundinnen zusammenkam und eine Begeisterung vortäuschte, die der Erregung der anderen entsprach, wurde es mir immer schwieriger, mich anzupassen. Es schien mir, daß mir irgend etwas fehlte. Ich hatte Jungen gern, und ich glaubte aufrichtig, daß ich die Jungen lieber hatte als meine Freundinnen. Aber die Koketterie lag mir nicht. Der Versuch, mich anzupassen, entmutigte mich. Der Flirt beeinträchtigte das natürliche Gleichgewicht, das ich besaß, verwirrte meine Triebe und erzeugte ein Gefühl der Unzulänglichkeit, das ich nicht begriff. Ich beneidete meine Freundinnen um ihr Talent zum Schäkern, das sich jener Andeutungen und Ausdrücke bediente, die alles bedeuten konnten — oder gar nichts. In Gesellschaft meiner Freundinnen aber war ich mir meiner eigenen Beschränkung immer schmerzlich bewußt.

Köstlichster Schmerz

Meine Kameradschaft mit den Jungen verschaffte mir keine auch nur annähernd so große freudige Erregung wie meine Freundschaft mit Ruth, die erst später in die Schule eingetreten war. Am ersten Schultag war Ruth im Klassenzimmer an einem großen weißen Tisch mir gegenüber gesessen. Sie war sehr mager und hatte einen zu großen Mund, aber ihr rotblondes Haar, das sie um den Kopf geflochten trug, war wunderhübsch, ihre Augen hatten ein feierliches Blau, und ihr Lächeln war so lieblich, daß ich mich fragte, ob es überhaupt noch ein zweites Wesen mit einem derart engelhaften Ausdruck geben konnte. Was mich aber ebenso anzog wie ihr Gesichtsausdruck, war das zierliche Silberkreuz, das sie an ihrem Halsband trug. Wie alle protestantisch erzogenen Kinder, war auch ich durch jedes Symbol der Kirche fasziniert.

Als ich mich um Ruths Freundschaft bewarb, entzückte mich ihre Erwiderung meiner Gefühle. Anfangs war sie ein bißchen scheu, dann aber war sie so bezaubernd freundlich, daß ich sie um ihren unschuldigen Ausdruck beneidete. Ich lud sie zu mehreren Zusammenkünften mit anderen Freunden ein, und von da an wurde Ruth immer beliebter. Ihr Vater war Gastprofessor im Knabencollege. Ihre Mutter war eine hübsche Italienerin, und das schon war genug, um uns alle zu beeindrucken.

Ruth hatte künstlerischen Tanzunterricht genossen. Sie hatte eine rasche, phantasiereiche Improvisationsgabe, und wenn ich Klavier spielte, liebte sie es, ihre tänzerischen Bewegungen zu extemporieren. Zusammen gaben wir uns künstlerischen Ausdeutungen hin, die auf nüchterne Menschen den Eindruck der Überspanntheit gemacht hätten.

Bald wurden wir unzertrennlich. Ich vernachlässigte meine anderen Freundinnen oder ignorierte sie vollkommen, nur um mit Ruth zu sein. Mutter tadelte mich wegen dieser Ungehörigkeit — aber Ruth befriedigte mich und erregte mich, und sonst spielte niemand für mich eine Rolle. Um in den wenigen Unterrichtsklassen, die wir gemeinsam besuchten, nebeneinander zu sitzen, machten wir den Lehrern gegenüber alle möglichen Gründe geltend. Wir schrieben Briefe, die wir einander überreichten, wenn wir in den Gängen des Schulgebäudes eilig aneinander vorbeikamen. Ihre Antworten erwartete ich mit Ungeduld. Ohne mir dessen bewußt zu werden, gab ich mich phantastischen Träumereien hin, in denen Ruth immer die Hauptrolle spielte.

Als Ruth und ich zusammen mit anderen Mädchen zur Weihnachtszeit bei Freunden eingeladen wurden, war mir klar, daß ich alles versuchen würde, um mit ihr ein Zimmer zu teilen. Eine Woche lang suchte ich nach einem taktvollen und plausiblen Grund, um meinen Plan zu verwirklichen. Als unsere Gastgeberin uns ein gemeinsames Zimmer anwies (was zu erwarten gewesen war), da kannte mein Glück keine Grenzen. Ich erinnere mich, daß Ruth über meine sichtliche Erleichterung damals lachte.

Als wir an jenem Abend, von einem glücklichen Tag ermüdet, allein zu Bett gingen, gab mir Ruth einen gedankenlos-intimen Gute-Nacht-Kuß, der mir den Atem raubte. Die wenigen Gelegenheiten, die es vorher zur Berührung gegeben hatte, waren von überraschenden Sehnsuchtsempfindungen begleitet gewesen. Niemals aber hatte ich mir die köstliche Erregung vorzustellen gewußt, die von der engen Annäherung unserer Körper herrührte. Nun war ich von Staunen erfüllt. Schließlich empfand ich das Bedürfnis, sie zu liebkosen, ohne daß dieses Bedürfnis mir auch schon bewußt geworden wäre. Dann aber erschrak ich über etwas Namenloses, Unbekanntes, das meinen Trieb erstarren ließ. Der Schmerz des enthaltenden Widerstandes war eine Tortur, aber die Berührung ihrer Hand, die meine Hand an ihre Seite drückte, war von solch unsagbarer Süße, daß ich angespannt dalag, weil ich fürchtete, daß sie sich bei der geringsten Bewegung von mir abwenden würde. Viele Stunden, nachdem sie eingeschlafen war, lag ich noch wach und wagte kaum zu atmen, weil ich fürchtete, daß sie sich bewegen würde. Die Hoffnung eines Kusses auf ihre Lippen wagte ich nicht zu hegen, denn ich wollte sie nicht aufschrecken.

Diese Nacht ist in meinem Gedächtnis für immer als sublimes Erlebnis aufbewahrt. Meine Sehnsucht nach Ruth war der köstlichste Schmerz, den ich je erlebt habe.

Das Wesen meiner Liebe änderte sich beträchtlich. Vorher war ich mit Ruth froh gewesen, nun war ich scheu, gehemmt und allzu sehr verliebt. Vorher war ich bereit gewesen, sie mit anderen zu teilen, nun war ich eifersüchtig und mißmutig, obgleich ich alle Anstrengungen machte, meine Gefühle nicht zu zeigen. Ich fing zu grübeln an über meinen immer stärkeren Wunsch, sie zu berühren und über meine Angst, die mit diesem Trieb verbunden war. Wenn ich mich nachts an meinen Schreibtisch setzte, um zu lernen, schob ich schließlich die Bücher zur Seite und schrieb endlose Briefe an Ruth, die ich nie abzuschicken wagte.

Die Schulzeugnisse wurden in allen Gegenständen immer schlechter — mit Ausnahme der Musik. Aber das bekümmerte mich nicht. Nur Ruth war mir wichtig. Alles andere zählte nicht. Mehrere Lehrer redeten mir ins Gewissen und forschten nach der Ursache meiner neuen Einstellung. Da ich nicht imstande war, meine Verwirrung zu erklären, wurden sie zweifellos noch neugieriger.

Mit Ruth sprach ich niemals über meine Gefühle. Die Angst hinderte mich. Ich hatte ein zu deutliches Verständnis für das Normale und begriff, daß meine Gefühle von außergewöhnlicher Art waren. Ich fürchtete, daß sie meine Zuneigung nicht verstehen würde. Ich selbst verstand mich nicht.

Bin ich lesbisch?

Als ich sechzehn Jahre alt war, kam es endlich zum zeitgerechten Höhepunkt aller Komplikationen meines Denkens — und zwar durch einen Zufall. Ich stöberte eines Abends in der Bibliothek meines Vaters und fand ein Buch über das Geschlechtsleben. Ich hatte dieses Buch schon mehrmals gesehen und teilweise gelesen, aber nun sah ich einen Abschnitt, dem ich nie zuvor Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ein ausführliches Kapitel behandelte die Homosexualität. Ich las dieses Kapitel nun mehrmals, von Neugierde und Angst erfüllt, und wurde schließlich von einem Gefühl der Übelkeit in der Magengrube befallen.

All diese neuen Worte gingen mir in wildem Durcheinander durch den Kopf: "Perversion", "ein Scherz der Natur", "geistige Verirrung", "Unzucht wider die Natur" ... Minutenlang starrte ich auf ein schreckliches Bild, dessen Titel lautete: "Homosexuelle werden auf dem Scheiterhaufen verbrannt — Deutschland 1494." Ich glaubte, den Geruch des brennenden Fleisches zu spüren. Es wäre mir noch heute möglich, dieses Bild aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Da waren zwei Menschenpaare: zwei Frauen saßen mit dem Rücken gegen einen Holzblock und mit Holzscheiten im Schoß; zwei Männer standen nebeneinander, Hand in Hand, mit Holzscheiten zu den Füßen. Die Henker gaben ihren Spott zum Ausdruck, während die Flammen zu den Opfern hinaufzischten. — Ich nahm das Buch und ging in mein Zimmer nach oben. Der Weg schien mir endlos lang. Ich glaube, daß ich wohl kaum noch etwas erleben kann, das der Verzweiflung dieser Stunde ähnlich sein könnte. Dieses Bild ist als ein Alpdruck unsagbaren Schreckens in mein Gedächtnis eingedrungen. Ich kam mir wie ein "Fall" in den Akten irgend eines psychologischen Laboratoriums vor. Ich war also "pervers", "homosexuell.". Die Bezeichnung war gleichgültig — es kam alles auf das gleiche hinaus. Ich konnte verhaftet und eingekerkert werden! Ich war lächerlich, verrückt, unrein!

Plötzlich begann ich zu zweifeln, ob mein Körper überhaupt normal war. Mit Besorgnis und Ekel untersuchte ich meinen Körper auf das genaueste, um irgend ein Anzeichen der Anomalität festzustellen. Ich fand kein derartiges Zeichen, aber vielleicht war es doch vorhanden, und ich konnte es nicht merken? Ich konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten, denn ich wollte einen Arzt aufsuchen und mich körperlich vollständig untersuchen lassen. Ich hatte die Absicht, zu einem Arzt zu gehen, der mich nicht kannte. Ich wollte mich unter einem falschen Namen anmelden und die Rechnung von meinem Taschengeld bezahlen. Als ich zu Bett ging, konnte ich nicht einschlafen. Die Nacht schien kein Ende zu nehmen. Ich stand wieder auf, zündete meine Bettlampe an und begann wieder zu lesen, bis meine Mutter das Licht bemerkte und in mein Zimmer kam, um zu sehen, ob mir etwas fehlte.

Am nächsten Morgen eilte ich in die Stadt zu einem angesehenen Arzt, von dem ich mit Sicherheit annehmen konnte, daß er mich nicht kannte. Ich kam zu früh und mußte eine Stunde lang warten. Schließlich erschien er, ein kleiner grauhaariger Mann mit einem verrunzelten Gesicht und einer großen Nase. Ich weiß nicht, was er sich wohl gedacht haben mag, als ich mein Zittern verbergen wollte und ihn bat, mich zu untersuchen und festzustellen, ob ich "in irgend einer Weise nicht normal wäre". An sein gütiges Lächeln kann ich mich noch heute deutlich erinnern. Seine Ruhe linderte meinen Schrecken, und als ich ihm sagte, ich wäre in großer Eile, schien er mich zu verstehen.

Ich wurde etwas verlegen, als die Krankenschwester mich in ein großes Zimmer führte, wo ich mich, nur mit einem Laken bedeckt, hinlegen mußte. Ich hatte mir über die Form der Untersuchung keine Gedanken gemacht, denn mein Verstand beschäftigte sich nur mit den schrecklichen Möglichkeiten, die es für mich zu geben schien. Entschlossen entkleidete ich mich und legte mich hin. Der Arzt trat ein. Ich suchte meine wachsenden Angstgefühle zu bekämpfen und sagte mir, daß nur der Urteilsspruch des Arztes wichtig war. Nach einiger Zeit blickte der Arzt mich an. Er lächelte und sagte, daß ich "vollkommen normal und gesund" wäre. Vierundzwanzig Stunden zuvor hatte ich daran noch nicht gezweifelt. Nun war dieses Wissen für mich eine solche Erlösung, daß ich eine kurze Zeit wirklich glücklich war. Der Gedanke an die Eindrücke, die das Buch mir

vermittelt hatte, erschreckte mich. Aber nun wußte ich zumindest, daß mein Körper normal war. O wäre es doch möglich gewesen, die geistige Verwirrung auf ebenso einfache Weise zu lösen!

Mein erster Schritt einer psychologischen "Therapie" war zwanghaft und unfreiwillig. Ich erkannte diesen Schritt gar nicht als eine psychologische Maßnahme. Ich beherrschte meine Gefühle noch nicht und verließ mich auf den Instinkt. Der Instinkt befahl mir, meine Gefühle zu verbergen. Ich mied alle meine Freundinnen und vor allem Ruth. Ich trat von der Leitung der Schülergemeinde meiner Klasse zurück, ohne daß meine Familie davon wußte. Ich lehnte einen Musikpreis ab, weil ich wußte, daß ich bei der Schlußfeier dafür mit einer kleinen Ansprache und mit einem Klaviervortrag danken mußte. Ebenso wie alles andere war mir nun auch die Schule verhaßt. Ich wollte nur mit möglichst wenig Aufsehen die Abschlußprüfung machen und in ein College kommen, in dem mich niemand kannte.

Obleich mein Klavierkonzert in bloß sechs Wochen stattfinden sollte, wußte ich, daß es niemals dazu kommen würde. Ich übte weiter, nur um Fragen zu vermeiden, aber ich haßte jede einzelne Note und lag nachts wach, um nachzudenken, mit welcher Ausrede ich Dr. Roehm und meiner Mutter kommen konnte. Irgend eine gewöhnliche Geschichte würde nicht ausreichen. Lampenfieber war kein geeigneter Vorwand, denn ich hatte schon an vielen Schülerkonzerten mitgewirkt. Überdies war dies sozusagen mein Abschlußkonzert, mein Prüfungskonzert — denn Dr. Roehm bereitete mich auf das Konservatorium vor, das ich nach Beendigung der Mittelschule besuchen sollte.

Ich kann es heute fast selbst nicht glauben, daß sich alles wirklich so abspielte, und daß sich mein neues Wissen mit solcher Grausamkeit auswirkte. Es wäre jedoch unmöglich, meine Gefühle darzustellen, ohne den Grad der Verzweiflung zu zeigen, der mein Denken demoralisierte.

Einen Monat vor dem Konzert brach ich beim Korbballspiel während des Turnunterrichtes meinen linken Zeigefinger. Es wäre nicht ganz richtig, zu sagen, daß ich es absichtlich tat. Ich hatte mich in mehreren Spielen tollkühn exponiert und hatte gehofft, daß der Ball mein Handgelenk verstauchen würde, wenn ich die Hände steif hielt. Der Unfall, der sich nun ergeben hatte, war größer, als ich beabsichtigt

hatte. Aber darüber konnte ich mich nicht beklagen. Am gleichen Nachmittag noch ging ich zu Dr. Roehm und zeigte ihm meinen gebrochenen Finger. Ich war froh, daß der Finger für sich selbst sprach, und daß ich nicht viel zu erklären hatte. Als ich mich verabschiedete, fiel mir auf, daß Dr. Roehm sich entschuldigte, einen Fluch gebraucht zu haben. Ich war dem Gefühl der Erleichterung so stark hingegeben, daß ich davon einfach nichts gemerkt hatte.

Das Schwierigste an meiner neuen Lebensweise bestand darin, Ruth auszuweichen. Ich liebte sie, und das gestand ich mir nun selbst ein. Ich empfand ein Schuldgefühl. Ich fürchtete, daß man mich ins Gefängnis stecken würde, wenn man meine Neigung entdeckte. Es war also notwendig, Ruth auszuweichen, wenn es auch irrsinnigen Schmerz verursachte. Ich konnte sie in der Schule nicht ansehen. Ich mied unsere früheren Treffpunkte. Ich nahm mein Mittagessen in der Kantine ganz allein zu mir und versteckte mich so erkennbar hinter einem Buch, daß nicht einmal Ruth es wagte, mich zu stören. Niemand würde also von all dem erfahren. Ich suchte mir darüber Gewißheit zu verschaffen. Ja, ich versuchte sogar mein Denken zu unterbrechen und meinen Geist in einem Schwebезustand zu halten, der erträglicher war als das Denken. Aber es war nur natürlich, daß Ruth eine Erklärung für mein Verhalten verlangte. Ich war nicht klug genug, mein Elend zu verbergen. Ich fühlte mich bedrängt und wurde ein wenig frech und konnte sie nicht davon überzeugen, daß meine Motive stichhaltig waren. Ich versuchte sogar, ihr zu sagen, daß ich flatterhaft und unabhängig wäre. Sie wollte mir nicht glauben. Ohne daß ich davon wußte, sprach sie mit Gerald, denn sie war sich darüber im klaren, daß ich Gerald wie meinen Vater liebte.

Gerald kam eines Abends, als ich ein Buch las, in mein Zimmer und fragte mich ohne Umschweife, warum ich die Leitung meiner Schülersvereinigung niedergelegt hätte. Ohne eine Antwort abzuwarten, stellte er die weitere Frage, warum ich die Annahme des Musikpreises verweigert hatte. Er wußte, daß ich mich trotz meiner Gleichgültigkeit gegenüber anderen Lehrgegenständen sehr intensiv der Musik gewidmet hatte. Er wußte nicht, wie schwer es mir gewesen war, die Annahme des Preises zu verweigern. Ihm wollte natürlich keine improvisierte Erklärung genügen. Der gebrochene Finger hatte, wie er sagte, mit der Anerkennung vergangener Verdienste nichts zu

tun. Ich war überrascht und beschämt, daß er das alles erfahren hatte. Schließlich sagte er, daß Ruth mit ihm gesprochen hatte. Mir wurde übel. Aber ich war entschlossen, ihm nichts zu sagen. Selbst wenn es möglich wäre, würde ich davon nicht sprechen. Er würde mich sicher hassen, wenn ich ihm die Wahrheit sagte ... Er drang in mich auf gütige Art und sprach sogar von dem mürrischen Wesen, das ich in jüngster Zeit an den Tag gelegt hatte und von dem ich glaubte, daß es nicht offenkundig geworden wäre. Ich war eigensinnig. Unter keinen Umständen wollte ich ihm etwas sagen. Er mochte denken, was er wollte. Alles war besser als die Wahrheit — so dachte ich. Nach langem quälendem Schweigen war Gerald schließlich so besorgt, daß er mich geradeheraus fragte, ob ich etwas getan hätte, dessen ich mich schämen müßte. Hier also war der Ausweg, und in dieser Frage erkannte ich blitzschnell die Lösung. Nichts konnte so schlimm sein wie die Wahrheit. Ich kam auf einen Gedanken und sprach schließlich zu Gerald. Ja, sagte ich endlich erleichtert, ich hätte aus dem Schreibtisch einer Lehrerin Geld entwendet. Ich könnte nicht erklären, warum ich das getan hätte. Ich hätte das Geld einmal spät am Nachmittag gesehen, als ich allein im Zimmer der Lehrerin war, und ich hätte es an mich genommen. Ich empfände dies als Zeichen solcher Verworfenheit, daß ich keinerlei Auszeichnung annehmen könne. Es sei mir unmöglich, mit meinen Freundinnen zusammenzukommen. Ich wollte den Schaden wieder gut machen, sobald ich fünf Dollar erspart hätte. Nichts, was er noch sagen könnte, würde mein wirklich starkes Schamgefühl noch steigern können. Ob er nun gehen wolle, fragte ich ihn, und ob er mich in Ruhe lassen wolle.

Einige Minuten lang sprach Gerald kein einziges Wort. Ich hatte Angst, ihm in die Augen zu blicken. Ich verbarg mein Gesicht in einem Kissen und hörte, wie er im Zimmer an meinem Bett auf und ab ging. Dann öffnete er die Tür und wandte sich ab. Doch wandte er sich noch einmal um und sagte schnell: "Ich bin froh, daß Vater das nicht mehr erfahren kann."

Diese Worte gingen auf mich wie Peitschenhiebe nieder. Gerald schloß die Tür und verließ mich, ohne mich irgendwie trösten zu wollen.

"Ich bin froh, daß Vater das nicht mehr erfahren kann."

Allmählich begriff ich, was ich angerichtet hatte. Ich stand auf, um zu Gerald zu gehen, als er die Tür öffnete und etwas auf mein Bett

warf, das zu Boden fiel. Ich hob das Papier auf und sah, daß es eine Fünf-Dollar-Note war. Mein Blut erstarrte in den Adern. Ohne nachzudenken, rief ich laut zwei oder drei Mal Gerald's Namen, und er kam schließlich zurück. Ich klammerte mich an ihn. Ich hatte gefürchtet, daß er nicht kommen würde. Ich erklärte ihm, daß ich gelogen hatte, und daß ich irgendwie geglaubt hätte, das Ganze würde nicht so schrecklich klingen. Ich hatte mir keine Vorstellung davon gemacht, wie schrecklich es sein würde, als Diebin angesehen zu werden, und was es bedeuten würde, das Ansehen unseres Vaters zu beschmutzen.

Gerald wußte nicht, ob er erleichtert oder noch besorgter sein sollte. Schließlich erklärte ich, daß ich die Wahrheit sagen würde. Ich erinnere mich, daß er mich zu meinem Bett führte, und daß er neben mir saß und meine Hand streichelte. Ich wußte, daß er es gut mit mir meinte, aber ich wußte nicht, wie ich beginnen sollte. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß ihn meine Erzählung in Verlegenheit bringen konnte. Aber nun war mir jeder Rückzug abgeschnitten. Ich weiß nicht mehr, wie ich mit meiner Darstellung begann. Ohne irgend eine Vorbereitung und ohne Beschönigung der Wahrheit hörte Gerald Satz um Satz das unglückliche Geständnis meiner Homosexualität. Ich sprach zwar nicht von der ärztlichen Untersuchung, aber ich ließ sonst nichts unerwähnt. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich Ruth liebte, ohne daß ich es allerdings wagte, das Wort "Liebe" in diesem Zusammenhang zu benutzen. Ich erklärte ihm sogar, warum ich meine Hand verletzen wollte, und daß ich mich nicht vor Menschen zeigen konnte, die mich verachten würden, wenn sie wüßten, wie es um mich stand. Ich wollte allen aus den Augen und aus dem Sinn sein. Ich wußte noch nicht, wie ich mein Leben gestalten würde, aber es war mir klar, daß ich meinen Platz nur finden konnte, wenn man mich in Ruhe ließe.

Dann war alles vorbei — viel früher, als ich gedacht hatte. Ich konnte Gerald nicht ansehen, aber ich fühlte, daß er die Wand hinter meinem Schreibtisch anstarrte.

Er sprach so leise, daß ich ihn kaum verstehen konnte. Ich erinnere mich an seine Worte, und es will mir fast scheinen, ich hätte mich bemüht, sie auswendig zu lernen. Er sprach vorsichtig und mit Bestimmtheit. Er leugnete rundweg, daß ich homosexuell war. Er erklärte mir, daß ich das Opfer einer Schulmädchenlaune wäre, daß

das in diesem Alter häufig vorkäme, daß ich überempfindsam sei, und daß die zufällige Kenntnis der Homosexualität mich zu vorschnellen Schlüssen geführt hätte. Er sprach von ähnlichen Erscheinungen, die ihm bekannt geworden wären, und gab zu, daß er meine Gefühle verstehen könnte. Ruth wäre eben ein sehr hübsches Mädchen. Darin sähe er aber keine abnormale Erscheinung. Ich würde darüber hinwegkommen. Was Gerald sagte, schien mir vernünftig. Überdies studierte er ja Medizin, und in meinen Augen kennen die Ärzte die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Verhaltens.

Er war natürlich entrüstet darüber, daß in dem von mir erwähnten Buch die Homosexualität als eine lasterhafte Krankheit und als ein Verbrechen bezeichnet wurde. Ich erinnere mich, daß er plötzlich aufsprang, nach John rief und ihn in die naheliegende öffentliche Bibliothek schickte. Mir war nicht klar, was das zu bedeuten hatte. Eine halbe Stunde später kam John und überreichte Gerald ein Buch von Havelock Ellis und ein Buch von Freud — das erste Buch von Freud, das ich je sah. Gerald las mir lange vor. Zuerst aus dem einen Buch, dann aus dem anderen. Er unterbrach sich gelegentlich und machte erläuternde Bemerkungen. Ich war erstaunt. Ich hatte nicht gewußt, daß Homosexuelle je mit menschlichem Respekt behandelt worden waren. Ich wußte nur, daß man sie auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Mir war unbekannt, daß Homosexuelle eine wertvolle Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnehmen konnten. Ich dachte, daß man Homosexuelle, die als solche erkannt waren, ächten würde. Ich lauschte jeder Silbe, die Gerald las. Ich hatte nicht gewußt, daß die meisten Homosexuellen geistig gesund waren. Ich hatte mir vorgestellt, daß Homosexuelle häufig geistesgestört waren und manchmal zu sexuellem Irrsinn neigten.

Beim Abschied sah mich Gerald an, lächelte und machte mir einen leisen Vorwurf wegen der erbärmlichen Lüge, die ich zuerst erzählt hatte. Und um den bösen Satz, den er zuvor gesprochen hatte, wettzumachen, fügte er hinzu: "Selbst wenn du das bist, was du zu sein glaubst, würde Papa dich wohl ganz verstehen."

Grace

Die Aufklärung durch Gerald war ein großes Glück für mich. Ich war nicht völlig davon überzeugt, daß ich keine Lesbe war. Mein Lebensgefühl war zu plötzlich aus der Ordnung geraten, und der Gedanke an Ruth hatte sich meiner Seele zu tief eingepägt. Ich war aber überglücklich, daß ich nun wußte, daß ich selbst als Homosexuelle nicht das Schicksal der mittelalterlichen Hexen teilen und mein Leben auch nicht in einer Irrenanstalt beenden mußte. Es war schön, zu wissen, daß die Homosexualität kein monströser Scherz der Natur war, und daß die Homosexuellen eine recht ansehnliche Gruppe von Menschen bildeten, für die das als normal galt, was die "normalen" Menschen als "anomal" bezeichneten. Intelligente und verständige Menschen empfanden keinen Abscheu und keinen Schrecken vor der Homosexualität.

Die Rettung suchte ich im Widerstand zu finden, und dieser Widerstand war das A und O meiner radikalen Haltung in den nächsten fünf Jahren. Nach der Aufklärung durch Gerald konnte ich glauben, daß meine Homosexualität noch nicht irreparabel war. Ich erinnerte mich, daß mein Vater mir von frühester Kindheit an das Prinzip der "Willensstärke" gepredigt hatte, und mir wollte scheinen, daß er in seiner väterlichen Weisheit erkannt hatte, wie sehr ich diesen Rat später brauchen würde. Die Erinnerung an die Ratschläge meines Vaters und das Vertrauen, das Gerald mir einflößte, gaben mir die moralische Stütze, die ich dringend brauchte. Aus dieser Quelle schöpfte ich den Mut, um in den nun folgenden Jahren eine Verteidigungsstellung gegen jenes Erlebnis zu errichten, wodurch ich mir vielleicht eines Tages genaueres Verständnis über mich selbst verschaffen würde.

Mutter und Dr. Boehm hatten seit langem den Plan gehegt, mich an ein Konservatorium zu schicken. Ich wollte beide um keinen Preis enttäuschen. Der Gedanke, daß ich Mutter und Dr. Roehm Kummer bereiten könnte, machte mir körperliche Schmerzen. Aber ich wußte nun, daß die Musik nicht geeignet war, meine berufliche Laufbahn zu bestimmen. Der Erfolg auf diesem Gebiet hätte die gesellschaftliche

Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Der Mißerfolg hätte mich unglücklich gemacht, denn ich war ehrgeizig. Ich mußte also an einen Beruf denken, in dem viele Menschen tätig waren und in dem der einzelne wenig zählte. Zur Überraschung meiner Familie entschloß ich mich für den Beruf der Lehrerin. Mich ermutigte der Gedanke, daß es in diesem Beruf so viele untüchtige Menschen gab, und daß es also für mich nicht schwer sein würde, Erfolg zu haben. Diesem Plan entsprechend fiel die Wahl auf ein großes College, das ein paar hundert Kilometer von unserer Heimatstadt entfernt war und in dem sowohl Jungen wie Mädchen unterrichtet wurden.

Meine Mutter hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, mich mit hübschen Kleidern ins College zu schicken. Ich hatte eine gute häusliche Erziehung und eine gute Schulausbildung genossen, und damit waren alle Voraussetzungen dafür geschaffen, daß ich dem Studentenverband meiner Wahl beitreten konnte. Als mich die Vereinigung der Studentinnen zum Beitritt einlud, war ich überglücklich.

Sonderbar erschien meinen Kommilitoninnen einzig und allein mein Wunsch, ein Zimmer für mich selbst zu haben. Dies widersprach den herrschenden Gewohnheiten. Ich konnte nicht anders, denn ich dachte noch zu lebhaft an die körperliche Berührung mit Ruth. Andererseits aber hatte ich Angst vor meinem Hang zu quälerischem Grübeln, und so wollte ich die Zeit möglichst nie allein verbringen. Es galt also, mit den Mädchen freundschaftlichen Verkehr zu pflegen und doch keine Gelegenheit für Intimitäten zu suchen. Dieses Gleichgewicht zwischen Geselligkeit und Alleinsein zu finden, war nicht leicht. Es gelang mir nur dadurch, daß ich das Feld meiner gefühlsmäßigen Entwicklung erweiterte und aus mir selbst heraustrat. Ich interessierte mich immer mehr für andere Menschen auf rein menschliche Weise, und sobald ich mich daran gewöhnt hatte, schien mir, als hätte ich immer schon die Fähigkeit besessen, andere zu verstehen.

Da ich mich davor in acht nahm, Einzelfreundschaften zu pflegen, war ich bald die Freundin von vielen Mitstudentinnen. Vielen galt ich als anvertraute Freundin, und es fiel mir manchmal schwer, die Geheimnisse, die mir ein bestimmtes Mädchen anvertraut hatte, nicht mit den Geheimnissen einer anderen Studentin zu verwechseln. Ich hegte die Befürchtung, daß man mich als jüngste Kommilitonin nicht ganz ernst nehmen würde, und so gab ich gesprächsweise an, daß ich

um zwei Jahre älter wäre als dies tatsächlich der Fall war. Die Erweiterung des Kreises von Freundinnen machte es mir leichter, ein Zimmer für mich allein zu bewohnen und doch nicht allzuviel allein zu sein. Mein Zimmer wurde zu einem natürlichen Treffpunkt mehrerer Studentinnen. Hier gab es Konversation, gemeinsame Lesestunden, Musik, Bridge und nächtliche Kaffeestunden.

Mit einer geradezu fanatischen Selbstdisziplin ignorierte ich Mädchen, die mich ganz besonders anzogen. Ich wollte nicht in Versuchung geraten. Gelegentlich führte diese Bemühung zu inneren seelischen Spannungen. Meine zwiespältige Natur kam mir auf unangenehme Art zum Bewußtsein, und ich verlor mein Selbstvertrauen. Aber ich kam nie auf den Gedanken, daß ich mich anders verhalten konnte.

Ich wußte, daß ich bei der Musik immer meine Zuflucht suchen und finden konnte. Wenn ich mich bei den abendlichen Unterhaltungen über Liebe und Leben nicht wohl fühlte, konnte ich mein Gleichgewicht wieder herstellen, indem ich darum bat, Klavier spielen zu dürfen. Meine Freundinnen liebten leichte Musik und wollten keine klassische Musik. So nahm ich zu dem Trick meine Zuflucht, den ich schon als Kind angewandt hatte — ich spielte nach dem Gehör. Anfangs tat ich das mit beschämter Hemmung. Die beifälligen Worte meiner Freundinnen brachten mich in Verlegenheit, aber ich war glücklich, daß ich eine so einfache Methode besaß, um gesellig zu sein. Gesellschaft und Geselligkeit entschädigen für viele andere Unzulänglichkeiten.

Ich galt als ein hübsches Mädchen, und dies war für meinen gesellschaftlichen Ehrgeiz von Vorteil. Ich hatte oft Verabredungen mit den Jungen im College. Ich ging zu den wichtigeren Tanzveranstaltungen des Studentenverbandes. Es amüsierte mich, daß ich am Ende des zweiten Collegejahres den Ruf erworben hatte, eine der besten "Eulen" zu sein. Aus der Studentensprache übersetzt, bedeutet das, daß ich Rendezvous' mit den "richtigen" Männern aus den "richtigen" Studentenvereinigungen hatte. Ich muß jedoch zugeben, daß es sich um Jungen handelte, die mir ganz entschieden gefielen.

Die glücklichen Gefühle der beiden ersten Jahre im College erweckten in mir die Hoffnung auf vollkommene seelische Anpassung und seelisches Gleichgewicht. Als ich mit achtzehn Jahren ein

Stipendium erhielt, wollte es mir scheinen, daß ich all das erreicht hatte, was irgend ein Mädchen dieses Alters erwarten durfte. Als künftige Lehrerin hatte ich ein Fach zu wählen, und ich entschied mich für den Sprachunterricht. Sprachen hatten mir niemals Schwierigkeiten gemacht, und dies war wahrscheinlich auf mein musikalisches Gehör zurückzuführen. Die Lehrkräfte, die Französisch und Deutsch unterrichteten, waren mir sympathisch, und ich war gerade in dem Alter, in dem die französische Poesie mich beeindruckte. Ich konnte mir auch keinen vornehmeren Beruf vorstellen. Ich war damals schon der gleichen Ansicht, der ich auch heute noch huldige: man soll die schwierige Aufgabe, für drei Mahlzeiten täglich zu sorgen, so schmerzlos wie möglich lösen.

Im nächsten Jahr wurde mein seelisches Gleichgewicht durch eine tragikomische Wendung erschüttert, auf die ich nicht vorbereitet war. In der Woche vor der Quartalsprüfung, als ich mich auf die Prüfungen vorbereitete, äußerte Grace, eine ältere Kollegin, den Wunsch, mit mir zusammen zu studieren. Ich fühlte mich geschmeichelt. Grace besaß kühlen Charme, und ihre wiederholte Weigerung, mit Jungen auszugehen, hatte mich mit ehrfürchtigem Schrecken erfüllt. Sie war die Tochter eines Offiziers und hatte das soldatische Talent, tolle Geschichten zu erzählen. Bei den mitternächtlichen Gesprächen der Studentinnen gab sie manchmal Geschichten zum besten, die unser Blut stocken ließen. Während sie sprach, glänzten ihre Augen, und jedes ihrer Worte zündete. Wenn aber die Geschichte zu Ende war, zog sie sich reserviert zurück, und dies konnte ich mir niemals erklären. Irgendwie aber zog mich Grace an.

An dem Abend, an dem Grace zu mir kam, um mit mir zu lernen, lasen wir Verlaine und Baudelaire und wiederholten auf Grund unserer Hefte, was wir in den Unterrichtsstunden gehört hatten. Es muß etwa 11.30 Uhr gewesen sein, als wir müde wurden, die Bücher beiseite legten und auf der elektrischen Kochplatte Kaffee bereiteten. Plötzlich begann Grace über Homosexualität zu sprechen. Sie war offenbar durch Verlaines Gedichte auf diesen Gedanken gekommen. Es war klar, daß es ihr darum ging, meine Einstellung zu ergründen. Ich gab gehemmte, ausweichende Antworten, wurde verlegen und errötete.

Grace sagte: "Ich will bloß wissen, ob du die Homosexuellen verurteilst."

Sie sah mich dabei nicht an. Ich spürte, was sie sich dachte und fürchtete mich.

"Ich weiß nicht", sagte ich. "Vielleicht bedaure ich sie bloß."

Nach einigen Minuten des Schweigens sagte sie mir ganz unverblümt, daß sie mich liebe. "Aber ich bitte dich um eines, Diana," fügte sie hinzu, "ich will dein Mitleid nicht haben."

Hätte sie mir Zeit gegeben, mein Eingeständnis vorzubereiten, dann wäre mein Interesse stärker gewesen als mein Widerstand. Aber die Verwirrung des Augenblicks stärkte die Abwehr der Versuchung. Grace war sehr empfindlich und deutete mein merkwürdiges Verhalten als abweisende Haltung. Sie fühlte sich erniedrigt, weil ich sie "mißverstanden" hatte und verabschiedete sich.

Während der nächsten Tage mied sie mich. Dies war jedoch nicht das einzige unangenehme Ergebnis des Geständnisses. Ich war über den von ihr benützten Ausdruck "Mißverständnis" beunruhigt, denn ich war überzeugt, daß meine vorsichtigen Bemerkungen über die Homosexualität weder in dem einen noch in dem anderen Sinne gedeutet werden konnten. Damals wußte ich noch nicht, was ich heute weiß: daß Homosexuelle einander trotz aller geschickten Tarnung mit unheimlicher Sicherheit erkennen können.

Meine Neugier war angestachelt. Grace, die ihren engsten Freundinnen unbekannt war, war also eine Lesbe! Sie war die erste Homosexuelle, der ich begegnete. Stärker noch als meine emotionale Anteilnahme war mein psychologisches Interesse an Grace. Ihre Fähigkeit, sich von den Menschen fernzuhalten, war also zweifellos durch ihre lesbische Einstellung zu erklären. Wie aber reagierte sie auf ihre anomale Einstellung? War sie unglücklich? Wehrte sie sich dagegen? War sie auch in zu starkem Maße in männlicher Umgebung aufgewachsen? Und vor allem: schämte sie sich?

Ich war verblüfft über meine eigenen Vorurteile. Solange ich nicht gewußt hatte, daß Grace anomale Neigungen hatte, war sie mir sympathisch. Nun empfand ich Mißtrauen und sogar Feindschaft — und zwar noch ehe ich wirklich alles wußte. Es nützte nichts, daß ich in meinem Innern nach einer Rechtfertigung suchte. Ich begriff, daß Vernunftgründe hier keine Rolle spielten. Aber auch das Mitleid war keine Reaktion der Vernunft.

Zum Teil war es das Gefühl engster Zusammengehörigkeit und zum Teil mein Schuldbewußtsein, das mich veranlaßte, ihr drei Tage später einen Brief zu schicken, in dem ich sie bat, mich abends zu besuchen. Um etwa 10 Uhr abends klopfte sie an meine Tür. In diesem Augenblick bedauerte ich, den Brief geschrieben zu haben und fragte mich, was ich nun eigentlich sagen sollte. Grace trat in mein Zimmer. Sie trug ein rotes Samtpyjama. Ihr langes blondes Haar war schöner denn je. Ihr Blick war ängstlich. Mir war klar, daß ich vorsichtig sein mußte, wenn ich sie nicht verletzen wollte. Sie fragte nicht, warum ich sie zu mir gebeten hatte. Wahrscheinlich wußte sie es. Das Gespräch kam nur langsam in Fluß und war gehemmt und unbeholfen. Ich war froh, als sie der Spannung ein Ende machte, indem sie auf meinem Grammophon ein paar Platten spielte. Ich erinnere mich, daß sie Musik von Ravel wählte. Ich lag auf meinem Sofa und beobachtete sie, während sie der Musik lauschte. Sie hatte hochgestellte Backenknochen und ein dreieckiges, interessantes, rassiges Gesicht. Ihre Art, die Hände zu falten und zu lösen, war von besonderer Anmut. Als die Musik zu Ende war, fragte sie, ob sie die Kerze auf meinem Tisch anzünden dürfte. Während sie dies tat, rückte sie eng an mich und machte das elektrische Wandlicht aus. Wir sprachen kein Wort. Das Kerzenlicht beseitigte ihre Schüchternheit, und sie sah mir zum ersten Mal in die Augen. Rasch kam sie mir ganz nahe, küßte mich auf die Stirn und flüsterte:

"Es war lieb von dir, mich heute abend kommen zu lassen. Bitte sei nicht dagegen, daß ich dich so liebe. Laß dich dadurch nicht irritieren."

Dann ging sie. Ich merkte nun, daß ich gar nichts gesagt hatte. Ich empfand ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung darüber, daß Grace von meiner Empfindlichkeit nichts ahnte. Wenn ich überdachte, was sie gesagt hatte, wurde mir klar, daß sie von meinen Gefühlen keine Ahnung hatte. Ich hatte also keine Angst mehr.

Nach diesem Abend besuchte sie mich sehr oft. Zumeist kam sie sehr spät, wenn ich von einem Rendezvous mit einem Studenten heimkehrte. Ich schämte mich über meine zu Anfang gezeigte feindselige Haltung und machte alle Anstrengungen, gastfreundlich zu sein, ohne zu weit zu gehen. Grace verlor die Gehemmtheit der beiden ersten Abende und wurde eine angenehme, sympathische Kameradin.

"Vergiß alles, Diana, um meinetwillen", sagte sie einmal. "Ich vertrage die pathetischen Gesten nicht. Wenn du Mitleid für mich empfändest, würde ich mich einfach zurückziehen."

Ogleich sie über ihre Gefühle nichts mehr sagte, merkte ich doch die Zurückhaltung, die sie sich auferlegte. Ich bewunderte diese Einstellung, die über jedes Mitleid erhaben war. Ihre Haltung hatte Zartgefühl und gleichzeitig unbeschreibliche Würde. — Schließlich begriff ich, daß meine Vorurteile sie abstumpften, und dies überraschte mich nicht wenig. Ich hatte alles mögliche von ihr erwartet und befürchtet. Wenn man von kleinen Aufmerksamkeiten absieht, die dem gewöhnlichen Beobachter kaum aufgefallen wären, verhielt sie sich kaum anders als alle meine anderen Freundinnen. Allerdings wußte ich damals nicht, was das für Grace an Selbstbeherrschung und Verstellung bedeutete.

Zwei Mal schenkte sie mir Brahms-Schallplatten, die ich jedoch ebenso sehr als ihr Eigentum betrachtete, denn sie hörte diese Musik gerne mit mir zusammen. Ein paar Mal war ich in meiner Haltung so frei und gelöst, daß ich ihr einen Gute-Nacht-Kuß geben konnte. Wenn es dazu kam, spürte ich ihre rührende Dankbarkeit, die einem Gefühl der Traurigkeit nahe verwandt war. Sie selbst näherte sich mir sonst nie. Und doch war sie taktvoll genug, niemals ein Gefühl der Erniedrigung zu zeigen.

In diesem Jahr begann ich mich plötzlich für Carl zu interessieren, der sich mir dauernd widmete. Wäre Carl nicht gewesen, dann hätten die Gefühle, die ich für Grace zu hegen begann, dazu geführt, daß ich ihr alles gestanden hätte. Grace glaubte, daß ich Carl liebte, und ich machte keine Anstrengung, ihr diesen Glauben zu nehmen. Vielleicht weil ich es selbst glauben wollte ...



Zweiter Teil: CARL

Bekanntschaft mit Carl

Carl war Student und fünf Jahre älter als ich. Er war das einzige Kind wohlhabender Eltern, deren Ehe getrennt war. Beide liebten ihn abgöttisch. Anfangs kannte ich Carl nur vom Sehen. Er war groß, blond, hatte eine leicht gebückte Haltung, klare Gesichtszüge und die feinen Manieren eines viel älteren Mannes. Er paßte nicht in das typische College-Bild, das keine Abweichung von der Regel duldet. Den Studentinnen, die ihm wegen seines guten Aussehens und seines Geldes auf halbem Wege entgegenkamen, wich er durchwegs aus. Er war Kapitän der Golfmannschaft, Mitglied des Poloteams, hatte ausgezeichnete Studienerfolge auf dem Gebiet der Philosophie und verblüffte seine Lehrer durch seine Sorglosigkeit. Er galt auch als guter Trinker und wurde deswegen von seinen weniger trinkfesten Kollegen beneidet. Das erste Mal hörte ich seinen Namen, als von einem Ausspruch die Rede war, den er getan haben soll: der "Crock of Gold"³ sei seine Bibel und Thomas Mann sein Gott.

Ich erinnere mich daran, weil mir diese ungewöhnliche Kombination um so merkwürdiger erschien, als sie von einem Menschen herrührte, der als undiszipliniert und verspielt galt. Ich hatte auch gehört, daß Carl einmal, als er zuviel getrunken hatte, den weiblichen Dekan der Universität zu einem Rendezvous einlud. Trotz ihrer Respektposition hatte die Frau Dekanin aber genügend Humor. Als Carl später in ihrem Büro vorsprach, um sich zu entschuldigen, nahm sie ihn beim Wort. Angeblich war sie auch mit dem Abend, den sie mit Carl verbrachte, sehr zufrieden, und sie selbst behauptete sogar, daß sie Carls zweitbeste Freundin sei, die gleich nach Carls Polopferdchen rangierte. Sie selbst war eine gute Golfspielerin, und da ich die beiden miteinander spielen sah, hatte ich den Eindruck, daß an dieser Geschichte etwas stimmte.

³ Bekanntes Märchen des irischen Schriftstellers James Stephens.

Ich begegnete Carl zum ersten Mal, als eine erkrankte Kommilitonin mich bat, ihn um seine Aufzeichnungen aus dem Psychologieunterricht zu bitten. Carl hatte in diesem Unterrichtsgegenstand die beste Note. Als ich zu ihm kam, überraschte er mich mit der Mitteilung, daß er keine Aufzeichnungen mache. Er sei aber bereit, zu uns zu kommen und uns die Einzelheiten der nächsten Prüfungsgegenstände zu erklären. Als er uns an diesem Abend aufsuchte, merkte ich, daß er so tief ins Glas geschaut hatte, daß ich ihn nach Hause schicken mußte. Ich war überrascht, als er mich am nächsten Tag um ein Rendezvous bat. Ich war nicht sonderlich interessiert, und da ich eine Hausarbeit zu machen hatte, lehnte ich ab. Trotzdem kam er, um mich abzuholen. Da ich durch diese Anmaßung überrascht und zugleich belustigt war, wurde er verlegen. Er war aber gar nicht so arrogant, wie ich dachte. Wider Erwarten gefiel er mir irgendwie. Der Grund hierfür lag wahrscheinlich in den Worten, die er schließlich sprach: "Es gibt tausend Gründe, die dagegen sprechen, daß du mit mir ausgehen willst und keinen einzigen, der dafür spricht. Aber ich wollte dich schon immer kennen lernen, seit ich deinen Aufsatz im vorigen Jahr gelesen habe." Und als ob es sich um den Ausdruck des höchsten Respektes handelte, fügte er hinzu: "Ich wollte, ich hätte ihn selbst geschrieben."

Der Aufsatz, von dem er sprach, hatte das Thema jugendlicher Enttäuschungen etwas gründlicher behandelt und hatte mir einen Preis eingetragen und einige Aufmerksamkeit erregt — nicht mehr und nicht weniger. Carl übertrieb natürlich die Bedeutung dieses Aufsatzes, aber sein Interesse machte mir Freude. War es diese neue Form der Schmeichelei, die mich an seine Aufrichtigkeit glauben ließ? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mir nach Frauenart seine Augen gefielen, und daß ich ihn schließlich bat, zu bleiben.

Am nächsten Tag brachte er mir eine Kurzgeschichte, die er geschrieben hatte. Nun war es an mir, meine Unterlegenheit und mein Entzücken zum Ausdruck zu bringen. Ich war keine Fachkritikerin, aber ich erkannte seine starke Phantasie und seinen sicheren Stil, der weit über jede Dilettantenarbeit hinausging, die ich bisher gesehen hatte. Ich drang in ihn, die Kurzgeschichte zur Veröffentlichung einzureichen. Er aber hatte die feste Überzeugung, daß er zu nichts taugte, und es war mir nicht möglich, diesen Widerstand zu überwinden. Schließlich gab er mir zögernd die Erlaubnis, daß ich mich für ihn um eine Veröffentlichung bemühte. Binnen Monatsfrist

war die Kurzgeschichte von einer literarisch angesehenen Zeitschrift zur Publikation angenommen. Carl war vor Freude sprachlos.

Während der folgenden Monate lernte ich Carl so gut kennen, wie nur wenige seiner Freunde ihn kannten. Daß seine gleichgültige und sorglose Haltung eine Verteidigungsstellung war, wurde mir sofort klar. Leider aber hatte sich diese Einstellung so stark gefestigt, daß Carl seine geistigen Fähigkeiten selbst nicht mehr deutlich erkannte. Seine Liebe zum Vater, der ein zweites Mal geheiratet hatte, wurde durch eine tiefe Ergebenheit gegenüber der Mutter ergänzt, mit der er zusammen lebte. Ich hatte den Verdacht, daß seine Trinkgewohnheiten nur eine Flucht vor der neurotischen Abhängigkeit der Mutter vom Sohn waren. Es war richtig, daß Carl mit der Dekanin Freundschaft geschlossen hatte. Beiden war es gleichgültig, daß diese Freundschaft, die den Universitätstraditionen widersprach, den Witzbolden Material lieferte. Die Frau Dekanin war übrigens eine anziehende, reife und sehr kluge Frau.

Carl hatte das Bedürfnis, mit jedem, der ihn ernst nahm, ernst und aufrichtig zu sprechen. Da sein literarisches Debut ein Erfolg war, wollte er nun den Beweis dafür antreten, daß es ihm möglich wäre, die Nachsicht seines Vaters und die Verzärtelung der Mutter zu ertragen. Über Anregung von seiten der Dekanin und von mir ermutigt, gab er einen sinn- und ziellosen College-Lehrgang auf, den er nur begonnen hatte, weil die Mutter ihn bei sich haben wollte, nahm sich eine eigene Wohnung und widmete sich uneingeschränkt der schriftstellerischen Tätigkeit. Glücklicherweise verstand seine Mutter sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit, und die Redaktionen förderten ihn. Es hatte den Anschein, als ob Carl keine Ablenkung von seiner neuen Begeisterung ertragen konnte, und so gab er das Trinken auf. Wir hatten niemals darüber gesprochen. Es kam ganz von selbst und war nicht das Ergebnis einer bewußten Anstrengung. Das war für mich eine Erleichterung, denn mir lag das Predigen nicht.

Unsere Beziehung hatte auf einer eigentümlich platonischen Basis begonnen. Am ersten Abend hatte er die üblichen Annäherungen versucht. Trotz seiner Geschicklichkeit auf diesem Gebiet merkte ich eine gewisse Gleichgültigkeit, die mich auf ungewohnte Art entzückte. Ich machte ihm den Vorschlag, daß wir uns zu derlei Dingen nicht zwingen sollten. Carls aufatmende Erleichterung hatte etwas

Komisches. Er machte eine mir unvergeßliche Bemerkung, die wie ein unbeabsichtigter Kommentar zu den Sitten der jungen Generation klang:

"Ich bin froh, daß du nichts dagegen hast, wenn wir es nicht tun", sagte er. "Ich habe genug davon."

"Das wußte ich", war meine Erwiderung.

Trotz der Vermutungen, die unsere Freunde in kaum verhüllter Weise zum Ausdruck brachten, war unsere Freundschaft während der nächsten Monate vollkommen platonisch. Wir lasen zusammen, wir studierten zusammen, wir fuhren zusammen im Auto, wir schwammen, und wir spielten Tennis. Morgens, mittags und abends aßen wir zusammen — oft in seiner Wohnung. Im College betrachtete man uns als das "treuste Paar", wie wir aus einer Umfrage erfuhren, deren Ergebnis in der College-Zeitung veröffentlicht wurde. Als wir staunend davon hörten, dachte Carl nach, welche Ironie doch in diesem Mißverständnis lag, und zum ersten Mal küßte er mich fröhlich vor einer ganzen Gruppe von Studentinnen, die vor Verblüffung starr waren.

Ich war glücklich, als Carl am Ende des Schuljahres seine Absicht äußerte, ins Ausland zu gehen. Er war schon vor Jahren mit seinen Eltern in Europa gewesen, aber damals war er, wie er sagte, "von einem Land ins andere gejagt". Er war noch immer von knabenhaften Gedanken besessen und wollte ein Jahr lang an jenen Orten studieren, die ihm am besten gefielen.

Es war drei Wochen vor seiner Abreise, als ich begriff, daß er mich liebte. Zuerst war ich bestürzt darüber. Mein Gefühl für ihn hatte sich auf die Emotion einer Mutter beschränkt, die zusieht, wie ihr kleiner Junge sich bemüht, brav zu sein, und die schließlich überzeugt ist, daß er den richtigen Weg geht. Carl war von mir abhängiger als er dachte, aber ich hatte niemals die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß er mich lieben könnte. Eine rätselhaft Intuition sagte mir jetzt, daß er mich liebte. Ich wußte das vielleicht eher, als er selbst es ahnte.

Ich war bestürzt, weil ich Angst hatte. Mein Selbstbewußtsein war geschmeichelt, aber meine Gefühle waren verwirrt. Als Carl mir schließlich sagte, daß er mich liebte und mich bat, ihn zu heiraten und mit ihm zu gehen, stand meine Antwort fest. Ich konnte mich jedoch nicht plötzlich dazu zwingen, der glücklichsten Freundschaft, die ich je gekannt hatte, ein Ende zu machen. Ich klammerte mich an Strohhalme

und war entsetzt über den Gedanken, daß ich ihn ganz verlieren sollte. Ich vertröstete ihn von einem Tag auf den anderen. Bald dachte ich daran, wie unmöglich es für mich war, ohne ihn auszukommen. Bald stellte ich mir die Unerträglichkeit einer Ehe in aller Deutlichkeit vor. Carl fühlte meine Verstörtheit und bat mich, meine Entscheidung in seiner Abwesenheit zu treffen. Er wollte ein Jahr lang wegbleiben. Ich hatte mich also als verlobt zu betrachten.

Als Carl mir sein Studentenabzeichen schenkte, war ich glücklich und selig. War seine Stimmung und sein Gefühl ansteckend? Als Carl mich küßte, fühlte ich eine zarte, blasse Emotion. Es war das einzige zärtliche Gefühl, das je ein Mann in mir auslöste. War das emotionale Übertragung und Ansteckung?

Gott sei's gedankt — mein Gefühl war der Triumph des Normalen. Mein Trieb war schwach und doch stark genug, um meine erste, wirklich normale Emotion erkennen zu lassen. Es war ein Gefühl von unendlicher Süße. Als ich von ihm Abschied nahm, lief ich in mein Zimmer — schwindlig vor Glück. O mein Gott! So war es also geschehen! Ich werde normal sein!

Als Grace eintrat, strahlte ich vor Freude, und sie erriet, was geschehen war. Impulsiv sagte ich ihr, daß ich Carl liebte. Dann umarmte ich sie so zärtlich, daß sie überrascht war. Dies brachte mir zum Bewußtsein, daß der jubelnde Ausdruck meiner Gefühle darauf hindeuteten könnte, daß es sich nicht um reine Liebesgefühle handelte. Die große Freude war eher darauf zurückzuführen, daß meine Gefühle einen Normalzustand anzeigten, den ich mir mehr als alles andere wünschte. An diesem Abend konnte ich nicht einschlafen. Der Wunsch, Gerald alles zu erzählen, hinderte mich daran.

Der Entschluß

In diesem Jahr hatte ich keine näheren Freunde. Grace hatte ihre Schlußprüfungen absolviert, und Carl war in Europa. Diese neue Einsamkeit war eine für mich vorteilhafte Veränderung. Drei Jahre lang hatte ich versucht, einen Platz an der Sonne zu finden, und nun, da Carl mich liebte, hatte ich das Gefühl, daß eine lange Sehnsucht endlich erfüllt war.

Carl schrieb mir lustige Briefe, in denen immer wieder grammatikalische Ungeheuerlichkeiten vorkamen. Ich hatte ihm seinerzeit erklärt, daß ich Angst hätte, mit einem Berufsschriftsteller zu korrespondieren — und das war seine Antwort darauf. Dann aber offenbarte sich in seinen Briefen auch eine Zärtlichkeit, die ich in unserer kurzen Verlobungszeit noch nicht hatte wahrnehmen können. Er sandte mir kleine Geschenke — alles, was ihm irgendwie bemerkenswert erschien: eine winzige Spieldose aus der Schweiz, eine Tiroler Trachtenbluse in hellen Farben, ein altes, wertvolles, französisches Armband, ein karikaturistisches Selbstporträt, das er in der Fastnachtszeit in Wien entworfen hatte ... Jede Sendung war eine Überraschung. Alles, was er mir schickte, erweckte meine Sehnsucht nach ihm, gleichgültig, ob seine Geschenke Zeichen der Liebe oder bloße Späße waren. Ich hoffte, daß es mir gelingen würde, mich selbst ebenso zu täuschen, wie ich meine Umwelt täuschte. Ich mußte zugeben, daß es Momente gab, in denen mir die Liebe nicht wie etwas Wirkliches, sondern wie ein bloßes Ideal erschien, nicht wie eine Tatsache, sondern wie eine Hoffnung. Ich war beunruhigt darüber, daß Carls zärtliche Worte mich manchmal persönlich so unberührt ließen, als wären sie für irgend einen anderen Menschen bestimmt. In solchen Augenblicken zwang ich mich, heitere, verliebte Briefe zu schreiben, und ich hoffte, daß sie auf Carl spontan und ungezwungen wirken würden.

Es wurde Frühling. Ich mußte mich auf einen Klaviervortrag vorbereiten, weil ich bei einer Konzertveranstaltung der Vereinigung der Studentinnen spielen sollte. Außerdem gab es Proben für eine Theatervorstellung, die von der französischen Fakultät des College veranstaltet wurde. Ich hatte so viele Pflichten zu erfüllen, daß mir nicht genug Zeit und Kraft blieb, um zu einem Entschluß über mein Verhältnis zu Carl zu kommen. Mir war jedoch schon klar, daß es unklug sein würde, Carl zu heiraten, wenn sich meine Gefühle nicht änderten.

Zu meiner Überraschung kehrte Carl zwei Tage früher zurück als beabsichtigt. Er traf kurz vor meiner Abschlußprüfung ein, um dabei zu sein, wenn ich die Rolle der Madelon in Molières "Les Precieuses Ridicules" spielte. Er war braun gebrannt und glücklich und sah hübscher aus, als er in Wirklichkeit war. Die Freude des Wiedersehens ließ all meine Zweifel weichen, und ich konnte mich überhaupt nicht mehr erinnern, je über meine Stellung zu ihm im unklaren gewesen zu sein. Unsere persönliche Erwartung mußte jedoch hinter den Erfordernissen der französischen Theateraufführung zurücktreten. Ich hatte die Rolle der Madelon zu lernen. Am ersten gemeinsamen Abend probte Carl mit mir, gab mir die Stichworte und markierte alle Rollen des Molière'schen Stückes.

Seine entscheidende Frage mußte bald kommen, und ich hatte der Formulierung meiner Antwort meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Ich suchte, alle verstandesmäßigen Argumente abzuwägen und das Gefühl auszuschalten — wenn dies überhaupt möglich ist. Ich unterschied deutlich zwischen Neigung und Einstellung und suchte meine Wunschvorstellungen von meinen tatsächlichen Gefühlen zu trennen. Trotz aller Verwirrung kehrte mein Denken immer wieder zu einem Hauptproblem zurück: zwischen Carl und mir gab es eine Gemeinsamkeit, die jedem aufmerksamen Beobachter erkennbar war und die ich nicht definieren konnte. Diese Gemeinsamkeit kam aus einem wechselseitigen Verstehen, und sie war eine Quelle der Kraft und der Ruhe, die aus einem Bereich herrührte, der unterhalb der Schwelle der Vernunft lag. Das Bewußtsein der Gemeinsamkeit beflügelte all meine Gefühle und beherrschte mein ganzes Denken. Dieses Gefühl hatte Ordnung, Rhythmus und Harmonie.

Ich hatte nur einen Grund, der mich am Glück unserer Ehe zweifeln ließ. Ich wußte nicht, ob ich Carl körperlich liebte. Bei Carl hatte ich nie die schmerzliche Sehnsucht empfunden, die ich in jenen angsterfüllten Stunden einer kurzen Nacht bei Ruth erlebt hatte. Und doch schien mir, daß es fast so weit war, und daß es nur eines stürmischen Gefühlsausbruches bedurfte, um alle Dämme zu öffnen. Die sexuelle Beziehung, so dachte ich, brachte unvorhersehbare und tiefe Veränderungen mit sich. Ich hatte aus Büchern erfahren, daß die scheinbare Frigidität mancher Frau durch die sexuelle Beziehung beseitigt worden war. Eine ältere Kusine hatte mir gestanden, daß sie ihren Mann erst viele Monate nach der Hochzeit lieben gelernt hatte. Mein Körper war gesund und normal, und meine sexuelle Einstellung war, wie ich glaubte, ebenfalls gesund und normal. Ich stellte mir vor, daß ein glückliches Geschlechtsleben für das geistige und körperliche Gleichgewicht so wichtig war, daß mir die Ehe ohne ein solch glückliches Geschlechtsleben unmöglich schien.

Theoretisch hatte mir der Gedanke der "freien Liebe" und der "Probeehe" niemals zugesagt.⁴ Andererseits hatte ich Angst, daß die Eheschließung für uns beide nicht das richtige sein würde. Angesichts meiner Gefühlsunsicherheit sagte mir meine Vernunft, daß es klug sein würde, mit Carl als seine Frau zu leben, ehe wir heirateten.

Solange zwischen Carl und mir bloße Freundschaft bestand, war es mir möglich gewesen, den Gedanken der Homosexualität abzuweisen. Nun aber mußte ich nicht nur an mich denken, sondern auch an ihn. Er hatte das Eheschicksal seiner Eltern vor Augen, und er betrachtete das Problem der Ehe aus diesem Grunde mit ungewöhnlichem Ernst. Er hatte niemals den Versuch unternommen, mich zu überreden. Ich dachte also an seine Einstellung und berücksichtigte seine Zukunft weit mehr als meine eigene. Ich wußte, daß ich mich selbst verachten würde, wenn ich ja zur Ehe sagte, solange noch das geringste Risiko bestand. In dieser Lage verstand ich endlich eine alte Geschichte, die Mutter mir über ihren Großvater erzählt hatte, der seine Braut verlassen hatte, um sich den Gefahren des Pionierlebens im Westen auszusetzen. Seine Nachbarn verspotteten ihn, als er sagte, daß man mehr Mut dazu brauchte, seine Braut zu verlassen als um sie zu

⁴ Bezieht sich zweifellos auf die in den Zwanziger Jahren populäre, aber auch kontrovers diskutierte Konzeption der "Kameradschaftsehe" (Benjamin Lindsey/Wainwright Evans), die u.a. zu Protestreaktionen des Papstes und des Ku Klux Klan führte. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Ben_B._Lindsey

heiraten. Er aber hatte eine scharfe Antwort auf diesen Spott: "Diese Frage wird von meinem Gott und meinem Gewissen entschieden", sagte er. "Meine Nachbarn mögen meinen Gott kennen, aber sie kennen mein Gewissen nicht. Man kann sich vor dem Gewissen nicht verstecken."

Ich sehnte mich nach einer vertrauten Freundin, der ich alle quälenden Fragen in bezug auf meine Homosexualität erklären konnte. Ich brauchte einen Menschen, der mir vollkommen unbeteiligten und großzügigen Rat geben konnte. Ich war mir jedoch im klaren, daß schon meine Fragestellung als Anzeichen meiner Angst gedeutet werden würde. Das aber wäre eine ungerechte Beurteilung meiner Offenherzigkeit gewesen. Wäre Gerald ein objektiver, unbeteiligter Beobachter gewesen, so hätte er meine unbeholfene Fragestellung und meine Entscheidung verstehen können.

Mir blieb also nichts anderes übrig als Carl zu sagen, daß ich mit ihm einfach zusammenleben würde, ohne ihn zu heiraten. Meine Argumentation war schwach, aber beharrlich. Ich führte sogar an, daß meine Mutter dagegen wäre, wenn ich so jung heiratete. Carl war über meine Entscheidung aus der Fassung gebracht, aber er stimmte schließlich zu — unter der Voraussetzung, daß wir später heiraten würden.

Carl gab sich mit aller Intensität seiner schriftstellerischen Arbeit hin. Oft sagte er mir, daß er nur dann glücklich sein konnte, wenn ich bei ihm war. Er wollte nach Beendigung des Schuljahres mit mir zusammen zu meiner Mutter fahren. Ich aber war der Ansicht, daß es am besten wäre, wenn er mit meiner Familie nicht zusammenkäme. Ich bestimmte ihn dazu, nach New York zu fahren und eine Wohnung zu nehmen. Ich würde ihm nach zwei Wochen nachfolgen. Als ich aber nach dem Abschluß der Studien und nach meiner Graduierung meine Heimfahrt antrat, fürchtete ich mich, meiner Familie zu sagen, daß ich in New York "eine Anstellung gefunden hätte".

Zu Hause erzählte ich also, daß ich einen Sommerkurs an der Columbia Universität absolvieren wollte, um eine bessere pädagogische Ausbildung zu erwerben. Ich sagte, daß ich in einer Privatschule Französisch und Deutsch unterrichten würde, daß ich 150 Dollar im Monat verdienen würde, und daß ich erst zur Weihnachtszeit nach Hause kommen würde. Um meine Mutter zu

beruhigen, versprach ich, daß ich eine passende Lehrerin suchen würde, um mit ihr meine Wohnung zu teilen.

Kurz danach reiste ich ab. Mein Kopf war voll von all den empfangenen Ratschlägen, und mir war gar nicht wohl zumute. Aber ich konnte mich nicht über Dinge grämen, die nun einmal nicht zu ändern waren. Herz und Verstand mußten der Zukunft zugewendet werden — dem Leben mit Carl.

Probeehe

Carl schrieb aus New York, daß er eine kleine Wohnung im Westen gemietet hatte — hoch oben, in guter Luft und mit Aussicht auf den Central Park. Das war alles, was ich wußte bis zu dem Augenblick, da Carl mich über die Türschwelle in unsere gemeinsame Wohnung trug. Ich begriff, warum er stolz war. Entgegen seinem ursprünglichen Plan hatte er die Wohnung selbst möbliert. Die Räume waren größer und schöner, als ich sie mir sogar in meiner freudigen Erwartung vorgestellt hatte. Mir gefielen die weinroten Vorhänge und der kastanienbraune Teppich, von dem eine angenehm dunkle Frische ausging. An der Wand hing ein einziges Bild — eine Van Gogh-Landschaft. Carl mußte viel Freude gehabt haben mit dem Auswählen all der Kleinigkeiten. Da waren Nippes-Sachen, eine Vase, eine Zigarettschachtel in weißem Lack, ein zierliches Kaffeetischchen und vieles andere. Das schönste aber war der große Flügel, der mich so fesselte, daß Carl mich aufmerksam machen mußte, daß es noch andere Dinge zu sehen gab.

Eilig führte mich Carl durch die große Halle und zeigte mir sein Arbeitszimmer. Er deutete auf die Bücher, die schon in ihre Fächer eingereiht waren, auf seinen großen Schreibtisch, der schon von seinen Arbeiten übersät war und noch die Zigarettenreste von gestern aufwies. Und schließlich zog er noch eine Skizze von Matisse hervor, die er in Paris erstanden hatte. Ich war gerührt und geschmeichelt, als

ich in dem einzigen sauberen Winkel des Schreibtisches mein Bild entdeckte.

Ich wußte, daß es Schüchternheit war, die ihn veranlaßte, mir mein eigenes Zimmer zuletzt zu zeigen. Aus irgend einem unerfindlichen Grunde erinnere ich mich heute an die gläserne Türklinke. Als er die Tür öffnete, küßte er mich und sagte: "Darling, das hier ist für meine Braut."

Er hatte der Einrichtung des Zimmers schon einen durchaus persönlichen Charakter gegeben. Hier war ein großes, breites Bett mit einem zart-blauen Brokatüberwurf. Die Jalousien waren in elfenbeinfarbenem Weiß gehalten, und auf dem Nachttischchen stand eine Vase mit Maiglöckchen. Auf dem Tisch lag mein eigenes Exemplar des Buches "Engel und irdische Wesen". Ich hatte dieses Buch schon lange vermißt, aber ich wußte nicht, wie es in seine Hände geraten war. Der bloße Anblick dieses Buches schuf eine Atmosphäre der vertrauten Bekanntheit mit allen Dingen dieses Zimmers. In einem Winkel am anderen Ende des Zimmers entdeckte ich schließlich einen kleinen Hund, einen hellhaarigen Cocker Spaniel, der seine Pfoten an die Ohren preßte und mich beobachtete. "Das ist Bonk", sagte Carl und lächelte über meine freudige Überraschung. Ich rief Bonk, aber er war mißtrauisch. Schließlich war er ja vor mir in dieses Zimmer gekommen. Gleich darauf kam Carl ganz dicht an mich heran, und während Bonk noch an meinen Schuhen schnupperte, überreichte er mir einen Ring mit einem quadratischen Saphir, dessen Schönheit mir den Atem raubte. Langsam steckte er den Ring an den Mittelfinger meiner linken Hand.

"Ist es recht so, Diana?" fragte er.

"Vollkommen", sagte ich, und ohne es zu wollen, traten mir Tränen in die Augen. Carl liebte mich, und ich hatte das Gefühl, daß ich diese Liebe nicht verdiente. Meine Liebe mußte jedoch trotz aller Unzulänglichkeit ebensoviel bedeuten wie mein Vertrauen. Ich wollte mich sehr bemühen, ihm Freude zu bereiten. Als ich ihm dies zu sagen begann, küßte er mich, und ich konnte kaum zu Ende sprechen.

Ich fragte mich, ob Carl sich wohl anders verhalten hätte, wenn ich seine Braut gewesen wäre. Wahrscheinlich nicht. Schon am ersten Tag zeigte sich sogar schon ein rein materieller Aspekt unseres Verhältnisses. Carl überreichte mir einen großen Briefumschlag. Darin war Carls Lebensversicherung, die er zu meinen Gunsten

abgeschlossen hatte. "Damit will ich dir nur zeigen, was für einen praktischen Ehegatten du haben wirst", sagte er. Dann erklärte er mir einige Dinge, die er vorher nur flüchtig erwähnt hatte. Von seinem Großvater mütterlicherseits bezog er ein Einkommen. Das ererbte Vermögen bestand aus einer Plantage in Georgina und aus Geschäftsanteilen einer Tabakfabrik. Außerdem hatte er in Chicago Geld in die Reklamefirma seines Vaters investiert. Jetzt, im ersten Jahr der wirtschaftlichen Krise, belief sich sein Jahreseinkommen auf 20.000 Dollar. "Das ist alles, was ich überhaupt jemals haben will", sagte Carl. "Meine Eltern wären noch heute zusammen, wenn sie nicht zuviel Geld gehabt hätten. Mutter konnte sich ein Nervenleiden leisten, und Vater konnte sich andere Frauen gestatten. Ich habe niemals erfahren können, ob Mutter daran schuld war, daß Vater andere Frauen suchte, oder ob Vater für Mutters Nervenleiden verantwortlich war. Aber jedenfalls, Darling, würdest du dich in einem Kurort langweilen, und ich würde mich mit anderen Frauen langweilen. Damit komme ich zum Beginn meiner Geschichte zurück. Es gäbe nur einen Grund für den Wunsch nach mehr Geld — Kinder."

Am frühen Morgen lag Carl neben mir. Sein Schlafrock war über die Lehne eines Sessels geworfen. Seine Hausschuhe standen neben meinem Bett. Ich sah Carl an und wurde von einem unbeschreiblichen Gefühl erfaßt. Ich mußte an eine Stelle in einem Buch denken, das ich gelesen hatte. Da war von einer Frau die Rede, die glücklich war, weil ihr Mann nicht mehr die Seufzer der Unruhe ausstoßen mußte, denn sie hatte ihm zur Ekstase der Liebe verholfen. Das also — dieses Gefühl — verstand ich nun. Plötzlich erfaßte mich ein mächtiges Gefühl. Mir schien, als wäre ich noch nie so glücklich gewesen. Nein, es gab keine Frage mehr — ich gehörte zu Carl.

Es spielte keine Rolle für mich, daß unsere erste körperliche Intimität für mich eine Enttäuschung war. Ich konnte vom Akt der Entjungferung kein chemisches Wunder erwarten. Ich verstand, daß eine Frau häufig Zeit brauchte, um sich anzupassen. Daß es lange dauerte, bis beide den Rhythmus erlernten und ineinander wuchsen. Den ersten Schmerz zumindest hatte ich überwunden. Nun konnte ich den weiteren Weg planen. Obgleich ich physisch passiv war, gestaltete sich mein seelischer Trieb mit schneller Sicherheit. Sicher würde ich

bald spontan und ungehemmt reagieren. Bis dahin aber mußte ich Carl glauben lassen, daß mein Trieb so natürlich war wie der seine.

An einem der nächsten Tage schrieb ich meiner Mutter, daß ich mit einem Mädchen, das ich von der Schule her kannte, zusammen wohnte. "Sie besucht auch die Columbia Universität," schrieb ich, "und wir kommen gut miteinander aus. Sie wird auch den ganzen Winter hier verbringen."

Wie alle jungen Paare, so planten auch wir beide unsere Zukunft. Und wie immer in solchen Fällen, bestanden auch unsere Pläne aus praktischen Dingen und aus mancherlei glücklichen Dummheiten. Es war Sommer, und Carl sprach davon, daß er Herbst und Winter in New York verbringen wollte. "Ich will meine Heiratschancen nicht dadurch verringern, daß ich länger als bis zum Frühling warte", sagte er. "Wir werden rechtzeitig heiraten, damit wir im nächsten Sommer reisen können. Aber wohin?"

Eine Woche lang sprachen wir vom Tiefseefischen auf Tahiti, dann brachte ich ihn auf den Gedanken, eine Autofahrt durch Deutschland und Frankreich zu machen. In kurzer Zeit hatten wir so viele Reiseführer und Landkarten aufgehäuft, daß wir ein Reisebüro hätten eröffnen können. Da Carl sich als Schriftsteller für die Lebensphilosophie des Ostens interessierte, entschieden wir uns schließlich für eine Reise nach China. Das reichte aus, um unsere Phantasie zu den wildesten Träumen zu beflügeln.

Aber all diese in festem Vertrauen entworfenen Pläne wurden von plötzlichen Furchtanfällen erschüttert, wenn ich daran dachte, daß die Voraussetzung hierzu die Heirat war.

Meine Ehevorstellungen waren natürlich durch die Erinnerung an die treue und ergebene Liebe bestimmt, die für das eheliche Verhältnis meiner Eltern charakteristisch gewesen war. Ich betrachtete die Ehe meiner Eltern nicht als eine außergewöhnliche Ehe, sondern als eine natürliche Erscheinung. Es war gut, daß Carls Erfahrungen im Elternhaus ihn besser auf die Ehe vorbereiteten als meine Erfahrungen mich zur Ehe rüsteten. Ich mußte von ihm lernen, daß die Ehe eine Schöpfung und kein Vertrag war; daß die Ehe ein Abenteuer der Entwicklung war, was ich nie vermutet hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich, was es hieß, selbstlos zu sein, für einen andern Menschen zu handeln und zu denken und nicht für mich selbst. Ich lernte, durch das Entzücken des Geliebten und durch den Schmerz

der Enttäuschung seelisch zu wachsen. Und ich lernte, das Feld ungekannter Gefühle zu durchmessen und die Schönheit des Teilens zu genießen.

Am wichtigsten aber war, daß ich verstand, was Carl meinte, wenn er davon sprach, daß ich das Gefühl der Vollkommenheit und des gemeinsamen Schicksals erlernen mußte. Dieses Gefühl binde zwei Menschen aneinander, sagte Carl. Dazu gehörten die kleinen Gewohnheiten und unzählige Imponderabilien. Dazu gehörte die gemeinsame Verantwortung, die die Ehe aus der Enge des individuellen Bedürfnisses hob. — Durch dieses Verstehen verwandelten sich die Hoffnungen und Illusionen in Vertrauen. Ich fühlte, daß ich zur Frau wurde.

Carl widmete sich der schriftstellerischen Arbeit, und ich kehrte mit solcher Vehemenz zur Musik zurück, daß ich es vorzog, mir ein Studio in einer leeren Wohnung zu mieten, damit er meine pianistischen Orgien nicht miterleben mußte. Als ich mich nach einigen Monaten auf der Klaviatur wieder zu Hause fühlte, folgte ich Carls Anregung, bei Lubin Unterricht zu nehmen, der sich von seiner Konzerttätigkeit zurückgezogen hatte und der über besondere Empfehlung Schüler aufnahm. Schließlich suchte ich Lubin auf und begann einen viermonatigen Kurs. Ich wußte, daß das künstlerische Hochstapelei ärgster Art war, aber der Unterricht war für mich ein so begeisterndes Erlebnis, daß ich noch heute mit größter Freude daran denke.

Carl arbeitete an einigen Kurzgeschichten und Novellen. Im letzten Jahr hatte er mehrere geschrieben, die er zusammen mit älteren Manuskripten in Buchform zu veröffentlichen hoffte. Drei dieser Kurzgeschichten waren bis dahin in Zeitschriften erschienen. Wie auch immer man zum künstlerischen Wert dieser Arbeiten stehen mochte — man konnte jedenfalls nicht sagen, daß sie keine Beachtung fanden. Einige Redaktionen waren abweisend, andere hielten seine Arbeiten für beachtlich. Er hatte satirisches Talent, einen kühnen und bildhaften Ausdruck und eine scharfe Charakterisierungsgabe, die auf den Leser ganz bestimmt wirken mußte. Meiner Meinung nach konnte aber sein Schaffen niemals wirklich populär werden. Dies schien ihm auch gleichgültig zu sein.

Da Carls Charakter so liebenswert war, beunruhigte mich seine vollendete schriftstellerische Härte. Ich war begeistert von seiner Sprachbeherrschung und von seiner Gestaltung der handelnden

Personen, aber der Inhalt seiner Novellen und der Charakter seiner Frauengestalten beängstigten mich. Es beunruhigte mich, daß ich ihm dauernd ein falsches Bild vorspiegelte, und ich mußte mich fragen, ob er mich ebenso deutlich verstand wie seine literarischen Frauengestalten.

Carl begriff, warum ich zögerte, meine Collegefreundinnen wissen zu lassen, daß ich in New York lebte. Ich war zufrieden, in seiner Gesellschaft Freunde zu finden. Die Zahl und Vielfalt seiner Freunde überraschte mich weniger als die tiefe Zuneigung, die er bei ihnen fand. Carl hatte zu Anfang in New York studiert und hatte seit frühester Kindheit in New York oder nahe bei New York gelebt. Da war Andy, ein blonder Riese, der mit leiser Stimme sprach und der die Tätigkeit als Collegelehrer als eine Entschuldigung für Faulheit ansah. Da war Olivia, seine große dunkelhaarige Frau, die so schön war, daß man sie für ein Kunstwerk halten konnte. Da war Gregor, der Carl seit frühester Jugend mit kindlicher Treue verehrte und der mich russische Volkslieder lehrte. Da war Myrna, Carls literarische Vermittlerin, eine nervöse Frau mit wild-buschigem Haar, die schrecklich viel über Musik wußte, und da war Hart, ein Junggeselle und Carls Freund seit der Grundschule, der mehr Geld hatte als ihm gut tat, und der von einem Vergnügungsort ins andere wanderte.

Myrna nahm mich in Nachmittagskonzerte mit. Andy und Olivia kamen öfter zu Bridgepartien. Hart liebte es, uns mit Delikatessenpaketen zu überraschen. Von allen Freunden, die Carl hatte, war mir Claudia am liebsten. Sie war Witwe, eine Schriftstellerin in mittleren Jahren, die mit Carl befreundet war, weil er für sie eine Abwechslung bildete und sich von allen anderen Schriftstellern, die sie kannte, unterschied. Carl war nämlich erfolgreich, obwohl er ein normales Leben führte. Ihre vernünftige Herzlichkeit war mir sympathisch. Ich liebte auch ihre Erscheinung, Sie war klein, blond, hatte eine schiefe Nase, verschmitzte grüne Augen und war beim Zuhören ebenso lebendig und vital wie beim Sprechen.

Im College hatte ich mehrere Fortsetzungsromane Claudius in Zeitschriften gelesen. Es waren anspruchslose, sentimentale Geschichten für die breite Masse. Claudia fühlte, daß ihr Name mir Respekt einflößte und mich schüchtern machte. Darum bemühte sie sich bald, es mir leichter zu machen.

"Ich schrieb einen künstlerisch anspruchsvollen Roman", sagte sie eines Tages. "Ich hungerte drei Jahre lang, um daran zu arbeiten. Das war das einzige anständige Werk, das ich je geschrieben habe. Es brachte mir gute Kritiken und 630 Dollar an Tantiemen. Falls du nicht dividieren kannst, sage ich dir, daß das also 210 Dollar pro Jahr sind. Dann wurde ich bekannt und schrieb einen Fortsetzungsroman von 50.000 Worten in vier Monaten. Mein Gott, war das schmutziges Zeug! Ich habe damit 20.000 Dollar gemacht. Das sind, falls du nicht dividieren kannst, 5000 Dollar pro Monat. Ich habe vier arme Verwandte, für die ich sorgen muß. Was würdest du in einem solchen Fall tun?"

Obgleich Claudia nichts von Musik verstand, liebte sie Musik doch leidenschaftlich. Sie drängte mich, in ihre Wohnung zu kommen und Klavier zu spielen — einen Nachmittag nach dem anderen. Ich erinnere mich an diese Nachmittage, denn sie brachten mich in eine zwanglose Atmosphäre, die von allen Hemmungen befreit war. Claudia löste immer ihre Kleider und ließ sich auf einem Sofa nieder mit einer Flasche Whisky in einer Hand und einem Wasserglas in der anderen. "Das ist nicht für dich, mein Schatz", sagte sie. "Du bist zu jung." Dann schenkte sie sich Whisky ein und fügte hinzu: "Und jetzt kannst du spielen."

Claudia war die einzige Freundin, die uns so gut kannte, daß sie begriff, daß Carl und ich nicht verheiratet waren. Irgendwie spielte mir das keine Rolle, obgleich sie gelegentlich mit mir schimpfte.

"Ihr beide gehört nicht zu der Gattung von Menschen, die aus dem zwanglosen Leben die Inspiration von Bohemiens beziehen", sagte sie. "Heiratet endlich. Bekommt Kinder! Sechs Kinder! Die Welt braucht weniger Psychologie und mehr Babys. Ihr sollt Kinder haben."

Ich hatte schon an Kinder gedacht, ehe Claudia davon sprach. Aber sie verlieh dem Thema Aktualität. Wochenlang dachte ich daran und versuchte etwas von Claudias mütterlichem Geist nachzuahmen. Aber mir fehlte letztlich der Mut dazu. In Wirklichkeit wollte ich kein Kind. Der Gedanke, ein Kind hoffnungsvoll in die Welt zu setzen, bloß um zu sehen, welche Wirkung das auf mich ausübte, war mir viel zu experimentell und nüchtern.

Ich empfinde "normale" Liebe

Carl und ich hatten gemeinsame Freunde, gemeinsame Geschmacksideale, gemeinsame Interessen und sogar gemeinsame Arbeit. Ich half ihm, seine Bürstenabzüge zu korrigieren, ich schrieb für ihn, und ich war übergücklich, wenn er mir so sehr vertraute, daß er mich Bibliotheksstudien für seine Arbeiten machen ließ. Wir waren überdies von allen finanziellen Sorgen befreit, und das war, wie ich nun weiß, ein Segen, den ich damals noch nicht zu würdigen verstand.

Angesichts dieser Sicherheit und der vielen gemeinsamen Interessen konnte ich niemals annehmen, daß meine sexuelle Unzulänglichkeit unser Verhältnis allmählich und fast unmerklich beeinträchtigen würde. Obgleich ich natürlich gelesen hatte, daß das sexuelle Leben die Grundlage der ehelichen Gemeinschaft war, hatte ich das Geschlechtsleben als einen Bestandteil des gesamten Liebeskomplexes betrachtet, der jedoch so verselbständigt werden konnte, daß er auch unabhängig von allem anderen als Erfolg oder Mißerfolg klassifiziert werden durfte. Wenn es sexuell zwischen Carl und mir nicht klappte, dann wurde das, so dachte ich, keine entscheidende Rolle spielen.

Dieser Optimismus rührte einfach aus meiner Unwissenheit her. Die Erfahrung lehrte mich schließlich, daß es ebenso unmöglich war, das Körperliche vom Geistigen zu trennen, wie es unmöglich war, zwischen Intellekt und Gefühl eine scharfe Trennungslinie zu ziehen. Die beiden Bezirke waren miteinander verbunden und deckten einander teilweise. Körper und Geist hatten so viele Berührungspunkte, daß sie oft nicht voneinander unterschieden werden konnten. Der Körper stützte den Geist und der Geist den Körper. Wenn eins von beiden versagte, verlor das andere das

Gleichgewicht. Ich befürchtete, daß Angst und Schuldgefühl mein Gleichgewicht stören würden.

Das eingebildete Glück vermengte sich mit dem wirklichen Glücksgefühl. Die Zärtlichkeiten der ersten Monate wurden von schuldbewußten Versicherungen abgelöst. Ich konnte lernen, was die Ehe sein sollte, und ich konnte sogar begreifen, was ein gemeinsames Schicksal war, aber ich konnte für Carl nie das empfinden, was ich für Ruth empfunden hatte.

Die Erinnerung an Ruth fegte nun durch meine Gedanken wie ein kalter Luftzug — so als ob ich Ruth erst vor einer Woche gesehen hätte. Immer wieder zerstreute ich meine Zweifel, indem ich mir sagte, daß ich vom Leben zuviel erwartete, und daß ich zufrieden sein sollte mit dem, was ich besaß. Unter äußerster Anspannung meiner Nerven sammelte ich soviel Mut, daß ich weiter hoffen konnte. Ich wußte, daß dies hier meine einzige Chance war, ein normales Leben zu finden.

Zur Weihnachtszeit fuhr ich nach Hause, um die Feiertage bei meiner Familie zu verbringen, die natürlich annahm, daß ich nun Schulferien hatte. Ich mußte weiter so tun, als ob ich den Unterricht besuchte, damit sich niemand Sorgen machte. Mein jüngerer Bruder John war auch nach Hause gekommen, zusammen mit seiner Braut, einem schwarzhaarigen, gelenkigen, hübschen Mädchen namens Eulalie, die wir alle kurz "Lie" nannten, und die ich vom ersten Augenblick an schrecklich gern hatte. Bald entdeckte ich, daß sie dieses Gefühl erwiderte.

Als ich nach New York zurückkehrte, holte mich Carl nicht vom Bahnhof ab, obgleich ich ihm telegraphier' hatte. Ich nahm ein Auto und war froh, daß es Abend war und der Verkehr sich trotz des Regens rasch abspielte. Die Wohnungstür war nicht versperrt. Claudia lag auf dem Sofa und las. Bonk saß auf ihrem Schoß. Sie erdrückte mich fast, als sie mich umarmte und begrüßte. "Ich habe Carl gepflegt und für ihn Suppe gekocht", sagte sie. "Carl hat eine Halsentzündung." Ich fürchtete, daß seine Krankheit ernster war, als Claudia und er selbst zugaben. Seine Stimme war belegt, und obgleich die Lampe verdunkelt war, konnte ich sehen, daß seine Augen fiebrig glänzten.

Am nächsten Morgen hatte sich sein Befinden nicht gebessert. Der Arzt riet, ihn ins Spital zu bringen. Er fühlte sich zu elend, um zu protestieren und bat Claudia, ehe er mit dem Arzt das Haus verließ,

bei mir zu bleiben. Nach zehn Tagen wurde eine Bluttransfusion nötig, und nach weiteren zwei Wochen wurde abermals eine solche vorgenommen. Drei weitere Wochen war er schwer krank, und an manchen Tagen durfte ich ihn täglich nur ein paar Minuten lang sehen. Nach sechs Wochen kam er aus dem Spital nach Hause. Er war bleich und äußerst schwach, aber guter Laune. Meine aufmerksame und ergebene Liebe muß ihn bei seiner Rückkehr überrascht haben. Jedes Lächeln, jede Geste, jede liebevolle Betreuung des Rekonvaleszenten war so spontan und echt, wie ich dies bei mir nie vermutet hätte. Vielleicht war es der Ausdruck einer Liebe, die aus großer Angst geboren war. Vielleicht hatte ich ihn zu lange entbehren müssen — denn seit ich nach Hause gefahren war, waren ja schon zwei Monate vergangen. Wie dem auch gewesen sein mag — ich erinnere mich an die zwei Wochen nach Carls Rückkehr mit größter Freude, denn es waren die glücklichsten Wochen, die ich mit ihm verlebte. Es war die einzige Periode, in der ich schuldbewußte Eingebungen vergaß. Ich kannte kein Schuldgefühl.

Es war ein glückliches Gefühl, meine Empfindungen wachsen zu sehen. Alles schien auf jene Selbstlosigkeit hinzudeuten, der ich mich oft nahe gefühlt hatte, die mich aber nie völlig erfaßt hatte. Endlich fühlte ich, was es bedeutete, wenn ich ihm meine Liebe gestand, ohne daran zu zweifeln. Triumphierend und begierig machte ich dieses Geständnis. Obgleich ich Carls Liebe niemals in Zweifel gezogen hatte, verschaffte mir die Sicherheit seiner Liebe nun erhöhtes Glücksgefühl. Es schien mir, als wären die Monate vor seiner Erkrankung von der Spannung eines Traums beherrscht gewesen, dessen Bedeutung mir nicht klar geworden war.

"Ich bin eine Lesbe!"

Mit einiger Einsicht hätte ich mir sagen müssen, daß dieses Glück nicht lange dauern konnte. Erst als Carl gesund geworden war, konnte ich merken, was aus meiner Liebe geworden war. Als ich schließlich die Tatsachen feststellte, war das so schmerzhaft wie ein Überfall aus dem Hinterhalt. Mir war alles so deutlich, als hätte ich eine psychiatrische Analyse hinter mir. Ohne es zu wissen, hatte ich Carls Krankheit und Rekonvaleszenz ausgenützt. Geistig liebte ich ihn sehr. Solange er passiv war, konnte ich auf meine persönliche Weise reagieren. Unser Verhältnis hatte nichts Erniedrigendes oder Bedrückendes. Ich mußte nichts vortäuschen. Ich mußte mich seelisch nicht prüfen, ich hatte keine Gewissensbisse, und ich mußte mich seelisch nicht anstrengen. Ich war zufrieden, weil von mir nicht das verlangt wurde, was ich nicht geben konnte.

Nun war Carl wieder gesund, und die Erleichterung war vorbei, ehe ich noch richtig gemerkt hatte, daß all das eine Erleichterung bedeutete. Seine Liebe zerstörte sowohl dieses Gefühl wie auch das Gefühl der ehelichen Verpflichtung. Es war hart, das zu begreifen. Es war herzerreißend, das einzugestehen. Aber ich konnte keine Vogel-Strauß-Politik mehr betreiben. Wenn ich mich bemühte, Carl auf normale Art zu lieben, mußte ich meinen Trieben Gewalt antun — denn ich war keine vollkommene Frau. Meine Liebe zu ihm ging über das Maß einer außergewöhnlichen Freundschaft nicht hinaus. Das wußte ich. Ich mußte die Wahrheit anerkennen. Mein Gefühl für Carl war nicht identisch mit der Liebe, die eine Frau für den Mann empfindet.

Die Enthaltbarkeit war nötig gewesen, um mir klar zu machen, was ich konnte und was ich nicht konnte. Da ich die Vollkommenheit der Freundschaft erlebt hatte, war die Unvollkommenheit der Liebe für mich untragbar. Ich hatte gehofft und gebetet, daß der Vollzug des

Geschlechtsaktes meine unerregbaren Gefühle verändern würde. Acht Monate lang hatte keine einzige körperliche Intimität für mich etwas anderes bedeutet als eine Gelegenheit, Carl Befriedigung zu schaffen. Die Hingabe meines Körpers hatte also einigen Lohn gefunden, aber die Worte "Lust", "Leidenschaft", "Ekstase" waren für mich unfaßbar, waren Symbole einer Erfahrung, die ich nicht gemacht hatte. Ich war zur Sklavin der Verstellung geworden. Ich fürchtete, Carl durch meine Frigidität zu verletzen, und so täuschte ich Empfindungen vor, die ich nicht hatte. Nun versuchte ich mir einzureden, daß er meine Melancholie nicht merkte, und daß ich die Bedeutung des Ehebettes überschätzte. Im Grunde meines Herzens aber wußte ich, daß er alles merkte, daß er von mir kein Opfer wollte, und daß er mich überhaupt nicht mehr begehren würde, wenn ich ihm irgendwie andeutete, daß ich mich als Märtyrerin betrachtete. Ich dankte dem Himmel, daß ich auch in meinen bösesten Momenten nie so schwach wurde, die Verantwortung für diesen Mißerfolg ihm aufzubürden. Er stellte niemals Ansprüche, er war niemals egoistisch, und seine Unfähigkeit, hinter meine Verstellungskünste zu kommen, war kein Zeichen von Empfindungslosigkeit. Meine Fähigkeit, ihn zu täuschen, war absolut sicher.

Die dauernde Täuschung begann meine Freundschaft mit Carl zu untergraben und indirekt auch meine geistige Gesundheit zu schädigen. Gegen meinen eigenen Willen fing ich schon jedesmal im vorhinein zu grübeln an und gab Entschuldigungsgründe an — kleine Unpäßlichkeiten, Kopfschmerzen oder sonst irgendein Motiv, um der Erniedrigung zu entgehen. Dann lag ich also nachts allein, kämpfte gegen meine Gewissensbisse an, und mein Körper wurde vollkommen unempfindlich. Manchmal arbeitete Carl bis spät in die Nacht, und ich stand auf, bereitete belegte Brötchen und trug sie in sein Arbeitszimmer — sozusagen als Akt der Buße. Aber die flüchtige Erleichterung, die mir dieses scheinheilige Verhalten anfangs gewährte, verkehrte sich bald in ihr Gegenteil. Kein Vernunftgrund konnte mich schließlich davon abhalten, immer größeren Ekel vor mir zu empfinden.

Carl war natürlich durch irgendetwas, das ihm falsch erschien, beunruhigt. Ich konnte das an seinem Gesicht ablesen. Warum erkannte er wohl den wirklichen Grund nicht? Mein Verhalten konnte doch gewiß nicht so klug und konsequent sein, wie ich beabsichtigte.

In all den Monaten, die ich nun mit ihm lebte, mußte es doch Momente gegeben haben, in denen ich mich verriet und in denen meine Blicke das Gegenteil von dem sagten, was meine Lippen sprachen. Es bestand noch die Möglichkeit, daß Carl alles wußte, und daß er mich ebenso zu täuschen suchte, wie ich ihn täuschte. Diese Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen. Vielleicht hoffte er ebenso wie ich und wollte mich schützen. Wenn dies zuträfe, dann wäre seine nervöse Zurückhaltung in der jüngsten Periode verständlich. Dies aber schien mir nicht überzeugend. Die Ritterlichkeit hat ihre Grenzen. Und wenn schon nicht die Ritterlichkeit ihre Grenzen hat, dann der Stolz.

Carl tat das Schlimmste, um eine unmögliche Situation zu verschlechtern. Indem er den zwischen uns liegenden Abgrund zu überbrücken suchte, zeigte er seine Abhängigkeit von mir. In seinen zärtlichen Ausdrücken, in der plötzlichen Wärme seines Händedrucks, in begeisterten Worten über unsere Flitterwochen in China, ja selbst in der Planung seiner Arbeit wurde seine Abhängigkeit von mir immer deutlicher. Manchmal brachte er mich auf den Gedanken, daß er unbewußt schon den Tag verfluchte, an dem ich ihn würde verletzen müssen.

Eines Abends hatten wir Gäste. Claudia beklagte sich darüber, wie schwer es für sie sei, in einer Männerwelt ihr Brot zu verdienen. Und sie fragte Carl, wie er eigentlich so leicht arbeiten könne, da er es doch aus materiellen Gründen gar nicht nötig habe. "Ich schreibe, um Geld zu verdienen", sagte sie. "Aber für dich hat das alles keinen Sinn. Du hast dein unabhängiges Einkommen. Vielleicht bist du ein Künstler, aber du bist zu normal, um an *l'art pour l'art* zu glauben. Du wirst doch zugeben, daß es viele andere Methoden gibt, um die Zeit totzuschlagen und dabei die Gesundheit weniger zu beeinträchtigen. Sag mir also, wie und warum tust du das?"

"Ich habe mir diese Frage schon selbst oft gestellt", sagte Carl lachend. "Ich hätte Lust, dich mit einer gekünstelten Antwort zu necken. Natürlich hat das mit der Psychologie der Persönlichkeit zu tun. Letzten Endes frage ich mich, ob die wahre Ursache nicht auf grundeinfache Gefühlsmomente zurückgeht. Die meisten Männer sind nicht mehr wert als den Glauben, den ihre Frauen an sie haben. Aber nur sehr wenige werden das zugeben."

"Du hast Diana ein nettes Kompliment gemacht", sagte Claudia. "Aber außerdem hast du ihr eine ziemliche Verantwortung aufgebürdet."

Carl war überrascht, mehr gesagt zu haben, als er sagen wollte, und er wandte sich zu mir. Wir beide wußten, daß seine Worte eine Erkenntnis zum Ausdruck brachten, die nur durch das Eingreifen einer dritten Person enthüllt werden konnte. Carl zögerte nun und versuchte sich zu korrigieren. Seine Stimme verriet einige Unsicherheit. "Es ist mein Fehler und nicht Dianas Schuld", sagte er. "Aber du wolltest der Sache auf den Grund gehen. Es ist verflucht schwer, dich zu belügen, Claudia."

Nach dieser erschütternden Entdeckung hatte ich Angst, noch länger zuzuwarten. Nun wußte ich: das war die Antwort auf meine Frage, welche Folgen die Liebe zu mir für Carl hatte. Zu spät begriff ich all das, was ich Monate zuvor nicht geahnt hatte. Ich mußte den Kampf aufgeben. Ich haßte mich selbst, bemitleidete ihn, und die Selbstvorwürfe machten mich krank. Nun gab es, wie ich wußte, keinen anderen Ausweg, als ihm die volle Wahrheit zu sagen. Ohne die ganze Wahrheit würde er schutzlos bleiben. Mein quälendster Gedanke war die Frage, wie ich ihn schützen konnte. Um seinetwillen mußte die Schuldfrage ehrlich beantwortet werden.

Zwei Abende danach saß ich neben Carl, und wir lasen zusammen. Er legte schließlich das Buch zur Seite, ging in sein Arbeitszimmer und kam mit einem Schiffsfahrplan zurück. In den letzten Tagen hatte er mehrmals erwähnt, daß wir unsere Schiffskarten nehmen und unsere Pässe besorgen sollten. Er setzte sich, streichelte Bonk, der zu seinen Füße" schlief, und sagte mit überraschender Plötzlichkeit: "Wann werden wir abreisen, Diana? Alles hängt von dir ab."

Sein Tonfall war ernst. Ich wußte, daß darin auch die Frage steckte, wann wir heiraten würden, und daß er eine Antwort haben wollte, und zwar sofort. Ich saß auf dem Sofa nahe bei seinem Stuhl. Ich küßte ihn und fühlte, wie er näher rückte.

"Alles, was ich sagen kann, würde dich verletzen", sprach ich mit leiser Stimme.

Ich fühlte den Druck seiner Hand auf meinem Arm. Ein Gefühl der Ohnmacht befiel mich. Aber ich mußte sprechen, und zwar auf der Stelle. Ich sagte ihm, daß ich nicht nach China mit ihm gehen könne.

Dann unterbrach ich, als ob damit die Hauptfrage beantwortet wäre. Er sprach kein Wort. Schließlich erklärte ich ihm, daß ich mich selbst hasse, weil ich ihn verletzen mußte, und daß mich das mehr Kraft kostete als ich besaß. Er wartete, bis ich weitersprach. Der Druck seiner Hand verlagerte sich in monotonem Rhythmus von einem Finger auf den anderen.

"Ich habe mich manchmal gefragt, ob du nicht alles gewußt hast", sagte ich.

"Nein", gab er zurück. "Ich wußte nichts. Ich fühlte etwas. Aber ich wußte nichts."

"Ich liebe dich wirklich, Carl. Ich werde dich immer lieben. Es gibt Dinge zwischen uns, die von allem unberührt bleiben. Aber es gibt etwas, das schrecklich wichtig ist ... "

Ich mußte unterbrechen. Meine Augen brannten, mein Körper zuckte heftig, und Carl legte seinen Arm um meine Schultern, als wollte er mich stärken und stützen. Ich konnte sein Mitgefühl nicht ertragen. Ich wollte davonlaufen, mich verstecken und sein Gesicht nie wieder sehen. Ich entzog mich seiner Umarmung. Mein Schweigen war so deutlich, daß ich nicht begreifen konnte, wieso er nicht erriet, was ich zu sagen hatte.

"Ich dachte, ich würde es sagen können, Carl. Ich habe mir vorgenommen, in allem vernünftig zu sein. Jetzt weiß ich gar nichts mehr. Ich weiß nur, daß wir Schluß machen müssen, ein für allemal. Bitte hilf mir."

"Es ist nicht leicht, dir zu helfen, damit du sagen kannst, daß du mich nicht heiraten wirst." Carl wandte bei diesen Worten seinen Kopf von mir ab. "Ist es also das?" fragte er.

Ich nickte.

"Aber warum in Gottes Namen sagst du dann noch immer, daß du mich liebst? Erkläre mir das, Diana. Und belüge mich nicht. Ja?"

Irgendwie half es mir, als ich merkte, daß er ungeduldig wurde. "Ja", sagte ich. "Ich liebe dich, aber nicht so, wie ich es dir vorgetäuscht habe. Ich habe versucht, dir vorzuspiegeln, daß ich dich auch körperlich liebe — "

Ich werde die Worte, die Carl nun sprach, nie vergessen: "Diana, du hast eine wunderschöne Leidenschaftlichkeit!"

Meine Täuschungsmanöver hatten also schreckliche Ausmaße angenommen. Er hatte nichts gesehen, nichts gemerkt. Es war

unglaublich! Ich mußte mich von neuem wappnen. Ich konnte jetzt nicht schweigen. Ich mußte ihm alles sagen. "Ich habe niemals irgend etwas gefühlt", sagte ich. "Nicht ein einziges Mal."

Carl riß meinen Arm herum und zwang mich, ihn anzusehen.

"Es hat mir nichts bedeutet", sagte ich. "Nicht ein einziges Mal. Ich glaubte, ich könnte um deinetwillen ausharren. Aber ich kann nicht. Verstehst du das, Darling? Ich kann nicht!"

Ich bat ihn, mir keine Vorwürfe zu machen. Ich war außer mir vor Verzweiflung. "Es war nur mein Fehler", wiederholte ich immer wieder. Carl unterbrach mich: "Um Gottes willen, Diana, warum hast du mir die ganze Zeit nichts gesagt? Es ist natürlich mein Fehler." Sein Gesicht wurde kreideweiß.

Ich wußte um den ungeheuren Stolz des Mannes über seine Männlichkeit. Plötzlich merkte ich, daß dieser Stolz ihn hinderte, mich zu verstehen. Nun also gab es keine Wahl. Er konnte mich erst verstehen, wenn ich alles in deutlichen Worten gesagt hatte. Ich hatte nicht gewußt, daß das so schwierig sein würde. Ich fühlte, daß ich noch einen Satz hinzufügen mußte: "Ich bin nicht völlig normal, Carl."

Diese Worte bedeuteten aber gar nichts. Wer ist denn "völlig normal"? Noch immer versteckte ich mich. Ich stand auf und ging zum Klavier hinüber, an das ich mich lehnte, ohne zu wissen, warum. Vielleicht war es etwas leichter zu sprechen, wenn ich ihm nicht so nahe war. Schließlich wandte ich mich wieder zu Carl: "Ich bin das, was die Leute eine Lesbe nennen", sagte ich.

Auch das war nicht genau, war Schönfärberei. Mir fehlte der Mut, ganz einfach und ehrlich zu sagen: "ich bin eine Lesbe."

"Ich bin eine Lesbe", sagte ich also, und meine Worte erstarben flüsternd.

Das war alles. Vor mir war Bonk. Er schlief, als ob nichts geschehen war. Wie grob und brutal ich doch gesprochen hatte! Es war meine Absicht, alles deutlich zu sagen. Und ich hatte Carl zu Beginn sogar geküßt.

Carl sprach kein Wort, blickte nur auf Bonk hinunter und dachte an weiß Gott was. Ich konnte nicht einmal sagen, ob er meine Worte gehört hatte, denn ich hatte mich selbst kaum gehört.

Langsam begriff ich, daß ich wünschte, er würde eine Minute lang sein Verständnis und sein Mitgefühl aufgeben und mich behandeln, wie ich es verdiente. Ich haßte seine Selbstbeherrschung, die mir die

Berechtigung für das, was ich getan hatte, nahm. — "Sei nicht so verflucht ruhig!" Fast schreiend stieß ich diese Worte hervor. "Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Tu doch etwas. Mir ist gleichgültig, was du tust. Du kannst mich nicht mehr verletzen, als ich dich verletzt habe. Fang doch an! Oder muß ich es noch einmal sagen? Ich ... bin ... eine ... Lesbe!" Carl winkte ab, als wollte er mich beruhigen. Es war eine armselige, herzerreißende Geste

Schließlich überlegte ich und merkte, daß er keinen Versuch machte, Verständnis und Sympathie zu zeigen. Er war überhaupt keines Gedankens fähig. Sein Gesicht war noch immer bleich, er saß reglos da, und ich hatte das Gefühl, daß ihm einfach der Verstand abging. Zum ersten Mal in meinem Leben weinte ich aus bloßem Schamgefühl. Ich glaube, er merkte nicht einmal, daß ich weinte. Ich ging wieder auf ihn zu und setzte mich. Ich brauchte die Stütze des gesprochenen Wortes. "Ich liebe dich", sagte ich. "Ich liebe dich auf meine Art, so wie ich lieben kann. Das geht so weit, daß ich meine wirklichen Gefühle mit den Gefühlen verwechsle, die ich mir wünsche." Dann erzählte ich ihm von Ruth, von Gerald's Widerspruch, von Grace. Aber ich erzählte es nicht so, wie ich geplant hatte. Ich hatte die Absicht gehabt, mit dem Buch zu beginnen und schrittweise zu den anderen Dingen zu kommen. Ich hatte das dringende Bedürfnis, ihm alles zu erklären.

Endlich zündete Carl seine Pfeife an. Ich war froh, daß er nicht mehr so reglos war. Ich setzte mit meiner Rede fort, als hätte ich es eilig. Meine Gedanken kamen durcheinander. Endlich sprach ich von der Hoffnung, die ich gehegt hatte, von der Erwartung, die mich beseelt hatte, daß meine Beziehung zu ihm meine schlummernde Sexualität erwecken würde. "Dich heiraten zu können, würde alles für mich bedeuten. Alles, was ich je erhofft habe."

Worte waren hilflos und leer geworden. Hier saß ich, und mein Denken und Fühlen war erschöpft. Wie aus der Ferne hörte ich Carls Worte: "Laß mich ein wenig allein, Diana."

Ich verließ ihn und ging in mein Zimmer. Bonk begleitete mich ein Stück weit und ging dann zu Carl zurück. Mechanisch und ohne zu denken entkleidete ich mich und ging zu Bett. Bald danach hörte ich, wie Carl an meinem Zimmer vorbeiging und in sein Arbeitszimmer

eintrat. Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Ich dachte nach, was er wohl tat und was er dachte.

Hätte ich je an Carls Liebe gezweifelt, dann hätte mich sein Verhalten in dieser Nacht von der Echtheit seiner Liebe überzeugt. Er kam in mein Zimmer, trug Bonk in seinen Winkel, warf seinen Schlafrock über meinen Stuhl und kam zu meinem Bett. Er nahm mich in seine Arme und hielt mich, wie man ein verletztes Kind hält. Er sagte nichts weiter als: "Schlaf, mein Kind."

Abschied von Carl

Als ich am nächsten Morgen Carls schmerzliches Lächeln sah, wußte ich, was ich zu tun hatte. Eines jedenfalls war meine Pflicht — ihn so schnell wie möglich zu verlassen und mit meinem Elend allein fertig zu werden. Ich sagte ihm also, daß ich ihn noch am gleichen Tag verlassen würde.

Carl bat mich, nicht übereilt zu handeln. Er sprach von dem Glück unserer anfänglich platonischen Liebe und behauptete tapfer, daß unsere Beziehung auf einer neuen Grundlage uns beiden Glück bringen könnte. Ich wußte, daß er nur aus Angst vor dem Abschied auf solche Gedanken kam. In Wirklichkeit konnte er mich nun gar nicht mehr begehren. Die alte Form der Beziehung wäre für ihn ebenso unmöglich gewesen wie für mich. Es war viel besser, wenn ich sofort ging. Ich konnte nicht zusehen, daß unsere Liebe austrocknete wie ein kleiner Teich. Ich hatte mit der menschlichen Natur experimentiert und dabei eine erniedrigende Erfahrung gemacht. Ich wollte gehen, ehe Carl mich zu verachten begann.

Es war schwer, so leidenschaftslos zu sprechen, wie ich wollte. "Ich habe zu lange gelogen, Carl. Ich habe mich selbst ebensowohl belogen wie dich — ja sogar noch länger. Nun wissen wir beide die Wahrheit. Ich bin jetzt fast ein anderer Mensch. Ich kann mit mir selbst

auskommen. Ich habe mich an mich selbst gewöhnt. Du könntest dich nicht an mich gewöhnen, Carl. Und selbst wenn du es könntest, würde ich es nicht wünschen."

Carl legte seine Hand auf die meine, ganz zärtlich. Ich versuchte, das Zittern meiner Stimme zu verbergen, während ich ihn an mich zog und flüsterte: "Da ich nun diese Erfahrung einmal machen mußte, bin ich selig, sie mit dir gemacht zu haben!"

Ich war froh, daß Carl mich allein ließ, als ich meine Sachen packte. Er war noch kaum eine Stunde aus dem Haus, als Claudia kam. Ich glaube bis heute noch, daß Carl sie bat, zu mir zu gehen, obgleich sie das leugnete. Jedenfalls tat sie, als wäre sie schrecklich überrascht.

Ich konnte ihr keine vernünftige Erklärung liefern. "Ich habe alles mögliche versucht, Claudia, aber es geht nicht. Ich bin eine Närrin, Claudia. Je schneller ich gehe, um so besser für Carl."

Claudia nahm einen Schluck von Carls Whisky, und zu meiner Überraschung bot sie mir auch davon an. "Du bist nicht mehr zu jung für Whisky", sagte sie. "Du bist bleich. Trink, und vielleicht bekommst du dann Vernunft zu deinem Mut. Oder vielleicht brauchst du Mut für deinen Verstand."

Claudia sagte eine Zeitlang nichts mehr. Sie wußte, daß jede Frage eine unzulässige Einmischung sein würde. Mit jeder Minute, die verging, wurde ihr Schweigen jedoch eindringlicher. Plötzlich kam mir mit überraschender Ruhe der Gedanke, daß Claudia all meine Probleme erfassen könnte. Ich konnte sicher sein, daß sie nicht kleinlich reagieren würde, wenn ich ihr die Wahrheit sagte. Sie sprach schließlich ganz unverhohlen, und ich erinnere mich, daß ich es als Warnung vor der Homosexualität empfand — was sie wohl auch beabsichtigte.

"Ich würde viel darum geben, wenn dies nicht geschehen wäre", sagte sie. "Noch vor sechs Monaten hätte ich mit meinem letzten Dollar gewettet, daß ihr beide ein glückliches Paar bleiben würdet. Aber in letzter Zeit habe ich es kommen gesehen. Du weißt ja, ich habe die Gabe der Intuition. Das ist das einzige, wozu ich taug — Dinge zu sehen, die mich nichts angehen. Ich wußte, daß es soweit war. Aber höre mich an! Ich habe noch mehr erkannt. Ich habe nicht umsonst sechs Wochen lang Tag und Nacht mit dir verbracht. Carls Kindermädchen hatte es nicht schwerer mit ihm als ich mit dir. Du

brauchst mir nichts zu erklären. Ich weiß alles. — Ich will dir nun folgendes sagen: was auch der Grund deiner Entscheidung sein mag — laß diesen Grund nicht über dich triumphieren. Du bist reif genug, um einen Kompromiß zu finden. Ein Kompromiß ist noch keine Niederlage, nicht wahr? Es ist einfach geschicktes Manövrieren. Ich glaube, du hast genug Phantasie, um dir das vorzustellen. Und zerbrich dir nicht den Kopf darüber, was für Carl besser ist. Er wird schon seinen Weg gehen. Er wird darüber hinwegkommen. Wenn ich mich nicht gründlich irre, dann ist das ganze eher dein Problem als sein Problem."

Plötzlich lag ich in Claudias Armen und weinte so bitterlich, wie ich zuletzt als kleines Mädchen geweint hatte. "Das ist gut so", sagte Claudia. "Das wird also vorbei sein, bevor Carl zurückkommt."

Dann sagte ich ein paar Worte zu Claudia, von denen ich nicht weiß, wie sie sie verstand: "Wenn du kannst, dann mache Carl begreiflich, daß er nichts verloren hat. Ich war eine Niete für ihn. Ich hatte nichts, womit er ein Leben hätte aufbauen können."

Carl kehrte in die Wohnung zurück, und es war gerade noch Zeit für eine Tasse Tee, ehe er mich zum Zug begleitete. Wir konnten uns beide nicht zum Sprechen zwingen. Bonk kam mit dem roten Gummiball und wollte, daß Carl mit ihm spielte, aber Carl schüttelte nur den Kopf. Er sah erledigt aus.

Es schien, als ob die Fahrt zum Bahnhof Stunden währte. Bonk kam mit uns. Carl stieg mit mir in den Zug und gab mir ein hastig zusammengeschnürtes Päckchen. Darin war das Bleistiftmanuskript der Kurzgeschichte, die er mir am zweiten Tag unserer Bekanntschaft gezeigt hatte. Ich wollte ihm sagen, wieviel mir das bedeutete, aber ich wagte nicht zu sprechen.

Schließlich hieß es Abschied nehmen, und ich sah Tränen in seinen Augen. "Diana", sagte er, "wir müssen einander gelegentlich schreiben. Es gibt so viel ... "

Ich küßte seine Augen, seine Wangen, seinen Mund.

Ich dachte an nichts anderes als an das Bedürfnis, ihm mein schlechtes Gewissen zu offenbaren. Mit stürmischer Plötzlichkeit schloß mich Carl ganz in seine Arme, dann stürzte er geradezu aus dem Waggon und vergaß Bonk. Ich rief ihm nach, aber er war verschwunden.

Ein selig-unwirkliches Gefühl rettete mich. Es muß lange danach gewesen sein, als ich Carls Manuskript öffnete. Ich wußte, daß es die erste Novelle eines Sammelbandes sein sollte, der im nächsten Frühjahr erscheinen würde. Im Innern der Manuskriptrolle lag ein roter Gummiball. Bonk sprang von meinem Arm herunter und packte den Ball voll Glück. An das Manuskript geheftet war Cads Widmung:

"Für D. Zum Dank dafür, daß es Dich gibt."

Als ich Carl verließ, konnte ich noch nicht nach Hause fahren, denn es war noch nicht die Zeit des Schulschlusses. Obgleich Carl mir eine Fahrkarte bis Kentucky gekauft hatte, unterbrach ich die Fahrt in Charleston, West Virginia, wo ich einen Monat in einem drittklassigen Touristenhotel verbringen wollte (ich besaß sieben Dollar). Erst dann wollte ich "zum Schluß" nach Hause fahren.

Ich fand ein Zimmer mit einem Eisenbett und einem Korbsessel für zwei Dollar pro Woche, die im Vorhinein zu bezahlen waren. Am Ende der ersten Woche gelang es mir, den unausgenützten Teil meines Billetts für acht Dollar an einen älteren Reisenden zu verkaufen, den ich ohne Umschweife im Hotel ansprach. Es schien ihn zu amüsieren, als ich ihm sagte, daß er sich dabei ein paar Dollar ersparen konnte. Es wäre jedoch unmöglich gewesen, einen Monat lang zu verschwinden, ohne daß Carl und meine Mutter etwas davon gemerkt hätten — wenn Claudia nicht gewesen wäre. Sie bestimmte den Hauswart, die von Mutter kommenden Briefe abzufangen und an mich nach Charleston weiterzuleiten. Ich wieder sandte meine Antwortbriefe an Claudia, die sie in New York zur Post gab. In der zweiten Woche hatte Claudia von meinen Befürchtungen Kenntnis erhalten, und sie sandte mir 25 Dollar. "Es wird Dir nicht schaden," schrieb sie, "in einem Zimmer mit einem Eisenbett zu wohnen, was wahrscheinlich der Fall ist. Aber Du mußt schließlich essen. Ich dachte, Du würdest dieses Geld brauchen können. Nimm es und schreib mir, ob das genug ist."

Im Laufe dieses Monats wechselte ich mit niemandem ein Wort — mit Ausnahme der Eigentümerin des Hotels, und auch mit ihr sprach ich nur, wenn ich frisches Bettzeug wollte. Ich ging nur zu den Mahlzeiten aus und schlief Tag und Nacht, als wäre ich vergiftet. Ich hatte einfach nicht den Mut, aufzustehen. Als der Monat um war, konnte ich mit einiger Beruhigung nach Hause fahren und meiner Mutter sagen, daß ich im nächsten Herbst nicht zu meinem alten Beruf

zurückkehren würde, sondern in einem Mädchencollege an meiner Dissertation arbeiten wollte. Als sie Carl erwähnte, von dem ich schon während der Weihnachtsferien gesprochen hatte, konnte ich ausführlich sagen, was ich schon in meinen Briefen angedeutet hatte. Er hätte mich enttäuscht, sagte ich. Aber es wäre nicht seine Schuld. Wir paßten einfach nicht zueinander. Ich hätte die Absicht, ihn zu vergessen.

"Ich bin froh, daß du einen kühlen Kopf bewahrst", sagte Mutter. "Dein Vater pflegte immer zu sagen, es gäbe nur eines, das schlimmer wäre als der Betrug, und das sei der Selbstbetrug."

Dritter Teil: JANE

Nancy

Die Erniedrigung des Versagens war vollständig. Die Versuche, mir zu beweisen, daß ich eine normale Frau wäre, waren an ihrem Ende angelangt. Bei meinen Bemühungen um Erlösung hatte ich eine wundervolle Lehre gezogen, die täuschend einfach klang: eine "normale" Beziehung zu einem Mann war für mich unerträglich. Mochte die Reue noch so groß sein, ich wußte doch, daß keine andere oder geringere Erfahrung mir diese Überzeugung verschafft hätte.

Als ich meine Homosexualität zur Kenntnis nahm, entdeckte ich mich selbst. Nun hatte ich etwas, das mir das Leben erträglich machte. Ich war wie neu geboren. Die Erleichterung versetzte mich in Erstaunen. Nun hatte ich sozusagen keine Probleme mehr. Meine Befürchtungen waren samt und sonders bestätigt. Die Lösung des Problems brachte mir jenes ruhige Empfinden, das mich in diesem Sommer, den ich zu Hause verbrachte, befähigte, meine Persönlichkeit neu zu bewerten. Wiederum war Eigensinn charakteristisch für mein Verhalten. Ich war entschlossen, vor mir selbst Respekt zu haben. Zum Teufel mit der Homosexualität! In erster Linie war ich ein Mensch und erst in zweiter Linie eine Lesbe. Ich war 21 Jahre alt. Mein Verstand arbeitete rasch, wenn er auch nicht sehr gründlich war. Ich hatte einen guten Geschmack, ein recht gutes Aussehen, gute Erziehung und eine Familie, die ich liebte. Ich war für den Augenblick, in dem ich mir selbst mein Brot verdienen mußte, wohl vorbereitet. Glücklicherweise hatte Mutter unter der Wirtschaftskrise noch nicht gelitten, und ich konnte Ort und Art meiner weiteren Ausbildung frei wählen. Ich hatte immer sehr leicht Freunde gefunden und konnte auch weiter Freundschaften schließen. Niemand mußte von meiner emotionalen Vertracktheit wissen. Wenn sich ein homosexuelles Liebesverhältnis je ergeben sollte, dann würde ich es akzeptieren. Wenn das nicht der Fall ist, wird mein Leben dadurch nicht sinnlos. Die Liebe war nur eines

von vielen Elementen des Lebens, und manchmal ein sehr unbedeutendes Element. Ich werde hart arbeiten, viel musizieren und mein Leben voll ausfüllen. Ich werde keine kalten psychologischen Rationalisierungen mehr pflegen. Ich hatte genug davon, und ich hatte genug von den Gedanken, die auf Hoffnungen basierten und nicht auf ehrlicher Logik.

Was gesund war an meiner Einstellung, rührte aus dem gesunden Menschenverstand her, den ich von meinen Eltern geerbt hatte, die keine Geduld zu Sophismen hatten und mich über den Wert der Eitelkeit aufgeklärt hatten. Meine Eitelkeit war individuell und wertvoll. Ich konnte mir keinen Märtyrerkomplex gestatten. Sich selbst zu bedauern, so dachte ich, ist eine Fallgrube für den überempfindlichen Homosexuellen, der sich einer feindlichen Umwelt gegenüber sieht. Das Mitleid mit mir selbst mußte entweder die Aufrichtigkeit gefährden oder zum Trotz verführen. Ich wollte auch nicht aus Protest oder Überzeugung auf meine sexuelle Natur stolz sein, wie das bei manchen Homosexuellen vorkommt. Das wäre mir als Schwachheit erschienen, als eine kindische Verteidigung. Irgendwo zwischen dem Märtyrertum und dem falschen Stolz gab es einen Mittelweg, auf den mich wohl eine gesunde Selbsteinschätzung führte.

Ich las alles, was mir das Verständnis meiner eigenen Persönlichkeit erleichtern konnte — in englischer, deutscher und französischer Sprache. Was ich nicht in den Bibliotheken fand, bestellte ich. Angestrengt und oft mit Hilfe eines Wörterbuches las ich die Werke von Magnus Hirschfeld⁵, von Sigmund Freud⁶, von C. G. Jung⁷, von

⁵ Der Arzt Magnus Hirschfeld (1868-1935) gilt als einer der bedeutendsten frühen Sexualwissenschaftler. Im Schwerpunkt seiner Arbeit stand die Situation homosexueller Menschen und Hypothesen über die Genese von Homosexualität. Er wirkte vorrangig in Berlin.

⁶ Sigmund Freud (1856-1939) bezeichnete Homosexualität "als Abweichung der sexuellen Funktionen, hervorgerufen durch eine gewisse Stockung der sexuellen Entwicklung". Als psychischen "Normalfall" sah Freud die Bisexualität an; auch die Heterosexualität beruhe "auf einer Einschränkung der Objektwahl". Mehrfach bezog er öffentlich Stellung gegen Kriminalisierung und Pathologisierung der Homosexualität. 1905 stellte er fest: "Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuch, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen abzutrennen." Im Jahre 1921 widersprach er Ernest Jones, der einen homosexuellen Arzt nicht zur analytischen Ausbildung zulassen wollte. 1930 unterzeichnete er einen Appell an den Nationalrat zur Abschaffung der Strafbarkeit von Homosexualität. Und 1935 schrieb er in einem Brief an eine Mutter: "Homosexualität ist kein Vorteil, aber es ist nichts, wofür man sich schämen müßte, kein Laster, keine Entwürdigung. Es ist auch keine Krankheit." Weiter befand Freud: „Es ist eine große Ungerechtigkeit, Homosexualität als ein Verbrechen zu verfolgen, und eine Grausamkeit auch.“
(Zitate nach Wikipedia)

⁷ Der Psychiater und Begründer der Analytischen Psychologie Carl Gustav Jung (1875-1961) hat sich meines Wissens nicht umfassend mit dem Thema Homosexualität befaßt. Seine Bedeutung für Frances Rummells Überlegungen könnte in seiner Konzeption der Archetypen *Animus* und *Anima* liegen. Die (inneren oder äußeren) Bilder von *Anima* und *Animus* beim

Westermarck⁸, Krafft-Ebing⁹, André Gide¹⁰ und Havelock Ellis. Und stückweise machte ich mir zu eigen, was meiner Natur entsprach. Ich betrachtete die Homosexualität nicht mehr vom moralischen Standpunkt, sondern würdigte sie als Variante des sexuellen Verhaltens. Wenn ich meinen eigenen Fall betrachtete, konnte ich der Theorie von der angeborenen Homosexualität keinen Glauben schenken. Die psychoanalytische Theorie, die von der Autosexualität des Kindes über die Homosexualität der Pubertät zur reifen Heterosexualität führt, schien mir viel verständlicher und verlässlicher. Ich war froh über die natürlichen Schlußfolgerungen, die ich in bezug auf dieses Problem zog. Endlich hatte ich einen Gedanken, für den ich dankbar war. Es war entschieden weniger unangenehm, wenn ich mich als einen Menschen betrachtete, dessen Entwicklung stehengeblieben war — und nicht als einen Scherz der Natur, wie etwa ein doppelköpfiges Kalb.

Es befriedigte mich, Jungs einfache Feststellung zu lesen, derzufolge die Homosexualität ein Überrest älterer Zivilisationsperioden war. So wie der menschliche Körper in verkümmerten Organen Reste alter Funktionen bewahrt, so zeigt auch unser Geist die Spuren der Entwicklung des Menschengeschlechts. Gerald hatte die Pubertätsleidenschaften als "archaische Neigungen" bezeichnet. Meine lesbische Sexualität war auf eine Umwelt zurückzuführen, die jene homosexuellen Neigungen förderte, welche ich in meiner Kindheit gehabt haben mochte. Davon war ich überzeugt. Der Keim meiner Homosexualität wurde dadurch zum Reifen gebracht, daß ich dauernd nicht mit Mädchen, sondern mit Knaben Umgang pflegte. Ich hatte mit Knaben gespielt, mit Knaben Musikunterricht genommen und sogar mit Knaben zusammen gelebt. Und dieser lesbische Keim war zu gut genährt worden, als daß er angesichts meiner künstlichen Erregungen hätte absterben können. All das konnte ich deutlich sehen und verstehen. Und dieses Verständnis war ein gewisser Trost.

individuellen Menschen können als Personifikationen einer weiblichen Natur im Unbewußten des Mannes und einer männlichen Natur im Unbewußten der Frau verstanden werden.

⁸ Der finnische Soziologe und Ethnologe Edvard Alexander Westermarck (1862-1939) hat unter anderem auch zu Ehe und Sexualität veröffentlicht. Sexualwissenschaftler ist er nicht.

⁹ Der einflußreiche Psychiater, Neurologe und Rechtsmediziner Richard (Freiherr) von Krafft-Ebing (1840-1902) hat zahlreiche Aufsätze sowie ein Lehrbuch zur Sexualpathologie geschrieben.

¹⁰ Der bedeutende Romancier André Gide (Literaturnobelpreis 1947) (1869-1951) hat sich seit 1924 in mehreren Veröffentlichungen (darunter seiner Autobiographie) explizit zu seiner Homosexualität geäußert und die Legitimität dieser Neigung betont. Er hatte dadurch großen Einfluß auf die Entwicklung des homosexuellen Selbstverständnisses in Europa.

Der größte Teil meiner Lektüre hatte nicht nur aufklärende Wirkung, sondern trug auch dazu bei, mich zu vermenschlichen. Es war gleichgültig, ob ich mit den Theoretikern der Psychologie über dieses oder jenes Detail einig war. Ich machte mir jedenfalls die Einstellung zu eigen, daß der Homosexuelle ein Mitmensch war, dessen Verhalten weder besser noch schlechter war als das irgend eines heterosexuellen Menschen. Beunruhigt war ich nur durch Artikel über Homosexualität, die hin und wieder in billigen Zeitschriften erschienen. Diese Dummheiten, die wahrscheinlich von Pseudowissenschaftlern geschrieben waren, waren nicht nur unrichtig, sondern auch schädlich. Da wurden halbe Wahrheiten verzapft, die entweder den Homosexuellen glorifizierten, ihn grotesk darstellten oder mit allerlei sentimentalem Beiwerk charakterisierten. Jedem Homosexuellen und jedem normalen Menschen mußte klar sein, daß das Unsinn war. Aber ich lernte dabei, daß die Neugierde zwar in bezug auf alle "merkwürdigen Menschen stark war, daß aber die Neugierde in bezug auf den Homosexuellen am stärksten ausgeprägt, und daß das Wissen über die Homosexualität am geringsten war.

Meine neu gewonnene Ehrlichkeit ließ mich erkennen, wie blind ich gegenüber der Homosexualität geworden war, und wie sehr ich die Homosexualität durch eine bewußte Willensanstrengung aus meinem Bewußtsein gebannt hatte. So wie einem Leser ein neues Wort, das er eben im Wörterbuch nachgeschlagen hat, nun immer wieder auffällt, so erkannte ich jetzt auch Homosexuelle, die ich vorher nie bemerkt hätte. Gewiß hatte die neue Umwelt daran Schuld, in der ich nun seit dem Herbst, in dem ich Carl verlassen hatte, lebte. Ich hatte mich entschlossen, ein großes Mädchencollege in Massachusetts zu besuchen, um dort in deutscher Literatur zu promovieren. Daß ich dort eine große Anzahl von Lesben erlebte, war nicht nur auf meinen nunmehr ausgeprägteren Spürsinn zurückzuführen, sondern auch auf die Tatsache, daß es dort wirklich viele Homosexuelle gab. Ich hatte ein Zimmer in dem Wohngebäude, in dem die meisten Studentinnen lebten, die sich auf eine Promotion vorbereiteten. Es war ein hübsches, wohnliches Zimmer. Von meinem Fenster aus konnte ich das rege Treiben überblicken, das unten herrschte. Für mich war das angesichts meiner neuen Einstellung ein idealer Beobachtungsposten.

Daß ich von einem Koedukations-College an ein reines Mädchencollege ging, hatte einen negativen Grund: Ich wollte keinen Männern mehr begegnen. Ich war des vortäuschenden Schauspiels müde. Damals war mir allerdings nicht klar, daß ich geradewegs auf die elysischen Gefilde der lesbischen Liebe zusteuerte! Allmählich erst begriff ich, was ich tat. Mein Motiv war durchaus nicht ungewöhnlich. Lesben lieben es natürlich, unter ihren Geschlechtsgenossinnen zu sein. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die Trennung der Geschlechter dazu beiträgt, aus Mädchen mit schwachen homosexuellen Neigungen wirkliche Lesben zu machen, die die lesbische Liebe praktisch üben. Ich habe das als Studentin und Lehrerin immer wieder beobachtet.

Ich teilte die Studentinnen in aktive und passive Lesben ein. Gegenüber den aktiven Lesben nahm ich eine unvernünftige und nicht zu rechtfertigende Haltung ein: Ich fühlte mich ihnen überlegen. Sie waren mir unsympathisch, weil sie aus ihrer anomalen Einstellung den Anspruch einer einzigartigen Individualität ableiteten. Sie waren mir unsympathisch, weil sie sich in ihrem Protest so auffällig benahmen. Ich verabscheute sie, weil sie sich hinter einer Maske verbargen, die verräterisch war und die Gesellschaft beleidigte, und weil sie also sich selbst und die Gesellschaft mißachteten. Da gab es Mädchen, die ein männliches Benehmen ostentativ an den Tag legten. Ihre Bewegungen waren grobschlächtig, sie rauchten und tranken mit Selbstverachtung, sie gebärdeten sich als Transvestiten und trugen keine Blusen, sondern Hemden und Krawatten, keine Röcke, sondern Hosen. Eine Frau in Männerkleidung erschien mir immer als Ausdruck einer infantilen Haltung. Transvestiten suchen darin eine Bestätigung ihrer Persönlichkeit, daß sie sich der Gesellschaft auf besondere Art aufdrängen und herausgeputzte Formlosigkeit pflegen. Manchmal wurde ich sogar grob, wenn es galt, einer männlich gekleideten Frau auszuweichen.

Aktive Lesbenen vermittelten mir eine Lehre, die ich nicht vergessen sollte — die Anmut des Lügens und eine neuerliche Bewunderung der Scheinheiligkeit und Falschheit. Wenn ich hörte, wie man sich über sie lustig machte, dann nahm ich mir fest vor, meine eigene lesbische Haltung nicht auf so leichte Weise zu verraten. Immer von neuem mußte ich erfahren, daß die Gesellschaft allmächtig ist.

Einige Mädchen betrachtete ich als passive Lesben. Es handelte sich zumeist um jüngere Mädchen, die ebenso hilflos waren, wie ich es

gewesen war. Zu ihnen fühlte ich mich auf ganz natürliche Art hingezogen, mit ihnen war ich durch Respekt und Sympathie geistig verbunden. Sie waren nicht eindeutig homosexuell, aber sie hatten jene verborgenen, schlummernden Eigenschaften, die sich je nach dem Strom der Zeit und je nach den örtlichen Bedingungen in die eine oder andere Richtung entwickeln konnten. Sie verrieten sich nicht durch ihre Gestik, und nur eine Frau, die selbst lesbisch war, konnte aus den subtilsten Anzeichen auf die bekannte Verwirrung der Gefühle schließen. Natürlich war die Zahl der inaktiven Lesben weit größer als die Zahl der aktiven.

In diesem Jahr waren die lesbischen Frauen für mich nur ein Objekt der Beobachtung. Ich war mit meiner Dissertation viel zu sehr beschäftigt, um für andere Dinge Zeit zu haben oder mich einsam zu fühlen. Versuchungen, die sich unmittelbar ergaben, waren zu unmöglich, um ernsthaft in Betracht gezogen zu werden.

Da war Nancy, deren Zimmer dem meinen gegenüber lag. Sie war ein affektiertes, schmieriges, grobes Wesen, das gerade eine etwas verspätete Weltschmerz-Periode durchlebte. Sie trug ihre Gefühle offen zur Schau. Dennoch konnte ich mir nicht darüber schlüssig werden, ob sie vollkommen dumm war oder aber so gescheit, daß ich sie nicht begreifen konnte. — Es war etwa um die Mitte des Studienjahres, als sie anfang, auf meinem Schreibtisch Gedichte für mich liegen zu lassen. Die Melancholie dieser Gedichte wurde durch eine gewisse Üppigkeit aufgewogen, aber der persönliche Tonfall der Gedichte überraschte mich. Ich wußte, daß sich hier ein Problem ergab. Trotz aller Verhinderungsversuche erklärte mir Nancy im Frühjahr ihre Liebe. Zum ersten Mal hörte ich sie dabei natürlich reden.

"Ich bin sehr dumm", sagte sie. "Ich weiß es. Aber das ist alles, was ich vom Leben habe. Das einzige, was mir eine Rolle spielt, ist mein Gefühl für dich. Lange Zeit habe ich das gar nicht verstanden. Ich habe Angst gehabt. Endlich begriff ich. Ich habe noch nie einen Menschen geliebt. Bitte sei nett zu mir."

Ich gab Nancy nicht zu verstehen, daß ich sie begriff. Es hätte keinen Sinn gehabt. Ich machte jedoch den Fehler, zu freundlich zu sein. Als sie mich anblickte und sagte: "Sei nett zu mir", fühlte ich schreckliches Mitleid. Damals wußte ich noch nicht, daß die

schwächliche Liebe von dem Mitleid lebt, das sie erregen kann. Ich konnte feststellen, daß die homosexuelle Liebe ein bißchen mehr zu dieser Schwäche neigt als die normale Liebe.

Nancys Anhänglichkeit wurde mir lästig. Sie brachte mir Geschenke, die extravagant waren, aber keinen guten Geschmack verrieten. Ich wollte ihr nicht wehtun, aber ich mußte ihr schließlich sagen, daß sie mich störte. Dann bat sie, in meinem Zimmer sitzen zu dürfen, wenn ich lernte. Ich konnte eine so bescheidene Bitte nicht abschlagen. Ihre gespannte Schweigsamkeit erfüllte jedoch die ganze Atmosphäre des Zimmers, und ich konnte schließlich nicht mehr arbeiten. Die Nervosität machte mich wütend. Nach vielen Wochen unterwürfigen Ertragens stellte ich mir schließlich die Frage, warum ich mit einer Lesbe, die ich nicht liebte, schonungsvoller umgehen sollte als mit einem ungeliebten Mann. Ich begriff natürlich mein Verhalten, aber die Überlegung gab mir schließlich den Mut, Nancy zu sagen, daß ich nun nicht einmal mehr "nett" sein konnte.

Eines Abends kam sie in mein Zimmer, als ich an meinem Schreibtisch saß. Minutenlang stand sie neben mir und schien ihren Entschluß zu überlegen. Ich war einem nervösen Ausbruch nahe, als sie die Spannung löste, sich über mich beugte und meinen Nacken küßte. Ich wurde wütend. Ohne zu überlegen, forderte ich sie auf, das Zimmer zu verlassen. Eilig ging sie. Am nächsten Morgen fand ich unter meiner Tür ein Briefchen. Die Worte, die Nancy geschrieben hatte, offenbarten mir einen wesentlichen Zug der lesbischen Psychologie: "Ich kann ertragen, daß du mich haßt. Das ist mir leichter, als wenn du mich vergessen würdest." — Schon eine Woche später legte Nancy ihre Gedichte auf den Schreibtisch eines anderen Mädchens. Ich aber habe sie nicht vergessen.

Einen Tag nach meiner Promotion ging es nach Hause, und gleich darauf fuhr ich mit Mutter und Gerald zur Hochzeit von John und Lie. Wieder eine Woche danach schiffte ich mich nach Europa ein. Ich wollte ein Jahr dem Reisen und dem weiteren Studium widmen, ehe ich mit dem Unterrichten begann. Zuerst ging es nach Berlin, dann nach Paris. Ich überließ es dem Zufall, wie lange ich mich an dem einen oder dem anderen Ort aufhalten würde.

Ich verstand nun schon die eigenartige Einsamkeit meines künftigen Lebens. Den trivialen und verständlichen Risiken des Lebens wollte

ich mich gerne aussetzen, aber das dunkle Problem meiner Zugehörigkeit zum dritten Geschlecht flößte mir Angst ein. Ich konnte nicht einmal ahnen, worin nun dieses Problem eigentlich bestand.

Was war lesbische Liebe? Die intellektuellen Annehmlichkeiten der lesbischen Liebe konnte ich leicht verstehen, aber worin bestand das körperliche Vergnügen, das Frauen einander bereiten konnten? Ich wünschte mir ein verlässliches Wissen anzueignen, denn ich glaubte nicht an das Märchen von der "Natur, die uns von selbst den Weg zeigt". Die Liebe besteht nicht darin, daß man blindlings zur Ekstase stolpert. Liebe braucht Intelligenz, Geschicklichkeit und Geduld. Mir war nicht klar, wie ich all die Dinge lernen sollte, die ich brauchte.

Das Verständnis des homosexuellen Charakters und damit auch meines eigenen Charakters war eine Sache. Etwas anderes aber war die Beziehung des Homosexuellen zur normalen Welt. Wenn ich die Möglichkeit eines praktischen Kompromisses suchte, tauchten immer neue Fragen auf. Das Leben aber lag noch vor mir, und ich war lebensdurstig. Den mir gemäßen Kompromiß würde ich wohl zur rechten Zeit finden. Irgendwo, irgendwann hoffte ich mit einer Frau glücklich zu werden, die mich auf meine Art lieben würde. Ich erinnerte mich an Grace. Sie war eine entzückende feminine Gefährtin gewesen. Ich betete darum, eine ähnliche Frau zu finden.

Elise

Der plötzliche Übergang von der Abgeschlossenheit des Mädchen-College in die große Welt konfrontierte mich mit Problemen — ob ich es nun wollte oder nicht. Und auf dem Schiff wogen diese Probleme doppelt schwer. Obgleich ich den Ehrgeiz hatte, ohne Männer auszukommen, war es mir doch unmöglich. Ich war nun keineswegs "unwiderstehlich". Meine Anziehungskraft hatte einen ganz anderen Grund. Die Wirtschaftskrise hatte eingesetzt, und die Leute reisten seltener. So gab es also nur sehr wenige Frauen an Bord. Leider besaß ich einen anziehenden Humor und eine hübsche Körperform, so daß es

schwierig war, Männerbekanntschaften auf das rein Platonische zu beschränken. Bis dahin hatte ich noch gar nicht begriffen, welche Mühe die Männer sich machten, um die Gunst einer Frau zu gewinnen, wenn sie sich einbildeten, daß die Frau darauf Wert legte. Jetzt aber waren mir die Männer endlich völlig gleichgültig geworden. Sie kamen mir alle schrecklich eintönig vor, glichen einander bis ins kleinste Detail, hatten immer die gleiche Absicht und waren von einer sinnlosen Leichtgläubigkeit. Ich bedauerte, an Verstellungskünsten keinen Gefallen zu finden, denn ich hätte dieses Spiel immer mit Sicherheit gewonnen.

Ich hatte nicht die Absicht, meine Anziehungskraft aufzugeben und mich aus der Welt der großen Gesellschaft, die mir sympathisch war, in einen düsteren Winkel zurückzuziehen. Aber ich war auch nicht mehr dazu bereit, das Objekt für die Emotionen eines Mannes abzugeben, ohne selbst etwas davon zu haben. Ich hatte meine Lektion hinter mir. Ich war auch gewillt, mich den notwendigen Geboten der Konvention zu unterwerfen, wenn dies erforderlich schien, aber das durfte nur hin und wieder der Fall sein. Mir war unklar, was ich tun mußte, aber ich begriff, daß etwas zu geschehen hatte. Zwei Tage war ich nun schon auf dem Schiff, und diese Zeit genügte, um ein unbegleitete Mädchen erfinderisch zu machen. Ich kam auf eine Idee. Ich zog meinen Ring wieder über den Mittelfinger meiner linken Hand, und ich war froh, daß ich zu diesem Zweck Carls Ring verwenden konnte. Carl hätte mich sicher verstanden, wenn er davon gewußt hätte. Dieser Ring sagte alles, was zu sagen war. Er wehrte alles ab — wenn ich von jenen Männern absah, die bei der ersten Ozeanbrise zu Schürzenjägern wurden.

Ein französischer Arzt amüsierte mich, ein amerikanischer Pilot langweilte mich und tanzte gut, ein holländischer Schokoladehändler erzählte mir stundenlang von seiner amerikanischen Braut. Bei diesen Bekanntschaften stellte ich an mir eine Eigenschaft fest, die typisch lesbisch war. Ich besaß nämlich die natürliche Fähigkeit, mit Männern Freundschaft zu schließen. Das war zwar immer schon der Fall gewesen, aber erst jetzt wurde ich dessen deutlich gewahr. Vielleicht ist diese Fähigkeit der lesbischen Frau eine Art Kompensation. Die normale Frau hat für eine Beziehung zum Mann, die nicht wesentlich auf dem biologischen Trieb beruht, weder psychologische Eignung noch Interesse. Die Lesbe wiederum hat gute Gründe, eine

Verwandtschaft mit dem Mann zu empfinden. Die Freundschaft der Lesbe mit einem Mann basiert irgendwie auf der undeutlich empfundenen Tatsache gemeinsamer sexueller Interessen. Unklar war mir jedoch, was geschehen würde, wenn eine lesbische Frau den Mann nicht als gleichgesinnten Freund, sondern als Rivalen ansehen würde. Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, daß ich von derartigen Gefühlen der Eifersucht frei bleiben würde.

Vielleicht empfand ich eine derartige Konstellation als lächerlich.

Der einzige Mann, der mich interessierte, war Rolf, ein achtundzwanzigjähriger deutscher Geiger, der in Amerika geboren war. Er hatte seine Ausbildung in Deutschland genossen und verachtete das amerikanische Musikleben — wenn er auch den finanziellen Gewinn, den ihm Amerika bot, natürlich nicht gering schätzte. Im Speisesaal saß er an einem Tisch, der von dem meinen nicht weit entfernt war. Er war mir gleich zu Anfang wegen seines weltentrückten Blickes aufgefallen. Er war schwächling, bleich und äußerst nervös. Sicher ein Homosexueller, dachte ich. Oft schon hatte ich mich gefragt, warum der männliche Homosexuelle an äußeren Merkmalen so viel deutlicher zu erkennen war als die Lesbe. Die Bewegung seiner Hände war nervös, sein Benehmen geziert. Vielleicht waren die Modeanschauungen unseres Hosenzeitalters daran schuld. Ein vermännlichtes Mädchen war weniger auffällig und gewiß attraktiver als ein verweichlichter Mann. Ein weiblicher Wildfang kann einen netten Eindruck machen, aber ein verzärtelter Mann ist eine traurige Gestalt. Ich hatte bis dahin noch keinen männlichen Homosexuellen näher kennengelernt und war also nicht imstande zu sagen, ob Rolf mich anzog oder abstieß. Aber ich war nun neugierig.

Eines Morgens saß ich allein im Salon und klimperte etwas auf dem Klavier. Da trat Rolf ein und bat mich, etwas zu spielen — zuerst Beethoven, dann Chopin. Beethoven konnte ich überhaupt nicht spielen, und Musik von Chopin hatte ich schon mehrere Jahre nicht angerührt. Es war also selbstverständlich, daß ich mich weigerte.

"Sie spielen angeblich sehr gut", sagte Rolf. "Vielleicht hätte ich um etwas anderes bitten sollen, etwa *Kitten on the Keys* oder den *St. Louis Blues* ..." Sein Tonfall ärgerte mich. Ich wandte mich dem Klavier zu

und spielte *"Kitten on the Keys"*¹¹ von Anfang bis zu Ende und freute mich endlich einmal, daß ich das Stück bei den Abendunterhaltungen im College so gut hatte erlernen können. Allerdings hatten meine Freundinnen mich nie mit dem Elan spielen gehört, den ich jetzt an den Tag legte. Ich weiß nicht, was ich von Rolf erwartet hatte, aber ich kam mir jedenfalls sehr dumm vor, als er lachte und sich entschuldigte. Es bestand kein Zweifel mehr — ich haßte ihn.

Nachmittags sah ich, wie er auf dem Schiffsdeck allein spazieren ging. Er kam nicht zum Abendessen, und auch beim Lunch des folgenden Tages fehlte er. Ich hoffte von ganzem Herzen, daß er seekrank wäre. Schon am nächsten Abend aber lächelte er mir im Speisesaal zu, und ich war überrascht, daß er so freundlich lächeln konnte. Er hatte seinen Tischgenossen wenig zu sagen, wie ich merkte. Soviel ich mich erinnern konnte, sprach er mit anderen immer nur ganz kurz.

An diesem Abend lud er mich zu einem Deck-Spaziergang ein. Als wir etwa eine Stunde lang Konversation getrieben hatten, blickte er mich plötzlich mit unhöflicher Unglaubwürdigkeit an und gestand mir in traurigem Ton, daß er mich liebe. Ich war so fassungslos, daß ich nur meiner Überraschung Ausdruck geben konnte und irgend etwas ganz Unpassendes sagte, das so ähnlich klang wie: "Nicht möglich!"

"Morgen landen wir", sagte Rolf. "Du gehst nach Berlin. Ich fahre nach München. Die ganze Sache kommt für mich ebenso plötzlich wie für dich. Bitte mißverstehe mich nicht. Die Amerikanerin neigt zu übereilten Schlußfolgerungen. Ich liebe dich, und das ist alles. In Amerika denkt man sofort an das Heiraten, wenn man eine Gänsehaut bekommt. Das ist wirklich rührend."

Ich hatte zweimal mit Rolf gesprochen, und beide Male war er von einer absichtlichen Unfreundlichkeit. Nie zuvor hatte mich irgend jemand so schnell verärgert. Und nie zuvor hatte mich ein Mensch so unwiderstehlich gegen meinen eigenen Willen an sich gezogen. Er war mir unsympathisch und zuwider, aber als er mich zu meiner Kabine begleitete und nicht den leisesten Ausdruck der Zuneigung zeigte, wurde ich neugieriger denn je. Es war klar, daß es nicht mein Ring war, der ihn zu einem Flirt veranlaßt hatte. Vielleicht war er kein Engel — aber auch alle anderen Männer waren ja keine Engel. Mir war jedenfalls klar, daß alles an ihm sinnlos war.

¹¹ https://youtu.be/oi2aFL9jVLk?si=RKoVISNHksmc7OC_

Als wir uns am nächsten Morgen Cuxhaven näherten, kam er zu meiner Kabine und bot mir seine Hilfe bei der Landung an. Er hatte einen ernsten und ungewöhnlich bleichen Gesichtsausdruck. Ich begann zu sprechen und wollte ihm sagen, daß ich schon alle Vorbereitungen getroffen hätte, aber irgend etwas ließ mich nicht zu Worte kommen. Obgleich ich mir das Gegenteil vorgenommen hatte, wußte ich doch, daß ich bis Berlin mit ihm fahren würde. Er kümmerte sich um mein Gepäck und um mein Billett und las mir die Fragen von den Lippen ab, um sie mit der Gründlichkeit eines erfahrenen Reisenden zu beantworten. Schließlich nahm er zwei Billetts für den Zug nach Hamburg und danach für den Zug von Hamburg nach Berlin. Im Zug war er zwar freundlich, aber so unpersönlich, daß ich mir die Frage vorlegen mußte, ob ich seine verwirrende Liebeserklärung nicht geträumt hatte. In seinem Verhalten deutete sich kaum ein Schimmer seiner Einstellung an. Er sprach über Berlin, erklärte mir die Landschaft, durch die wir fuhren, und versuchte mich auf ein Verständnis des aggressiven Geistes vorzubereiten, der im Deutschland der Nachkriegszeit herrschte. All das geschah in so guter Laune und auf so kluge Weise, daß die sechs Reisetunden rasch vergingen, und ich war glücklich, daß er von einem späteren Wiedersehen in Paris sprach. Er hatte die Absicht, nach einem Jahr München zu verlassen und nach Paris zu kommen. Ich hoffte auf ein Wiedersehen.

Wir kamen in den frühen Abendstunden in Berlin an, und Rolf war weiterhin zuvorkommend. Ich war zwar ein bißchen überrascht, aber dankbar. Von ein paar Adressen abgesehen, die ich in meiner Tasche hatte, war mir Berlin völlig fremd. Er schlug eine Pension in Charlottenburg vor, die er aus seiner Studentenzeit kannte. Zuerst zeigte er mir das Café Victoria¹², wo er für mich eine Erdbeerbowle bestellte, dann nahmen wir ein Taxi und fuhren in die Pension. Rolf machte mich beim Betreten des Hauses auf die Treppenhausfenster aufmerksam. Trotzdem war ich überrascht, als wir die dunklen Treppen hinaufstiegen und ich plötzlich die großen bunten Glasfenster erblickte, auf denen in freudig-hellen Farben — orange, grün und blau — bildhafte Darstellungen zu sehen waren: ein junges Mädchen, ein Schwan und Büsche von Wasserrosen. Das Gesicht des Mädchens sah

¹² Unter den Linden Ecke Friedrichstraße

einmal leer, dann wieder schelmisch aus. Rolf meinte, daß ihm die riesigen scharlachroten Rosen besser gefielen, die auf einem anderen Fenster zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk zu sehen waren. Ich aber fühlte, daß der gedankliche Inhalt des ersten Fensters anziehender war — obgleich ich diesen Inhalt nicht zu deuten wußte.

Im dritten Stockwerk standen wir bald Frau Seubert gegenüber, der die Pension gehörte. Frau Seubert war eine massive Frauengestalt mit einem freundlichen Lächeln. Rolf sprach deutsch zu ihr. Sie begrüßte mich herzlich und nahm mich in ihre Pension auf. Ihr Lächeln war gewinnend. Rasch richtete ich mich in einem eleganten Zimmer ein, das für meinen Geschmack zu viel Möbel hatte. Während Rolf mit Frau Seubert über die Indianer in Amerika sprach, kleidete ich mich um, denn wir wollten noch einen Nachtclub besuchen.

Ich hoffte, daß Rolf nicht sentimental werden würde. Aber diese Hoffnung erwies sich sogar als unnötig. Hätte er irgend einer alten Tante Berlin gezeigt, dann hätte sein Benehmen nicht neutraler sein können. Er war ein guter Tänzer. Obgleich ich immer eine Beleidigung erwartete, wenn er auch nur den Mund öffnete, benahm er sich immer so freundlich, daß ich am Ende des Abends über mein Mißtrauen beschämt war. Wir nahmen auf sehr förmliche Weise voneinander Abschied, und er wiederholte, daß er sich auf ein Wiedersehen in Paris freuen würde. Am nächsten Morgen kam er noch zu einem letzten Lebewohl in meine Pension, ehe er nach München abreiste. Warum er sich dazu die Mühe nahm, kann ich nicht sagen, denn mit seiner galanten Freundlichkeit war es endgültig zu Ende. "Ich hoffe, daß du Paris verlassen wirst, ehe ich dort eintreffe", sagte er. "Wenn nicht, dann werde ich dich hoffentlich nicht finden. Du würdest nicht in meinen Lebensplan passen." Dann setzte er mit verhaltener Stimme hinzu: "Hol's der Teufel —ich werde dich natürlich nach meiner Ankunft sofort aufspüren."

Ich kann nicht behaupten, daß er Abschied nahm. Er ging einfach fort. Ich wußte in diesem Augenblick nicht mehr über ihn, als ich achtundvierzig Stunden zuvor gewußt hatte. Ein paar fiebernde Minuten lang gelobte ich mir, ihn nie wiederzusehen.

Ich war nach Berlin gekommen, um meine Kenntnisse der deutschen Sprache als Lehrerin zu verbessern und um zu meinem Vergnügen Musik zu studieren. Als mir mein Klavierlehrer Professor Burghardt aber ohne jeden logischen Grund versicherte, daß es für mich besser

wäre, bei ihm Unterricht zu nehmen als an der Universität zu studieren, da stimmte ich so freudig zu, daß ich über die Vernachlässigung meiner Deutschkenntnisse nicht einmal Reue empfand.

Ich gewöhnte mich daran, unabhängig und selbständig zu sein. Wenn ich mich einsam fühlte, gab es da die freundlichen und umgänglichen Bekannten von Frau Seubert, bei denen ich die Kunst lernte, in einem Biergarten die Zeit totzuschlagen. Eine dieser Bekannten war Monika, die ebenfalls an der Musikakademie studierte. Monika, ein phantasieloses, gutmütiges und recht hübsches Mädchen, begrüßte mich jeden Morgen mit dem schallenden Ausruf "Damn it to Hell!" Irgend jemand hatte ihr eingeredet, daß dies "Guten Morgen" bedeutete.

An den "Zeitgeist" dieser Epoche in Berlin konnte ich mich schwer gewöhnen, denn ich hatte nie Geschmack an Politik gefunden. Als ich nach Berlin kam, konnte ich Mozart spielen oder Goethe zitieren, aber vom Vertrag von Versailles wußte ich nur wenig. Geistig war ich vereinsamt, denn in den Jahren, in denen Hitler heraufkam, sprachen die Deutschen nicht von der Kunst, sondern von der Wirtschaft. Für eine Fremde, die nicht begriff, daß es um das tägliche Brot ging, war in dieser Welt kein Platz. Die Jugend übte sich überall in aggressiver Lautstärke. Ein Student konnte ohne Geld, ohne Freunde und ohne Zukunftsaussichten sein, aber er hatte immer seine Weltanschauung. Ich mußte eingestehen, daß meine amerikanische Unbekümmertheit unliebsames Aufsehen erregte und erregen mußte.

Es war Mitte Dezember, als ich eines Nachmittags nach Hause kam und Frau Seubert mich mit erwartungsvoller Freude empfing. Eine zweite Amerikanerin war in die Pension gekommen. Frau Seubert sagte, daß diese nette Mieterin etwas über dreißig Jahre alt, groß und brünett sei und eine aufrechte Haltung habe. Frau Seuberts Beschreibung klang ein wenig nüchtern. Ich hatte Angst, einer Schullehrerin zu begegnen. Als ich ein paar Stunden später in das Speisezimmer eintrat, war ich entzückt, eine hübsche, lebhafte und freundliche New Yorkerin zu finden, die ein sicheres Auftreten hatte. Sie war über die Begegnung ebenso erfreut wie ich. Sogar ihr Name war interessant. Sie hieß Elise.

Nach dem Abendessen lud sie mich in ihr Zimmer. Das erste, was ich bemerkte, war eine große Photographie, die auf ihrem Schreibtisch stand. Es war das Bild einer blonden Frau mit weichem, melancholischem Blick. Ihr Mund hatte so zärtlich geschwungene Linien, daß ich darüber eine Bemerkung machen mußte. Elise schien sich darüber zu freuen. "Das ist Katherine," sagte sie, "meine englische Freundin. Sogar die Photographie vermittelt einen guten Eindruck. Katherine ist die liebenswerteste Person, die ich je kennengelernt habe. Ich habe mich oft gefragt, wie sie es eigentlich mit mir aushält."

Die Worte, die Elise sprach, lösten in mir ein Gefühl der Einsamkeit aus wie schon seit Monaten nicht mehr. Eineinhalb Jahre hatte ich ohne Freundinnen gelebt und mich hinter einer Wand von Philologie, Politik und Musik versteckt. In meinem Alter war Einsamkeit nicht natürlich. Ich sagte Elise, daß ich sie um ihre Freundinnen beneidete. Ich wollte damit nicht taktlos sein. Als ich ihren Gesichtsausdruck sah, machte ich mir merkwürdige Gedanken. Man kann Trauer, Freude oder Anteilnahme simulieren, aber man kann Teilnahmslosigkeit nicht vorspiegeln. Ehe ich noch meinen Gedanken zu Ende dachte, sagte ich mir auch schon, daß meine Überlegungen lächerlich wären.

Am nächsten Abend ging ich mit Elise zu Telschow speisen. Wir waren beide froh, vor Frau Seuberts Nudeln flüchten zu können. Es war angenehm, mit Elise allein zu sprechen, eine heimatlich-amerikanische Atmosphäre zu fühlen und wieder einmal zu lachen. Als sie mir schließlich sagte, daß sie zur lesbischen Liebe "bekehrt" worden wäre, und daß Katherine ihre Geliebte war, empfand ich kaum allzu große Überraschung. Vielleicht hatte der flüchtige und vorübergehende Charakter unserer Bekanntschaft zu dieser raschen Vertrautheit geführt. Wie dem auch sein mochte, Elise erzählte mir, wie sie von der normalen Liebe zur lesbischen Liebe bekehrt worden war. Besonders auffällig war, daß sie keine Reue und kein Schamgefühl empfand. Ich hatte nie zuvor eine Frau kennengelernt, die zur lesbischen Liebe hinübergewechselt war. Darum interessierten mich die Motive ihrer Wandlung.

Elise hatte ein Liebesverhältnis mit einem verheirateten Mann gehabt, dessen Ehe aus religiösen Gründen nicht geschieden werden konnte. Sie war zwei Jahre seine Geliebte gewesen. Ein Jahr lang war das Verhältnis glücklich verlaufen, dann war sie schwanger geworden. Die Abtreibung führte zu einer schrecklichen Infektion, und damit

änderte sich alles. Angst befiel sie und nahm ihr alle Lebenskraft. Nach monatelangem Zögern verließ Elise ihren Geliebten, um ihr geistiges Gleichgewicht nicht zu verlieren. Sie nahm längeren Urlaub und ging nach England, wo sie Katherine kennenlernte, deren taktvolle Annäherungen ihr allmählich alle Vorurteile gegen die lesbische Liebe nahmen. Katherine hatte Elises Unentschlossenheit erkannt, und sie gab ihr Zeit und wartete geduldig. Endlich willigte Elise ein. Nun wartete sie in Berlin auf Katherine, die bei Verwandten in Wales zu Besuch war und zu Weihnachten in Berlin eintreffen würde.

Innerhalb weniger Tage erkannte ich, daß Elise mir zugeneigt war. Unsere Isolierung und meine Einsamkeit hatten dazu geführt, daß wir schnell miteinander bekannt wurden. Alles erschien mir ein bißchen phantastisch und unwirklich. Ich meinte, daß der körperliche Trieb das Ergebnis der Freundschaft sein sollte und nicht die Ursache der Freundschaft. Der Gedanke des körperlichen Verlangens nach einer Frau, die mir verhältnismäßig fremd war, erfüllte mich mit Abscheu. In meiner kindischen Nervosität wünschte ich, daß Elise weniger anziehend wäre.

Überdies war Elise streng. Obgleich ich keinen Anhaltspunkt für meine Vermutung besaß, glaubte ich, daß ihre Strenge erst in jüngster Zeit erworben war. Es mußte doch einen Grund dafür geben, warum sich die empfindsame Geliebte, die Elise gewesen war, nun in eine berechnende Lesbe verwandelt hatte. Obgleich Elise behauptete, glücklich zu sein, merkte ich an ihr einen gewissen Zynismus, der für Katherine Schlimmes befürchten ließ. "Was die Leute tun, hat mit dem, was sie glauben, nichts zu tun. Zu dieser Überzeugung bin ich nun endgültig gekommen", sagte Elise.

Es war nur menschlich, daß mir ihre Haltung unsympathisch war. Sie hatte sich für die lesbische Liebe frei entschieden (eine Entscheidung, die für eine Lesbe unverständlich war!), und damit war sie etwas ganz anderes als eine geborene Lesbe. Elise hatte eine Linie, auf die sie sich zurückziehen konnte — und eben das fehlte mir und Katherine. Sie war höchstens einiger Reue- und Verachtungsgefühle fähig, und wahrscheinlich waren ihre Gewissensbisse kaum sehr stark. Es leuchtete ein, daß die lesbische Liebe für Elise kein Zweck war, sondern nur ein Mittel. Wie alle Neubekehrten (der Politik, der Religion, der Sexualität) war auch Elise eine Fanatikerin. Ihr

herausfordernder Blick stachelte mich an. Meine Kraft schmolz in dumpfer Angst dahin.

Einige Tage danach kam Elise um Mitternacht in mein Zimmer. Sie trug einen Schlafrock, der auf dem Rücken und auf den Ärmeln große Drachenbilder zeigte. Ich werde diese Drachen nie vergessen. Sie hatten feurig bestickte Augen. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich ein fünf Jahre altes Kind, das sich vor einer Angst verkrümmt, die es endlich erkennt. Ich war froh, als sie mein Zimmer zu warm fand, den Schlafrock ablegte und in ihrem weichen gelben Pyjama, das so wundervoll zu ihrem gelösten braunen Haar paßte, Platz nahm.

Meine Angst gebot mir, das zu verhindern, was ich befürchtete und zugleich wünschte. So sprach ich eine Stunde lang über tausend Dinge — über meine Schule, meine Familie, über meine Abneigung gegen Kehllaute usw. Elise zeigte eine gelangweilte Höflichkeit, und sie begann mich durchdringend anzublicken. Sie saß auf meinem Bett. Eine leere, verzweifelte Stille trat ein, und endlich lächelte sie mir zu und streckte mit verbitterter Selbstsicherheit ihre Hand zu mir aus, obgleich sich das, was von meiner Willenskraft noch übriggeblieben war, noch sträubte. Sie erhob sich rasch und löschte das Licht aus. Anfangs war es sehr dunkel. Dann drang ein Lichtstreifen durch eine Türspalte und fiel quer über den Teppich. Elise entkleidete sich schnell und legte sich neben mich. Minuten vergingen, ehe ich sie anblickte. Ihr Körper war auffallend weiß. Sie sprach kein Wort. Schließlich wandte sie sich mir zu, flüsterte etwas in mein Ohr, das ich nicht verstand, und legte meine Hand auf ihren Körper. Dann zog sie mich zu sich hinunter, küßte mich ganz zart, und die Fülle ihrer Lippen erregte mich zu schmachsender Qual. Mein Atem überschlug sich, und ich entzog mich ihrer Umarmung. Nie zuvor hatte ich solche Empfindungen erlebt. Sie streichelte meine Hand und gab mir das Gefühl unbändiger Jugend. Ich spürte, wie sie sanft an meinen Kleidern zog und begriff endlich, was sie mir zuvor ins Ohr geflüstert hatte. Zärtlich drehte sie mich um und zog mir die Kleider vom Leib. Ihre Finger ruhten auf meinen Brüsten, umspielten die Brüste sanft wie warmes Wasser. Ihre Hand wanderte an meine Kehle, und mit einer raschen Wendung lag sie wieder an meiner Seite und küßte mich von neuem. Plötzlich bemächtigte sich meiner eine unbändige Leidenschaft. Ich faßte nach ihrem ganzen Körper, drückte sie fester an mich und wollte sie besitzen, ohne zu wissen, wie ich dies anstellen

sollte. Sie bohrte ihren Kopf in meine Brüste. Ein köstlicher Schmerz durchzuckte mich, und ich konnte mich nicht bewegen. Ich hatte keine Angst mehr. Ich fühlte nur den Schmerz der Sehnsucht nach dem immer noch vollkommeneren Besitz ihres Körpers. In panischem Zwiespalt hoffte ich einen Augenblick lang, daß sie davon nichts merken würde und unmittelbar danach wieder, daß sie meine Sehnsucht erkennen würde. Dann plötzlich berührte sie mich, und eine schreckliche Lust durchzuckte mich. Zeit und Ewigkeit schwanden wie durch ein Wunder dahin, und nur der Augenblick blieb bestehen. Ich fühlte nichts als ihre Berührung, die erst ein Ende nahm, als ich sie nicht mehr ertragen konnte und Elise grob von mir stieß. Von allen Gefühlen befreit, lag ich nun da in herrlichem Vergessen — zeitlos, traumhaft. Ich hatte nicht die Kraft, die Augen zu öffnen. Ich hatte nicht geahnt, daß dieses Gefühl dem Sterben so nahe ist. — Ich weiß nicht, wie lange ich wohl so gelegen sein mag. Schließlich öffnete ich die Augen, als ein Strom von Licht durch die geöffnete Tür drang. Elise war im Begriff, mich zu verlassen. Ich wußte nicht, warum sie ging, aber ich war zu benommen, um darüber nachzudenken. —

Als ich am nächsten Nachmittag von der Musikakademie nach Hause kam, lief Elise auf mich zu, um mir zu sagen, daß sie von Katherine ein Telegramm bekommen hätte, das ihre Ankunft für den nächsten Tag ankündigte. Sie küßte mich und lächelte über meinen plötzlich bestürzten Gesichtsausdruck. Sie zwang mich, sie anzusehen und sagte: "Diana, ich bin glücklich, so glücklich. Bitte, sei auch glücklich." Ich sagte ihr etwas erregt, daß sie mein erstes Liebeserlebnis wäre, und daß sie mich doch nicht verlassen durfte. Nein, sagte ich, das durfte sie nicht. Sehr zärtlich antwortete sie, daß sie gewußt hätte, welche Rolle sie für mich gespielt hätte, und daß sie auch die ganze Zeit schon gewußt hätte, daß Katherine so bald kommen würde. Nun verstand ich also, warum sie in dieser Nacht weggegangen war. Für Elise war das eine Geste der Treue, ein Zeichen lesbischer Treue. Ich spielte dabei keine Rolle.

Plötzliche Eingebungen beherrschten mein ganzes Denken und Fühlen. Nicht einmal der Gedanke an Professor Burghardt konnte verhindern, daß ich einen sehr dummen Entschluß faßte. Ich fuhr noch am gleichen Abend nach Paris — zwei Monate früher, als ich geplant hatte. Im Zug endlich fand ich erlösenden Schlaf. Die Räder ratterten rhythmisch: "Das macht mir nichts aus! Das macht mir nichts aus!"

Jane

Ich traf in Paris gerade zur rechten Zeit ein, um in einem Hotel, das nahe beim Palais Royal lag, ein gottverlassenes Weihnachtsfest zu verbringen. Ich war so einsam, daß ich mich sogar auf ein Wiedersehen mit Rolf zu freuen begann. Vier Tage lang suchte ich eine Pension aufzuspüren, in der ich ein Klavier mieten konnte. Ich war von diesem Suchen schon völlig erschöpft, als ich endlich zu meiner großen Freude im fünften Stockwerk eines uralten Hauses am Boulevard St-Michel, ganz nahe beim Parc Luxembourg, eine kleine Wohnung fand. Sie bestand aus einem großen Wohnzimmer ohne Teppiche, das seitlich in eine winzige Küche mündete, von der aus man wieder in ein großes Schlafzimmer gelangte. Von diesem Schlafzimmer aus konnte ich die Seine sehen, wenn ich mich weit genug aus dem Fenster beugte. Es lohnte sich — denn die Seine war schließlich weit genug entfernt von meinem Fenster. Das Porzellan hatte Sprünge, das Sofa quietschte, der Waschtisch wackelte — aber es gab ein Klavier, ein überraschend gutes Klavier.

Ich war noch keine ganze Woche in Paris, als ich meine Mutter in einem Brief bat, mir Bonk zu schicken, der mir in Berlin so schrecklich gefehlt hatte. Bonk war in seiner Art ein froher, lieber Kamerad, aber er bedeutete für mich noch viel mehr. Bonk war für mich das Zeichen dafür, daß Carl mich verstanden hatte, und wenn Bonk bei mir war, konnten keine Reuegefühle aufkommen.

Ich hatte mich in Paris gerade erst eingerichtet, als ich zu verstehen begann, daß das Erlebnis mit Elise für mich nicht nur erniedrigend

gewesen war, sondern mir auch eine Tatsache bestätigt hatte, die für mich von ungeheurer Wichtigkeit war. Vor meiner Bekanntschaft mit Elise hatte ich nicht gewußt, ob Frauen einander sexuell befriedigen konnten. Ich hatte gefürchtet, daß die Verzweiflung das unvermeidliche Ende der lesbischen Liebe sein mußte, und daß alles Sehnen nach Leidenschaft unerfüllt bleiben mußte. Ich dachte, daß das Leben mit den Homosexuellen letzten Endes ein schmutziges Spiel spielte. Elise aber hatte mein Wissen vervollständigt.

Endlich begann ich, die Vorlesungen an der Sorbonne zu besuchen. Da ich meine Kenntnisse der französischen Sprache früher erworben hatte als die der deutschen Sprache, war ich für die Sorbonne besser vorbereitet als für die Berliner Universität. Nun wollte ich mich auf eine Promotion vorbereiten. Mit dem schon in Amerika erworbenen "Master Degree" in deutscher Sprache und einer Sorbonner Promotion in französischer Sprache würde ich, wie ich dachte, sicher imstande sein, als Lehrerin meinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Mit meinen Nachbarn schloß ich freundlichste Bekanntschaft. Marianne aus Minnesota, die hier ihre Gesangsstimme ausbilden ließ, war seriös und talentiert. Mir gefiel ihre Häuslichkeit. Edith war eine hübsche englische Lehrerin, die trotz ihrer ernsten Klugheit wirklichen Charme besaß. Beide wohnten ein Stockwerk höher. Sie ähnelten einander durchaus nicht, aber sie waren mir beide gleich sympathisch, und unsere Freundschaft entwickelte sich auf ganz natürliche, ungezwungene Weise.

An einem Nachmittag kam Marianne und zeigte mir einen Brief ihrer älteren Schwester Carol, die sie bat, eine ehemalige Schulkollegin zu empfangen, die Samstagabend aus Cherbourg in Paris eintreffen würde. Es war Freitag, und Marianne wollte nun für den ersten Abend dieses neuen Gastes einen netten Empfang vorbereiten. Marianne kannte die Freundin ihrer Schwester nicht, aber sie hatte ein Bild von Jane gesehen. Sie hatte nun die Absicht, Jane beim Aussuchen eines Hotels behilflich zu sein und sie dann in meine Wohnung zu bringen. "Meine Schwester meint, daß ich Jane entweder hassen oder schrecklich lieb haben würde", sagte Marianne. "Sie ist angeblich imstande, ein Teufel oder ein Engel zu sein. Jedenfalls klingt das Ganze sehr interessant."

Am Sonnabend etwa um neun Uhr kam Jane, von Marianne und Edith begleitet, zu mir. Jane war eine stattliche, sehr große Frau — etwa eine Endzwanzigerin. Sie trug ein beigefarbiges Kostüm und hatte eine einzige Blume an den Aufschlag geheftet. Sie war nicht hübsch zu nennen, aber ihre Erscheinung war eindrucksvoll und hatte persönlichen Charakter. Ihre Augen hatten ein schelmisches Leuchten, ihre Haut hatte einen dunklen Ton, ihre Nase war wohlgeformt. Mich faszinierten ihre Lippen — die sinnlichsten Lippen, die ich je gesehen hatte. Sie hatte eine tiefe, dunkle, klangvolle Stimme und besaß die bei Frauen seltene Gabe, von ganzem Herzen und doch angenehm zu lachen. Sie trug einen Ring mit einem einzelnen Rubin, der wunderbar geschliffen war. Ihr dunkelbraunes Haar war auf altmodische Weise im Nacken aufgerollt.

Ob Marianne und Edith wohl merkten, daß Jane mich an diesem Abend mehrmals durchdringend ansah? Mir fiel das deutlich auf, aber ich muß ehrlich zugeben, daß ich trotz ihrer freundlichen Blicke ein bißchen ängstlich war und jedenfalls starke Neugierde empfand. Woher stammte Jane? Warum kam sie allein nach Paris? Und warum beschäftigte mich diese Frage, da ich doch selbst allein hierher gekommen war? Warum hatte ihr Gesicht für Augenblicke einen so lebendigen Ausdruck, und warum zeigte sie einen so verträumt unbeteiligten Blick, wenn sie mich gerade nicht ansah? Warum bildete sie für uns alle den Mittelpunkt, und woher kam ihre magnetische Anziehungskraft, deren sie sich offenbar nicht bewußt zu sein schien?

Wir hatten einen vergnügten Abend geplant. Leider wurde ich so einsilbig wie ein Junge bei seinem ersten Rendezvous. Ich erinnere mich heute an nichts mehr, was an diesem Abend geschah — nur an Jane. Ich weiß noch, wie Jane ihre Beine übereinanderschlug, wie sie über Mariannes Verstellungskünste lachte, wie sie mir freundlich zulächelte, als ich ihr Wein einschenkte, und wie aufmerksam sie zu dem kleinen russischen Mädchen war, das aus seiner ein Stockwerk tiefer liegenden Wohnung zu uns kam, weil sie sich einsam fühlte. Ich erinnere mich, wie sich Jane zusammen mit Edith und Marianne verabschiedete, und welche besondere Bedeutung ihre konventionellen Abschiedsworte für mich erhielten.

"Ich habe mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Diana. Ich möchte Sie gerne noch öfter sehen."

Wie dumm war es doch von mir, mich an diesen Satz zu erinnern! Was sollte sie denn sonst sagen? Sie war ja mein Gast gewesen. Dutzende von Menschen hatten mir bei ähnlichen Gelegenheiten das gleiche gesagt ... Als ich am nächsten Morgen ein kleines Briefchen von Jane bekam, war ich kaum überrascht — ich hatte es fast erwartet. Ich glaube, daß ich sogar wußte, was darin stehen würde:

"Meine liebe Diana! Können Sie heute nachmittag zu mir zum Tee kommen? Jane."

Marianne und Edith hatten mich zwar eingeladen, mit ihnen bei Moret zu speisen, aber ich fühlte, daß ich ihnen absagen mußte. Um fünf Uhr nachmittags war ich in Janes Zimmer im Hotel Grillon. Sie trug ein grünes Samtkleid, dessen Farbe dazu beitrug, ihre Augen in noch hellerem Grün leuchten zu lassen. Jane war eine ungeheuer energische Persönlichkeit. Ihr Charme war ebenso stark wie das magische Fluidum, das von ihr ausging. Der starke Eindruck, den sie auf mich trotz meines Widerstrebens ausübte, rührte wohl ohne Zweifel zum Teil von ihrer majestätischen Erscheinung her.

Bei mehreren Tassen Tee und "petits fours" plauderten wir angeregt bis in die Abendstunden. Ich erfuhr, daß Jane nach Paris gekommen war, um hier Malerei zu studieren, aber mir war klar, daß sie nur dilettantisches Interesse an der Kunst nahm. Sie war finanziell unabhängig und konnte ihre Reise- und Lernbedürfnisse ganz nach dem Geschmack des Augenblicks befriedigen. In Paris wollte sie bleiben, bis sie von dieser Stadt genug haben würde.

Ich habe mich oft gefragt, wie es kam, daß Jane und ich so viele gemeinsame Interessengebiete hatten, obgleich unsere Ansichten nur selten übereinstimmten. Ihr Interesse galt vor allem der äußeren Erscheinung, der Form und der Farbe, und so hatte sie wenig für Musik übrig. Ich wiederum war zu sehr mit dem inneren Erlebnis von Rhythmus und Melodie beschäftigt, um mich mit der bildenden Kunst näher zu befassen. Gleich zu Beginn stellte ich zu meiner größten Überraschung fest, daß Jane tief religiös war. Ich besaß alle Voraussetzungen für eine religiöse Einstellung, war jedoch im Grunde ungläubig. Jane hatte ganz andere Vorurteile und Sympathien als ich. Sie schien nicht triebhaft impulsiv zu sein, und wenn man von ihren sinnlichen Lippen absah, konnte man annehmen, daß ihr Temperament sehr stabil war. Obgleich wir in verschiedenen Stadtteilen von Paris lebten, richteten wir es doch so ein, daß wir

täglich zusammenkamen. Es war mir ein Vergnügen, Jane Paris zu zeigen. Ich hatte Paris schon so weit kennengelernt, daß ich diese Aufgabe mit Sicherheit lösen konnte. Es war Frühling geworden. Frühling in Paris! Wer das erlebt hat, kann verstehen, daß Paris um diese Jahreszeit eine ganze Generation lyrischer Dichter und Liebessänger zu inspirieren vermag.

Wir nahmen unseren Mittagscocktail in Ritz, wir fuhren auf einer Barke die Seine hinunter, schlenderten über das Pflaster des Montmartre oder saßen stundenlang an den Tischen mit den rotkarierten Tischtüchern in der Dingo-Bar — kurz, wir taten, was alle Ausländer in Paris gerne tun. Janes Anwesenheit befriedigte mein Bedürfnis nach weiblicher Gesellschaft, ein Bedürfnis, das ich so lange Jahre unterdrückt hatte. Sehr schnell gewöhnte ich mich an ihr Interesse und ihre Sympathie. Jane wurde mir zu einer Lebensnotwendigkeit. Ich habe niemals an Wunder geglaubt, aber hier war nun ein Wunder: mir wollte scheinen, als hätte ich Jane seit eh und je gekannt. So lange hatte ich mich von Freundinnen ferngehalten, und nun fühlte ich die herrliche Nähe einer verstehenden Frau. Jane hatte die seltene Gabe, auch den einfachsten und unscheinbarsten Dingen Freude, Frohsinn und Bedeutung zu geben. Dies belebte mein Verständnis der Umwelt und wurde zu einem Bestandteil jenes magischen Zaubers, den ich in Janes Anwesenheit empfand. In wenigen Wochen hatte ich Paris und mein Leben mit Jane so innig verknüpft, daß ich mir die Dinge ohne Jane einfach nicht mehr vorstellen konnte.

Meine Beziehung zu Marianne und Edith machte mir jedoch einiges Kopfzerbrechen. Die beiden waren eines Tages zusammen mit Jane bei mir zum Tee, und es stellte sich heraus, daß sie nicht zu Jane paßten. Im Grunde hatte sich dies schon bei Janes Ankunft gezeigt. Ich weiß nicht, auf welche emotionalen Gründe dies zurückzuführen war. Ich bemühte mich zwar unausgesetzt, Konversation zu machen, aber das Gespräch versiegte schon, ehe es in Gang kam. Edith war kühl, Marianne schüchtern, und Jane war zu höflich. Ich habe also den Versuch nicht mehr wiederholt. Es hatte sich ergeben, daß Jane meine und nicht Mariannes Freundin wurde. Daraus ergab sich eine natürliche Eifersucht, die mir unerträglich war.

Je enger meine Freundschaft mit Jane wurde, um so größeres Interesse nahm ich an der Frage, ob Jane sexuell normal war.

Gelegentlich hatte ich den Eindruck, daß ihre Gefühle für mich nicht nur freundschaftlicher Natur waren. Aber ich konnte mir diesen Eindruck nicht erklären und fand hierfür auch keine logische Begründung. Ich wagte nicht, ihr Verhalten als Verstellung zu deuten. Vielleicht hatte der zarte Händedruck etwas zu bedeuten, wenn sie mir "Gute Nacht" sagte? Oder ihr lächelnder Blick, wenn sie mir so eigenartig in die Augen sah? Manchmal war es ein freundliches Lächeln, manchmal nur ein anteilnehmender Blick ... Manchmal wieder reagierte sie auf merkwürdige Art, wenn ich irgend etwas sagte, das ihr nicht paßte. In solchen Augenblicken nannte sie mich "Mon enfant" und blickte mir schmerzlich in die Augen. Wie es wirklich um Jane stand, vermochte ich nicht zu sagen.

Vielleicht, so dachte ich, war es möglich, Jane nicht täglich zu sehen. Aber ich konnte an nichts anderes denken als an Jane. Ich wollte nichts anderes als Jane. Tagelang grübelte ich darüber nach, ob ich ihr meine Liebe gestehen und mich ihr auf Gnade und Ungnade ausliefern sollte. Aber ich erinnerte mich an Nancys Worte "Bitte, sei nett zu mir", und mir ekelte vor mir selbst, weil ich an solche Selbsterniedrigung gedacht hatte. Nur die kühne Hoffnung, daß Jane meine Liebe nicht verschmähen würde, hinderte mich daran, vernünftige Überlegungen anzustellen.

Mit allen möglichen Mitteln hatte ich versucht, meine Gefühle zu betäuben. Nur eines hatte ich dabei nicht versucht — durch Lernen und Studieren Jane zu vergessen. Nun entschloß ich mich, es mit dem Lernen zu versuchen. Vier Tage lang hielt ich es durch. Von morgens bis Mitternacht. Hätte ich einen Augenblick lang überlegt, dann hätte ich festgestellt, daß mich dies mehr Energie kostete, als ich besaß. Ich fütterte Bonk, aber ich selbst aß nichts. Den ganzen Tag verbrachte ich in den Bibliotheken — bis in die späten Abendstunden, wenn sie ihre Pforten schlossen. Ich machte mir Aufzeichnungen über das Gelesene, und wenn ich am nächsten Tag meine Hefte zur Hand nahm, verstand ich meine eigenen Formulierungen nicht. Nur einen Zweck erfüllte diese Taktik: ich war nicht im Bereich des Telephons. — Da ich eine Vorlesung über Geschichte der französischen bildenden Kunst besuchte, mußte ich in Museen gehen. Der tröstlichste Anblick in dieser Gemütsverfassung war für mich eine Schäferin auf einem Bild von Watteau. Im Louvre legte ich viele Kilometer zurück. Aber all das löste in mir nur *ein* Gefühl aus — die Sehnsucht nach Rollschuhen.

An einem dieser Abende fiel ich in einer Metro-Station in Ohnmacht. Im Stürzen schlug ich mit dem Kopf auf eine Bank und verletzte mich. Ich hatte dort Jane erwartet, und als sie endlich kam, kümmerten sich schon ein Dutzend Franzosen um die Kopfwunde "de la jeune Allemande". In meiner Ohnmacht benahm ich mich wie die Heldin eines Fünf-Groschen-Romans und wiederholte unbewußt immer von neuem in deutscher Sprache: "Das macht mir nichts aus! Das macht mir nichts aus!" Man hielt mich also für eine "jeune Allemande".

Jane erschrak heftig über meine blutige Stirn, brachte mich in einem Taxi nach Hause, legte mir einen Verband an und brachte mich ins Bett. Ich hatte Fieber und schreckliche Kopfschmerzen. Aber Jane war so lieb, daß ich alles ertragen konnte, wenn sie nur bei mir blieb. Eine Stunde lang las sie mir vor, aber ich hörte kein einziges Wort. Mein Herz pochte so stark, daß ich glaubte, Jane müßte das fühlen. Als sie endlich zu lesen aufhörte, wagte ich, sie anzusehen. Ich konnte nicht einmal lächeln. Ich wollte meine Hand zu ihr ausstrecken, aber unwillkürlich bewegte ich meinen ganzen Arm auf sie zu. Ein unwiderstehlicher Zwang zog mich jedoch zurück. Die Angst war stärker als der Mut und die Sehnsucht.

Das Schweigen schien kein Ende zu nehmen. Ich schloß meine Augen, um den Schmerz des Schweigens nicht auch noch zu sehen. Ich hörte, wie Jane sich bewegte. Sie legte das Buch zur Seite und kam mir näher. Sie saß auf meinem Bett, und endlich fühlte ich, wie ihre Finger ganz leicht meinen Verband streichelten und sich wieder entfernten. Ich wagte nicht zu atmen, denn ich fürchtete laut aufzuschreien. Fast böse öffnete ich meine Augen. Ich hatte nicht geahnt, daß Jane im Begriffe war, sich über mich zu beugen, und daß in ihren Augen Tränen waren. Plötzlich erkannte ich mit aller Deutlichkeit, daß auch Jane Angst hatte. Ich konnte kein Wort sagen. Meine Hand griff nach der ihren. Sie flüsterte nur ein einziges Wort: "Kind". Und sie schloß mich rasch in ihre Arme. — Ich dankte Gott, denn nun wußte ich, daß ich diese Nacht nicht allein bleiben würde.

Verlorene Liebesmüh'

Ich war trunken von Glück. Endlich wußte ich, was es bedeutete, zu lieben und geliebt zu werden. Mein war die Gewißheit der Geliebten, mein das Liebeswort, das ich sprach, mein das Wort, das sie sagte. Die Gewißheit einer Liebe, die ich bisher nur als Schuldgefühl kennengelernt hatte, war nun unser. Die Geständnisse der Liebe drängten sich vor, überschwemmt uns, ließen uns fast ertrinken. Die Unendlichkeit und Unaufhörlichkeit dieses Liebesstroms war so übermächtig schön, daß sich jener zarte Schmerz einstellte, der nur mit der Ekstase verbunden ist. Nie hatte ich solches Entzücken zu träumen gewagt.

Ich einigte mich mit Jane, daß wir eine gemeinsame Wohnung beziehen würden. Sie wollte jedoch noch warten, bis ich meine Prüfungen abgelegt hatte. Ich studierte Tag und Nacht, und obgleich ich während der letzten Unterrichtswoche nicht regelmäßig mit Jane zusammenkommen konnte, hörte ich doch oft von ihr. Wenn ich abends — es war ein kühler Frühsommer — bei meinem Kamin saß, um nicht zu frieren, wobei Bonk zu meinen Füßen kauerte, hörte ich den Concièrge die Treppe heraufstapfen, um mir irgend etwas von Jane zu bringen: einen kleinen Brief oder etwas Obst oder manchmal auch Chocolat glacé. Einmal sandte sie sogar ein kleines Gummispielzeug für Bonk. "Bonk gehört jetzt auch zu mir", sagte Jane. Wie oft ihre Briefe auch kommen mochten, jeder neue Brief schien mir liebevoller als alle vorangegangenen.

"Bitte beeile Dich und lerne, damit Du bald zu mir zurückkommst. Ich liebe Dich. Deine Jane."

Einmal sandte sie mir um Mitternacht einen Brief durch einen Taxichauffeur: *"Darling, wenn Deine Hand nicht in der meinen ruht, habe ich Angst. Deine Jane."* Obzwar ich schrecklich viel zu arbeiten hatte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich anzukleiden und quer durch Paris zu ihr zu eilen.

Fünf Tage dauerte es noch, dann waren meine Prüfungen vorbei. Jane holte mich ab und sagte, sie wollte mit mir "ein paar Zimmer" ansehen — in der Rue de Saints-Pères, etwa auf halbem Wege zwischen dem Quai Voltaire und dem Boulevard Saint-Germain. Es war eine entzückende atelierähnliche Wohnung, nagelneu ausgestattet und bezugsbereit. Jane gestand, daß sie dieses Appartement für mich als Überraschung vorbereitet hatte.

Wir richteten unser gemeinsames Leben schnell ein. Es waren genau fünf Wochen vergangen, seit wir einander kennengelernt hatten. "Ich habe Angst", sagte Jane, "daß du mich nicht mehr so sehr lieben wirst, wenn wir die ganze Zeit zusammen verbringen." Aber die vielen kleinen Intimitäten des gemeinsamen Haushalts machten mir noch klarer, was Jane für mich bedeutete. Geliebt zu werden, bedenkenlos verwöhnt zu werden von einer entzückenden Frau, die ich verehrte — das war eine erfrischende Oase in der Wüste meines bisherigen Lebens, ein ausgezeichnetes Gegengift gegen meinen Minderwertigkeitskomplex. — Unsere Beziehung war von wunderschöner Harmonie, wir liebten einander, und wir wußten genau, was wir wollten. Wir suchten eine Möglichkeit, ohne Kritik und ohne Einmischung miteinander zu leben. Wir wünschten ein normales häusliches Leben, und wir suchten unser gemeinsames Glück. Von anderen verlangten wir nichts. Wir verletzten keinen anderen Menschen. Wir waren reif, frei und selbstsicher.

Aber der Einfluß der Gesellschaft zerrte an unserem Gewissen. Wir waren von der geltenden moralischen Konvention abgewichen. Wir besaßen keine kirchlich oder staatlich beglaubigten Papiere als Unterlagen unseres Liebeskontraktes. Wir waren Außenseiter der Gesellschaft. Unsere Beziehung mußte geheim bleiben. Unsere Beziehung durfte unseren Familien und unseren Freunden nicht bekannt werden, und wir mußten die Freude dieses gemeinsamen Wissens entbehren. Nichts durfte auf mehr als bloß freundschaftliche Zuneigung hindeuten. Wir mußten uns an eine Scheinheiligkeit und Tarnung gewöhnen, die erniedrigend und beleidigend war. Wir mußten uns seelisch abhärten, um jene groben und verächtlichen Bemerkungen über die Homosexualität zu ertragen, die irgend jemand machte, der vom Wesen unserer Beziehung nichts wußte. All das erforderte außergewöhnlichen Takt, außergewöhnliche

Anpassungsgabe und vor allem einen Sinn für Humor und Proportion. Während der ersten Monate meines Zusammenlebens mit Jane mußte ich mich zu einer vollkommenen "poseuse" entwickeln. Ich mußte mich also verstellen, denn da waren Marianne und Edith, und da waren ein halbes Dutzend anderer Bekannter, mit denen ich befreundet war, ehe ich Jane kennengelernt hatte. Bei Marianne und Edith hatte ich schon eine sehr starke persönliche Neugierde gespürt, ehe Jane und ich zusammen wohnten. Aus diesem Grund litt ich dauernd unter der Angst, mich irgendwie zu verraten. Es war unbedingt notwendig, daß niemand den wahren Charakter unserer Liaison vermutete, und es war andererseits mißlich, daß man diese Beziehung nicht als selbstverständliche Tatsache akzeptieren konnte. Edith und Marianne zum Beispiel luden mich weiterhin zum Tee oder zu einem Theaterbesuch ein. Anfangs machten sie die Höflichkeitsgeste, auch Jane einzuladen, aber dann unterließen sie auch diese Rücksichtnahme. Jane benahm sich beiden gegenüber nicht mehr sehr gnädig. Aus irgend einem mir unerklärlichen Grunde war ihr Marianne von Anfang an unsympathisch. Jane war auf meine Freundinnen eifersüchtig. Das beängstigte mich, und ich begriff, daß sie sich eine reine Freundschaft nicht vorzustellen vermochte. Ich aber fühlte mich gehemmt, eine Einladung anzunehmen, die sich nicht auch auf Jane bezog. Auch eine Braut hätte es ja nicht über sich gebracht, ihren Bräutigam zu verlassen, um eine Gesellschaft aufzusuchen, die ihm nicht behagte.

Meine Freundinnen fehlten mir, ich entbehrte sie. Sie waren für mich, ehe ich Jane kennengelernt hatte, unentbehrliche Begleiter in dieser Stadt gewesen. Paris schien mir fremd ohne meine Freundinnen. Ich hatte gehofft, daß sie zu Jane passen würden. Aber die lesbische Liebe hat nun einmal auch den Aspekt der Eifersucht und den Aspekt der Entfremdung — wie sich an Marianne und Edith zeigte. Ich konnte an die beiden nicht denken, ohne mich gleichzeitig verletzt und erniedrigt zu fühlen. Langsam, ängstlich und ungläubig begann ich zu verstehen, was mir ohne diese Erfahrung unbegreiflich geblieben wäre: es war viel leichter, eine uneheliche Beziehung zu einem Mann zu pflegen, als eine lesbische Beziehung mit einer Frau aufrechtzuerhalten. Vielleicht war es einfach so, daß die Gesellschaft ein Auge zudrückte, wenn das unerlaubte Verhältnis zumindest der Struktur dieser Gesellschaft entsprach.

Meine Liebe zu Jane war aber stark genug, um Haß und Mißbilligung zu ertragen. Mutig sagte ich zu mir selbst, daß ich in der Tat mit Jane völlig unabhängig von allen anderen Dingen sein wollte — von den Freunden, von Paris, von allem, das unser gemeinsames Leben nicht berühren sollte. Die isolierte Einsamkeit war, so sagte ich mir, das notwendige Ergebnis des lesbischen Glücks. Eine unverbindlich-ironische Haltung war die einzige Antwort auf die Fragen der Bekannten, der Nachbarn, ja selbst des Concièrge. So kam es, daß wir schon nach ein paar Monaten überhaupt keine Freunde mehr hatten. Wir hätten vom Erdboden verschwinden können, und niemand außer Bonk und dem Concièrge hätte uns vermißt. Das war, so sagte ich mir, jedenfalls besser als die dauernde Bedrohung durch die verächtlichen Bemerkungen der Leute, gegen die man sich ja nicht zur Wehr setzen konnte.

Es wird für einen normalen Menschen nicht schwierig sein, zu verstehen, daß der homosexuelle Mensch keinen Anteil am Schicksal der gesamten Gesellschaft empfindet. Das Gefühl der sozialen Gemeinschaft ist die Beziehung des normalen Menschen zu seiner Umwelt. Dieses Gefühl bietet ihm eine Verteidigungsstellung gegen den Schrecken der Einsamkeit.

Ich fühlte diese Gemeinschaftsidee überall, ich spürte sie so deutlich, als hätte es sich um ein lebendiges Wesen gehandelt. Ich konnte die Gemeinschaft hören und sehen, und sie erregte mich — aber das Gemeinschaftsgefühl gehörte zur normalen Welt. Mich diesem Gemeinschaftsgefühl nähern zu wollen, war ebenso unnütz wie der Versuch, das Unsichtbare sehen zu wollen. Aber die Dinge konnten nie so weit entfernt sein, daß mein Auge und mein Ohr sie nicht erfaßten und von ihnen bewußt Notiz nahm. Ich fühlte alles, und alles fügte mir Schmerz zu. Darin besteht das Wesen der Einsamkeit der Lesbe.

Ich hatte als Angehörige des dritten Geschlechtes mit einem Gefühl der Isolierung gerechnet, aber ich war nicht darauf vorbereitet, daß dies dauernden Schmerz bedeuten würde. Nicht weniger überraschend war für mich, daß Jane davon anscheinend überhaupt nicht berührt wurde. Es gab kein Anzeichen dafür, daß sie darunter litt. Als ich einmal davon sprach, schien sie mich nicht zu verstehen. Ich bestand nicht auf einer weiteren Erörterung dieser Frage. Weder Jane noch ich

hatten jemals das Thema der "sexuellen Perversion" berührt, und ich dachte, daß es vielleicht besser war, wenn wir von den Unterschieden in unserer Einstellung nicht sprachen. Ich war bereit, mich nach ihr zu richten, und ich nahm an, daß sie als die ältere von uns beiden schon besser für den Widerstand gerüstet war. Zumindest gab ich mich mit dieser Erklärung zufrieden und beneidete sie um ihre abgehärtete Unbekümmertheit.

Meine eigene Einstellung entwickelte sich auf natürliche Weise. Ich suchte über mein einsames Exil durch unbestimmte emotionale und intellektuelle Prozeduren hinwegzukommen. Jane war die einzige Zuflucht, die ich je gefunden hatte, der einzige Ausweg aus der ewigen Einsamkeit der Seele. Mit ihr erlebte ich, was ich bei Carl hatte erleben wollen — die Gemeinschaft der Seele, das Einssein. Das mußte mich für alles andere entschädigen. Der letzte, herzerreißende, tief in meinem Unbewußten verankerte Widerstand gegen die lesbische Liebe war durch Janes Verlangen nach mir überwunden worden. Ich hatte meine Rechtfertigung gefunden, und ich ignorierte den Preis, den ich zu bezahlen hatte. Die furchtlose Hingabe an meine Natur und an die lesbische Liebe ohne irgend ein Gefühl des Abscheus würde letzten Endes, so dachte ich, die Freiheit meiner Persönlichkeit bringen.

Das ausgeprägte Bedürfnis nach sexueller Ekstase war weder Jane noch mir zuvor bekannt gewesen. Im Entzücken der ersten intimen Annäherungen hätte ich niemals vermutet, daß unsere körperliche Beziehung sich so unmerklich wandeln würde, und daß, schon ehe ein Jahr um war, meine Illusionen in Befürchtungen umschlagen würden. Jedoch wurde mein innerstes Vertrauen erschüttert: Irgend etwas war falsch — ich wußte nicht, was es war. Immer wieder kam es zur Enttäuschung, immer wieder wurde mein Körper quälend erregt, ohne befriedigt zu werden. Die alte Verwirrung, die ich überwunden glaubte, warf mich wieder zurück. Ich hatte erwartet, daß beide Teile sich um die Befriedigung und Vollendung kümmern würden, und daß auf diese Weise die vielen kleinen Temperamentsunterschiede ausgeglichen würden. Ich hatte mich aber geirrt. Zu Beginn hatten wir uns beide darum bekümmert. Nun war diese Sorge mir allein anvertraut. Unterschiede des Temperaments wurden durch die Zeit nicht ausgeglichen, sondern verschärft.

Ich brauchte Monate, um mir Rechenschaft darüber abzulegen. Monatelang machte ich mir Vorwürfe und versuchte, Jane zu rechtfertigen. Sobald das Denken sich über die Hemmungen des Gefühlslebens hinwegsetzen konnte, war die mangelnde Übereinstimmung zwischen Jane und mir leicht zu erklären. Die Liebe darf nicht widerstrebend sein; sie muß vollkommen praktisch reagieren, denn sie verlangt nach der Freiheit. Wo dies nicht der Fall ist, da wird die Liebe grausam. Es verhielt sich nun einfach so, daß Jane trotz ihres anfänglich begierigen Interesses keiner echten Leidenschaft fähig war. Sie war weder unempfindlich noch gefühllos. Ihr sexuelles und psychisches Verhalten war nur plump, weil sie prüde war. Hätte ich ihr dies gesagt, so hätte sie widersprochen und wäre vielleicht sogar beunruhigt gewesen. Sie betrachtete sich als eine Frau, die sich über Konventionen hinwegsetzte. Ihr Auftreten und ihre Redeweise sprachen für sich, aber selbst Edith hätte mir keinen Glauben geschenkt, wenn ich ihr gesagt hätte, daß Jane mit den allergewöhnlichsten Hemmungen belastet war. Ich hätte mich zum Beispiel nicht gewundert, wenn meine Großtante mir gesagt hätte, daß ich in meinem Zimmer keinen Brandy haben sollte. Aber Jane sagte: "Mir ist vollkommen gleichgültig, was andere Leute trinken, aber bei dir ist das anders. Ich will nicht, daß so ein Getränk überhaupt in deinem Zimmer steht." Ich hatte mich zwar an starke alkoholische Getränke gewöhnt, aber weil eben Jane diese Worte sprach, war ich sogar entzückt. Ja, ich war angenehm überrascht, daß es unter den modern sein wollenden Amerikanerinnen, die in Paris lebten, eine gab, die so zartes Feingefühl offenbarte. Aus den gleichen Gründen fand ich Janes Religiosität rührend. Die selbstbewußte Dekadenz der Amerikanerinnen in Paris und Berlin war für mich schon so langweilig, daß mir völlig gleichgültig war, was ein Mensch glaubte, wenn er nur überhaupt irgend einen Glauben hatte.

Der Zwischenfall mit dem Brandy war zwar ein alltägliches, triviales Ereignis, aber auf diese Weise begriff ich Janes System von Recht und Unrecht, das mit Vernunftgründen überhaupt nichts zu tun hatte. Ihren Instinkten nach war Jane eine wollüstige Sybaritin. Aber sie hatte gleichzeitig die Hemmungen einer gottesfürchtigen Provinzlerin. Zwischen Trieb und Hemmung klaffte ein Abgrund, dessen Ausmaße ich nicht abschätzen konnte.

Jane war eine Frau der Halbheiten. Ihre Wertbegriffe waren von einem Gefühl des Anstandes eingeengt, das die Entwicklung ihres Lebensgefühls hemmte. Sie war seelisch nicht imstande, sich dem Erlebnis vollkommen hinzugeben. Sie kannte auch keine Richtlinie für ihr sexuelles Verhalten. Ja, sie wußte nicht einmal, daß der sexuelle Akt auf der Tätigkeit beider Partner beruhte, wenn der Gipfel des sexuellen Glücks erreicht werden sollte.

Um ihretwillen und uni meinewillen hoffte und betete ich, daß sich das Bild, das ich von ihr hatte, als unrichtig erweisen würde. Ich konnte fühlen, wie sie sich von mir immer mehr und mehr entfernte, und mein Instinkt sagte mir, daß dies gegen ihren Willen geschah. Ihre sexuelle Unbeholfenheit brachte manchmal geradezu Torturen mit sich. Ich lag starr neben ihr und fürchtete, daß meine quälende Begierde sich verraten würde. Ich zog es vor, von ihr nicht berührt zu werden, denn das war mir lieber als das Durchmessen des ganzen Weges bis zum Rand der Verzückung, wo sie mich plötzlich fallen ließ und damit meine Nerven chaotisch zerrüttete. Um ihretwillen hätte ich mich verstellen können, aber ich wollte mich in diesem Lügengewebe nie wieder verfangen. Heute glaube ich ebenso wie damals, daß die Liebende nicht gezwungen sein sollte, ihre Bedürfnisse mitzuteilen. Es ist erstaunlich, wie die Hoffnung den Verstand dazu bringen kann, eine Situation hinzunehmen, die durch ein paar Glücksschimmer echtes Glück vortäuscht. In undeutlicher Ferne fühlte ich oft genug die Ekstase herannahen, und das genügte, um meine Hoffnung wachzuhalten. Meine Willenskraft war durch die Liebe gefesselt.

In einer einzigen Sommernacht kam es zur schrecklichen, plötzlichen Wendung. Noch heute erinnere ich mich an jede einzelne Sekunde dieser Szene. Ich habe mich bewußt angestrengt, all das zu vergessen, und eben dadurch habe ich mir die Ereignisse dieser Nacht noch tiefer eingepägt. Jane war in dieser Nacht von einer besonders leidenschaftlichen Liebe und Begierde. Sie führte meine Hand an ihre Brüste und zog mich zu sich hinab, während mein Kopf auf ihrem Arm ruhte, und ich fühlte, daß sie meinen Kuß begehrte. Ich empfand das schwache Aroma ihres Körpers in all seiner Süße. Sie preßte mich an sich, so wie ich es liebte, und ich merkte, daß ihr Atem in schwerer Erregung flackerte. Während sie mich an ihren Körper drückte, konnte ich ihr Herz heftig schlagen hören. Dann zuckte sie heftig und griff

nach meiner Hand. Ich ließ es geschehen, daß sie meine Hand an ihren Körper führte ... Ich tat, was sie von mir in dieser Nacht verlangte.

Lange danach lag sie in tiefem Schweigen, und dann begann sie zu schluchzen. Ich hatte panische Angst, ihr einen Schmerz zugefügt zu haben. Aber ich konnte sie nicht dazu bringen, zu mir zu sprechen. Einige Minuten später hatte sie sich beruhigt, wandte sich zu mir und flüsterte tonlos: "Ich habe es nicht gewollt! Ich habe es nicht gewollt!"

Was sie sagte, erschütterte mich zutiefst, und ich wagte nicht, den vollen Sinn ihrer Worte zur Kenntnis zu nehmen. Verletzt und verängstigt ergriff ich schließlich ihre Hand. Sie hielt meine Hand ganz fest, griff dann mit beiden Händen nach meinem Kopf und blickte mir tief in die Augen. Ihre Augen waren noch klar und sanft, als sie flüsterte: "Bitte, tun wir das nicht mehr! Nicht mehr! Nie mehr! Ich kann das Schamgefühl am nächsten Tag nicht ertragen. Bitte ... "

Automatisch und gefühllos küßte ich sie, automatisch und gedankenlos versprach ich, was sie verlangte, Jane schlief endlich ein. Sie hielt meine Hand. Ich starrte in die Dunkelheit, auf einem Arm liegend, nichts sehend, nichts fühlend. Immer wieder und tausendmal hörte ich das Echo: "*Ich kann das Schamgefühl nicht ertragen! Ich kann das Schamgefühl nicht ertragen!*" Der Rhythmus der Worte machte mich fast verrückt.

Endlich kam ein rettender Gedanke. Ich war sehr froh, daß ich Jane von Anfang an die Initiative überlassen hatte. Ich war übergücklich, daß ich sie sogar anfangs an meinem Körper unbeholfen hatte herumtasten lassen, ehe ich ihr den Weg gezeigt hatte. Nein, nie, nie hatte ich mich ihr aufgedrängt. Bis zu ihrem Aufschrei: "*Ich habe es nicht gewollt!*", der ohne jede Vorbereitung erfolgt war, hatte ich an ihr nie ein Anzeichen des Zögerns bemerkt.

Nach dieser Nacht berührte ich Jane nicht mehr. Ich wollte nicht mehr neben ihr schlafen. Für mich waren alle glücklichen Liebeszeichen dahin. Wenn sie mir den Gute-Nacht-Kuß gab und neben mir lag, begann ich sie zu hassen, weil sie mir egoistisch schien. Ich griff nicht einmal nach ihrer Hand. Einmal machte ich sogar den Versuch, auf dem Sofa im Wohnzimmer zu schlafen, aber Jane meinte, das wäre dumm. Abgestumpft und ohne Willenskraft ging ich ins Schlafzimmer zurück, lag neben ihr und war doch meilenweit entfernt. Noch lange, nachdem sie eingeschlafen war, fühlte ich die

schmerzliche Sehnsucht, sie zu berühren. Nacht für Nacht empfand ich diese Begierde, die nur noch stärker wurde, weil sie verboten war. Wenn sie mich im Schlaf berührte oder einen Arm auf meinen Körper legte, zitterte ich vor Verlangen, und meine Nerven prickelten quälend bis in mein Rückenmark. Manchmal mußte ich weit von ihr abrücken, weil ich sonst der Versuchung nicht widerstanden hätte, sie mit aller Kraft zu umarmen. Jane hatte meinen natürlichen Trieb herabgewürdigt und verletzt. Ein Schauer kalten Schreckens überlief mich. Mein Verstand rückte von der Liebesknechtschaft ab, die mir drohte. Alles war sinnlos gewesen! Verlorne Liebesmüh!

Rolf

Als ich an einem Nachmittag spät von der Vorlesung nach Hause kam, sah ich schon vom Wohnungseingang her, daß Rolf auf einem niedrigen Stuhl beim Fenster saß. Er versuchte, mit Bonk zu spielen und sich mit Jane zu unterhalten, die aus ihrer Abneigung kein Hehl machte. Mehr als ein Jahr war vergangen, seit ich Rolf gesehen hatte. Ich hatte ihn fast völlig vergessen. Seine Wiedersehensfreude überraschte mich. Janes Anwesenheit schüchterte ihn ein, und er nahm bald Abschied. Bevor er ging, vereinbarten wir noch, zum Abendessen zusammen zu kommen. Ich hatte mich so darüber gefreut, daß Rolf überhaupt eingeschüchtert werden konnte, daß ich mich nicht rechtzeitig an meinen Entschluß von ehemals erinnerte, Rolf nie wieder zu sehen.

Ich schloß die Tür hinter ihm und spürte größte Angst, denn Jane war ganz plötzlich in die Küche gegangen. Ich kleidete mich zum Abendessen an, ärgerte mich über Janes Eifersucht und ihr unhöfliches Betragen gegenüber Rolf und empfand gleichzeitig ein Schuldgefühl, weil ich Jane an diesem Abend allein ließ. Bevor Rolf mich abholte, versuchte ich Jane zu küssen. Sie wandte sich ab, aber diesmal nicht

aus Ärger. Seit ich Jane kannte, war dies das erste Mal, daß ich mit einem Mann ausging. Aber Rolf war für mich kein richtiger Mann, denn ich betrachtete ihn noch immer als einen Homosexuellen. Ich konnte es jedoch nicht über mich bringen, mit Jane darüber zu sprechen. Wir hatten die Frage der Homosexualität in unserer Konversation von Anfang an nicht berührt, und im Laufe der Zeit wurde es immer schwieriger, eine Erörterung ins Auge zu fassen. Ich versprach also Jane, daß ich sie nicht lange allein lassen würde und bedauerte schon, daß ich Rolf überhaupt zugesagt hatte.

Er führte mich in das Restaurant Tour d'Argent, ein winziges altes Etablissement in der Nähe des Jardin des Plantes. Während er die Speisen bestellte, hatte ich Zeit, über die Veränderung nachzudenken, die sich in seinem Wesen abgespielt hatte. Schließlich sagte er, daß er es bedaure, mir gegenüber unhöflicher gewesen zu sein als zu irgend einer anderen Frau. Das war eine so merkwürdige Formulierung, daß wir beide lachen mußten. "Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe, und das war damals ehrlich gemeint. Ich habe aber versäumt, dir zu sagen, daß ich dich auch haßte. Ich bin mir in deiner Gesellschaft wie ein Idiot vorgekommen — von dem Augenblick an, in dem du *Kitten on the Keys* gespielt hast. Zwei Tage lang hast du mich in einer Weise ignoriert, die mir vollkommen ungewöhnlich war. Dann hast du mich beim Kartenspiel nach allen Regeln der Kunst geschlagen ... Ich hasse Frauen, Diana. Aber ich liebte dich, weil ich aus irgend einem Grunde vergessen konnte, daß du eine Frau warst. Nachdem ich Berlin verließ, hatte ich deinetwegen ein paar schlimme Wochen. Eines Tages aber stand ich auf und liebte dich nicht mehr. Das war wundervoll. Jetzt habe ich natürlich nur das Gefühl, daß ich mich entschuldigen muß. Aber ich bin wirklich ein netter Mensch, wenn ich nicht aus der Fassung gebracht werde."

Ein Satz, den Rolf gesprochen hatte, gab mir die Gewißheit, daß ich es mit einem Homosexuellen zu tun hatte: "Ich liebte dich, weil ich aus irgend einem Grunde vergessen konnte, daß du eine Frau warst." Vorsichtig suchte ich sein Vertrauen zu gewinnen.

Bald aber stellte ich bei Rolf ein Bedürfnis fest, das mir später immer wieder bei männlichen Homosexuellen auffiel. Im Gegensatz zur durchschnittlichen Lesbe, die alle erdenklichen Anstrengungen macht, um den Charakter ihrer Sexualität vor ihren engsten Bekannten zu verbergen, ist der männliche Homosexuelle bereit, mit jedem

Menschen, der ihm geduldig zuhört, über seine eigene Person zu sprechen. Rolf suchte mir sein Wesen zu erklären, und er empfand dabei offensichtlich keine Hemmungen. Seine Freimütigkeit mag vielleicht bewundernswert gewesen sein, aber mir raubten seine Worte den Atem. "Ich liebte meine Mutter bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr", sagte Rolf ohne jeden Versuch der Beschönigung. Langsam formte ich mir aus seinen Andeutungen ein vollständigeres Bild seiner Kindheit und Jugend. Seine Mutter war sehr jung und sehr schön. Ihr Gatte mußte aus beruflichen Gründen die meiste Zeit von der Familie entfernt leben. Die Mutter fand in ihrem Sohn eine Entschädigung für ihre Einsamkeit. Das dauernde Zusammensein während der Kindheit hatte sich zu sklavischer Abhängigkeit in späteren Jahren entwickelt. Die Mutter begriff endlich, daß Rolf psychisch nicht ausgeglichen war und forderte ihn auf, Mädchenbekanntschaften zu suchen. Es war zu spät, Rolf konnte sich den Mädchen seines Alters nicht mehr anpassen.

"Als ich fünfzehn Jahre alt war, versuchte meine Mutter mir einen gewissen gesellschaftlichen Schliff zu geben, indem sie mich lehrte, wie ich mit ihr flirten sollte. Ich war unbeholfen und ängstlich, wie nicht anders zu erwarten. Sie führte mich zum Abendessen in Hotels und Restaurants und kokettierte mit mir über den Tisch hinweg, als wäre ich ihr Liebhaber gewesen. Mein Gott, war sie hübsch!"

Mir war bekannt, daß die moderne Psychiatrie zur Erklärung der Homosexualität immer mehr den Ödipus-Komplex heranzieht. Rolf gestand schließlich, daß es zur unausbleiblichen Komplikation kam, zum Eifersuchtskonflikt mit dem Vater. Daraus zog ich nun meine eigenen Schlüsse. Rolf fand also in der homosexuellen Beziehung einen Ausweg aus diesem Konflikt. — Rolf war hochintelligent, empfindsam und zynisch. Ich verstand seine starke Verachtung der Frau. Darin lag wahrscheinlich nichts Persönliches; es war die Reaktion eines Mannes, der sich ärgerte, daß er den Frauen so sehr ähnelte. Eine Laune des Schicksals hatte es so gefügt, daß ich ihm gefiel, und er war böse darüber. Ich konnte ihm daraus keinen Vorwurf machen. Aber die Tatsache, daß ich ihm irgendwie widerstrebte, zog mich gerade an. Das also war neu für mich, denn ich war bisher nur daran gewöhnt, von Männern bewundert und verehrt zu werden. Nun aber verlockte mich ein Mann, in seinen ureigenen Lebensplan einzugreifen.

Rolf war anmaßend und selbstsicher. Er sagte: "Ich bin froh, daß ich nun nicht mehr an dich denken muß., Diese eitle, egoistische Haltung genügte, um meinen Plan reifen zu lassen. Es würde mir das größte Vergnügen bereiten, ihm wehe zu tun. Dieses Gefühl hatte ich bis dahin nicht gekannt." Aber Rolf hatte die Fähigkeit, meine bösesten Instinkte zu erwecken, und ich löste, wie es schien, auch in ihm die schlimmsten Absichten aus.

Ich wußte etwas, das Rolf nicht wissen konnte. Ich begriff, warum ich ihn anzog, und warum er mir gefiel. In meinem Wesen waren genügend männliche Elemente, die zu den weiblichen Zügen seines Charakters paßten. Rolf fühlte diese instinktive Verwandtschaft, aber er war sich über die Ursachen nicht im klaren. Ich verstand damals nicht, daß meine plötzliche Laune, mir Rolf untertan zu machen, auf die Enttäuschung zurückzuführen war, die ich mit Jane erlebt hatte. Ich empfand das seelische Bedürfnis, die Kraft meiner Persönlichkeit unter Beweis zu stellen. So entwickelte sich zum ersten Mal in meinem Leben mein Machtinstinkt, ohne daß ich mir dessen bewußt wurde.

Trotz Janes Eifersucht verbrachte ich während der nun folgenden Woche mehrere Nachmittage mit Rolf. Aber ich ärgerte mich über seine Gleichgültigkeit. Ich wollte mir selbst nicht eingestehen, daß er mich im Laufe unserer Bekanntschaft immer mehr in Erstaunen versetzte. Er war zwar freundlicher als zuvor, aber mein Instinkt sagte mir, daß er sich verstellte, und daß er mit sich selbst unzufrieden war, weil er meine Gesellschaft suchte. Ich wußte, daß Jane sehr beleidigt war, wenn ich mit Rolf zusammenkam. Sie war erbittert darüber, daß Rolf sich in nächster Nähe unseres Hauses eine Wohnung genommen hatte. Sie war nun nicht nur böse, sondern sogar rachsüchtig. Ich bedauerte meine Handlungsweise, denn ich war zu weit gegangen. Wir hatten genug Schwierigkeiten, und es war nicht nötig, daß ich die Situation noch komplizierter gestaltete. Ich wußte, daß ein lesbisches Verhältnis auf Treue und Vertrauen beruhte. Ich wußte, daß ich gesellschaftliche Konventionen auszuschalten hatte, wenn ich nicht meinen eigenen Untergang wollte. Wenn Rolf mich nach Hause brachte, wartete Jane schon auf mich, und in ihren Augen flackerte der Schmerz. Das aber war mir der spielerische Flirt mit Rolf nicht wert.

Ich sagte Jane also, daß ich Rolf nicht mehr sehen wollte. Zwei Tage danach gab sie mir ein winziges Paket, das sie, wie sie sagte, für den

Augenblick aufgehoben hatte, in dem ich über Rolf hinweggekommen sein würde. In dem Päckchen war ein wunderschöner Ring mit fünf Smaragden, die in eigenartig dreieckiger Form geschliffen und in Gold eingefaßt waren. Auf der Innenseite des Ringes waren unsere Initialen graviert: *J E — D F*. Freudig überrascht sah ich in Janes Augen, sie aber legte ihren Finger auf meinen Mund und ließ mich kein Wort sagen.

Ich war noch jung und verstand nicht, daß die Menschen nicht immer so reagierten, wie ich es wünschte. Ich war verwöhnt, weil die Dinge sich zu oft nach meinem Wunsch entwickelt hatten. Als ich Jane sagte, daß ich Rolf nicht mehr sehen wollte, sandte ich ihm einen Brief und glaubte, daß die Angelegenheit damit erledigt war. Mein Brief war unverzeihlich anmaßend geschrieben. Als einzigen Grund für meinen Entschluß führte ich an, daß ich mehr Zeit zum Studium benötigte. Ich machte mir auch keine Gedanken, als Rolf diesen Brief nicht beantwortete. Jane war ebenso zufrieden wie ich, daß unsere Unabhängigkeit über den ersten Angriff von außen triumphiert hatte, und ich war froh, daß ihre Eifersucht so rasch geschwunden war.

Eine Woche danach begegnete ich Rolf, als ich allein aus unserer Wohnung kam. Er hatte mich von seinem Fenster aus beobachtet. Er trug eine weiße Angora-Weste und kastanienbraune Sandalen, die mit Doppelschnallen festgehalten waren. Er sah mich kaum an, ergriff meine Hand und bat mich, mit ihm zu kommen und mit ihm zu sprechen. Sein Tonfall hatte etwas Bezwingendes. Ich ging mit ihm in seine Wohnung. Meine Neugier und meine Aufregung waren stärker als mein Widerstand. Im Wohnzimmer lagen Notenblätter, Alkoholflaschen und Zigarettenreste wüst durcheinander. Rolf entschuldigte sich kurz und machte mir einen Stuhl frei. Als ich mich setzte, stand er vor mir und sagte plötzlich mit heiserer Stimme: "Du hast mich so weit gebracht, daß ich dich liebe. Jetzt hast du, was du willst. Das ist die Hölle für mich."

Ich begriff plötzlich, daß er meinen Brief nur als Herausforderung angesehen hatte. Ich versuchte, ihm eine Erklärung zu geben, aber er schenkte mir keine Aufmerksamkeit. Er hob mich vom Stuhl und küßte mich auf meinen Mund. Dabei umarmte er mich so kräftig, daß ich meine Arme nicht bewegen konnte. Seine Aggressivität verletzte mich. Ich stieß ihn wütend und mit Abscheu von mir, aber dies beeindruckte ihn keineswegs. Ich fühlte, daß er ein wenig betrunken war. Seine

Lippen waren feucht und kraftlos. Noch einmal küßte er mich und stieß mich dann in meinen Stuhl zurück. "Verfluchte kleine Bestie!" rief er aus und lachte über meine Wut. "Du bist genau so wie alle anderen Frauen. Du fürchtest dich vor der Hauptsache."

Mein Zorn konnte ihn natürlich nicht beruhigen. Es konnte nichts nützen, wenn ich ihm sagte, daß ich seine Berührung abstoßend fand. Ich bemühte mich also mit aller Anstrengung, logisch und vernünftig zu sein. Er schenkte irgendein Getränk ein, und ich benützte diese Pause, um zum Gegenangriff überzugehen. Meine Wut brachte mich auf den unbarmherzigen Gedanken, ihn zu fragen, ob ich ihn irgendwie an seine Mutter erinnerte. Diese Frage tat ihre Wirkung. Seine Kraftanspannung ließ nach, und er sagte leichthin: "Ja, dein Mund. Du hast die gleichen Lippen. Sinnliche, egoistische Lippen."

Ich hatte also eine empfindliche Stelle berührt. Das also war der erste Grund seines Interesses an mir, der einzige Grund seiner Anteilnahme!

Er schlürfte sein Glas Brandy und kam dann näher an mich heran. Seine trotzigte Haltung hatte er nun aufgegeben. "Warum wolltest du mich erniedrigen und verletzen?" fragte er. "Du wolltest mich doch in Wirklichkeit gar nicht!"

Daß Rolf mich so durchschaute, brachte mich aus der Fassung. Ich kam mir schrecklich unmoralisch vor. Es machte keinen Sinn, länger zu lügen. Es war einfacher, die Wahrheit zu sagen. Ich erklärte ihm, daß die Männer es mir zu leicht gemacht hätten, und daß er endlich ein Mann war, der sich anders gab.

"Ach so", sagte er und öffnete mit ironischer Förmlichkeit die Türe, um mich hinauszudecken. "Frauen haben verfluchte Methoden, um sich zu amüsieren", sagte er noch. Ich wollte eine grobe Antwort geben, aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Ohne ihn anzusehen, schritt ich an ihm vorbei und verließ seine Wohnung.

Nach dem stürmischen Zwischenspiel mit Rolf kehrte ich erschüttert zu Jane zurück. Ich war klüger und demütiger geworden. Meine gute Laune half mir über den Zorn hinweg. Ich wußte, daß ich an allem, was geschehen war, selbst schuld war. Rolf s tiefe Erkenntnis meines Wesens machte mich jedoch sprachlos. Kein normaler Mann hätte so deutlich gespürt, daß ich kein körperliches Bedürfnis nach ihm empfand. Rolf hatte das verstanden, noch ehe er mich berührt

hatte. Kein normaler Mann hätte meine Rücksichtslosigkeit so schnell erkannt. Aus dem Verhalten Rolfs lernte ich, was ich dann immer wieder bestätigt fand: der männliche Homosexuelle ist infolge der weiblichen Elemente seines Wesens imstande, Frauen mit außerordentlicher Deutlichkeit zu durchschauen und zu verstehen.

Für die häufig vorkommende Harmonie zwischen Homosexuellen und Lesben habe ich verschiedene Erklärungen in Büchern gefunden. Die Angehörigen des dritten Geschlechts haben eine gemeinsame psychologische Plattform. Ich kenne sogar Fälle von Ehen zwischen homosexuellen Männern und lesbischen Frauen, in denen beide Partner¹³ einander volle seelische und körperliche Befriedigung boten. Mir war jedoch klar, daß mich ein homosexueller Mann höchstens geistig interessieren könnte. Rolfs Berührung war mir besonders abstoßend erschienen — selbst wenn ich von meiner Abscheu gegen seine unfeinen Manieren absah. Die Annäherung eines normalen Mannes war mir einfach langweilig und gleichgültig. Aber die physische Intimität mit einem männlichen Homosexuellen bereitete mir geradezu ein Gefühl der Obelkeit. Eine solche Intimität erschien mir — gegen alle logischen Gründe — vulgär und unrein. Als ich aus Rolf s Wohnung nach Hause kam, war der erste Gedanke, wie ich mich vollkommen reinigen könnte. Ich bemühte mich in panischem Schrecken, alle Spuren seiner Berührung von mir abzuwaschen, und ich muß sogar gestehen, daß ich erbrechen wollte.

Ich hatte nicht die Absicht, Jane von all dem etwas zu sagen, weil ich wußte, daß es sie aufregen würde. Sie fühlte jedoch, daß mich irgend etwas bedrückte, und schließlich gestand ich ihr noch am selben Abend, was geschehen war, wobei ich mein Verhalten nicht beschönigte. Ich hatte erwartet, daß sie böse sein würde. Sie aber hatte nur einen ängstlichen Wunsch: den Gedanken an Rolfs Umarmung loszuwerden. Sie küßte mich und zeigte dabei einen schmerzlichen Gesichtsausdruck, den ich nie vergessen werde. "Nie wieder darfst du einem anderen Menschen gehören, nie wieder", sagte sie.

Diese bittere Erfahrung belehrte mich, daß Jane und ich um unseres Glückes willen alle anderen Menschen ausschalten mußten. Es durfte weder Freundinnen noch Freunde geben. Niemand durfte in unseren Lebenskreis eindringen. Nach dem Zwischenspiel mit Rolf änderte sich

¹³ Gemeint sind hier natürlich Ehen einer Frau mit einem Mann.

Jane. Die unbegründete, aber dennoch vorhandene Angst, mich zu verlieren, mag dafür verantwortlich gewesen sein. Aber die Änderung ihrer Einstellung hatte tiefere Ursachen und war nicht bloß auf die Stimmung und die äußeren Umstände zurückzuführen. Jane wollte, daß ich sie wieder liebte. Sie liebte mich mit der Macht eines Triebes, der im Gegensatz zum Schamgefühl stand. Aber auch auf meiner Seite waren die inneren Spannungen nicht geringer. Ich wollte Jane nicht wider ihren eigenen Willen besitzen. Die Schwächlichkeit dieser Form der Begierde stieß mich ab. Mir kam vor, als wäre ich das Werkzeug ihrer Leidenschaft und nicht die Ursache dieser Leidenschaft und Liebe. All das sagte ich ihr und überließ sie dann ihrem Schicksal. Ich weiß nicht, ob das klug war oder nicht. Meine Liebe zu Jane war stark genug, um zu verzeihen, und Gott weiß, daß ich geduldig war. Aber ich wollte nicht, daß diese Liebe mißbraucht wurde. Jane mußte lernen, mich ohne die geringste Spur von Reue zu lieben. Wenn sie das nicht konnte, dann gab es kein Zusammensein. Sie bat mich, noch Geduld zu haben. Das beängstigte mich. Ich hatte jetzt vor allen Dingen Furcht. Unsere ganze Beziehung stand auf dem Spiel. Hätte Jane kein körperliches Bedürfnis empfunden, wäre Jane frigid gewesen, dann hätte ich bloß Mitleid gehabt und unser Mißgeschick bedauert. Das Schamgefühl aber war eine Emotion, der mit Logik nicht beizukommen war. Jane mußte diesen Kampf in ihrem Innern allein ausfechten. Als ich sie abwies, war mir völlig klar, daß ich sie beleidigte. Aber das war mir nun völlig gleichgültig. Ich übersiedelte auf das Sofa, und dort blieb ich auch weiterhin.

Eifersucht

Als ich eines Abends an meinem Schreibtisch saß und Briefe schrieb, fragte mich Jane, wer mir Bonk gegeben hätte. Es fiel mir auf, daß sie ihre Frage in befehlendem Ton stellte, und daß sie annahm, daß Bonk ein Geschenk war. Vielleicht hatte sie das von Marianne erfahren.

"Bonk ist ein freundschaftliches Geschenk", sagte ich. "Das Unterpfand einer liehen Freundschaft." — "Ein Freund oder eine Freundin?" fragte Jane. Diese Frage schien mir lächerlich, und ich beantwortete sie unbeteiligt und einsilbig.

"Hast du ihn geliebt?" fragte sie, und ich antwortete: "Nein."

Jane saß auf einem hohen Stuhl und kratzte geistesabwesend hartgewordene Farbe von ihrer Staffelei. Die Farbstücke fielen zu Boden, und Bonk schnupperte freudig an jedem einzelnen Stückchen. Zwei kleine rote Klümpchen hatten sich hinter seinem Ohr verfangen und klebten dort wie Konfetti. Ich rief ihn, er sprang auf mich zu und wedelte freudig mit seinem Schwanz. Wäre ich klug genug gewesen, Janes Laune zu erraten, dann hätte ich in diesem Augenblick nicht gelacht und Bonk zu mir hinaufgehoben. Bonk machte gerade den Versuch, mein Gesicht abzulecken, als ich Jane sagen hörte: "Diana, ich möchte lieber, daß du Bonk los wirst."

Einen Augenblick lang konnte ich Jane nicht ernst nehmen. Sie wiederholte, was sie gesagt hatte und fügte hinzu: "Ich möchte nicht daran erinnert werden, daß irgend ein anderer Mensch dich geliebt hat oder dir je etwas geschenkt hat. Ist das zu viel verlangt?"

Ich antwortete ausweichend, und das machte sie auf den ihr unbekanntem Freund nur noch eifersüchtiger. Ich hatte aber geschworen, Carl niemals zu erwähnen — wenn schon nicht in meinem Interesse, dann um Carls willen. Meine Vergangenheit mit Carl hatte mit der Gegenwart überhaupt nichts zu tun. Ich verspottete Jane und nannte ihr Verhalten lächerlich.

"Das einzige, um das ich dich je gebeten habe, Diana", sagte sie. "Ich bitte dich darum! Wenn du mich liebst, dann muß diese Bitte genügen."

Edith hatte einmal zu mir gesagt: "Laß dich nicht von Jane unterkriegen. Sie ist herrschsüchtig." Ich aber hatte sie noch nie so gesehen, und ich mußte den Kopf schütteln: "Nein."

Jane sprang auf und verließ mit einem von Arger verzerrten Gesicht das Zimmer. Die Schlafzimmertür wurde so kräftig zugeworfen, daß ich aufschreckte. Ich wünschte mir, keine so männliche Abneigung gegen Streitszenen zu haben. Es muß eine Erleichterung sein, eine Tür lärmend zuzuschlagen. Aber jedem Streit mit mir fehlte das dramatische Element. Zwanzig Minuten später kam sie aus ihrem Zimmer. Sie war angekleidet, als ob sie zum Abendessen ausgehen

wollte, und sie durchquerte das Wohnzimmer, ohne von mir Notiz zu nehmen.

Ich wartete bis acht Uhr, aber sie kam nicht zurück. Schließlich bereitete ich die Koteletts zu, die zum Abendessen vorgesehen waren, und gab Bonk mit einiger Befriedigung Janes Portion. Für Jane war ich bereit, meine Freunde und Freundinnen aufzugeben, wenn es sein mußte. Das war logisch. Ich war aber nicht bereit, Bonk aufzugeben. Das war ein unsinniges Verlangen.

Jane kam ziemlich spät nach Hause. Ich war schon zu Bett. Ich wußte nicht, wo sie gewesen sein konnte. Sie sagte nichts, ging in ihr Schlafzimmer, und bald danach sah ich, wie sie das Licht auslöschte. Es war lange nach Mitternacht, als ich hörte, wie Jane die Türe öffnete und auf mich zukam. Sie setzte sich an mein Sofa. Jane mußte mich bloß berühren, und all mein Widerstand schmolz dahin. Die Welle der Zärtlichkeit schwemmte alle Dämme hinweg. "Diana," flüsterte sie, "ich will nicht schlecht zu dir sein. Bitte lasse mich nicht schlecht sein. Wenn deine Liebe groß genug ist, werde ich nie schlecht sein." Noch in ihren Armen zitterte ich ein wenig und dachte über den Sinn ihrer Worte nach.

Zu dieser Zeit hatte ich die Reihe der Vorlesungen über Literatur, Philosophie und Geschichte beendet und beschäftigte mich gründlich mit Philologie. Das Thema meiner Dissertation befaßte sich mit der Etymologie von einigen hundert Worten, deren Entwicklung ich vom Lateinischen bis zur französischen und englischen Sprache der Neuzeit verfolgte. Mit dieser Arbeit waren Studien auf dem Gebiete der Morphologie, der Phonologie und der Semantik verbunden, und ich mußte die riesigen Wörterbücher der Bibliotheken der Sorbonne und der Bibliothèque Nationale benützen. Einige dieser Etymologien waren so vertrackt, daß ich ein ästhetisches Vergnügen daran hatte, diese staubige Archivarbeit zu besorgen — denn dies war schließlich der einzig ernsthafte Versuch einer wissenschaftlichen Arbeit, den ich je unternahm. Im Juli sollte ich mich den Prüfungen an der Sorbonne unterziehen und damit mein Doktorat erwerben. Ich glaubte, wohl vorbereitet zu sein, bis wirklich die Prüfungszeit kam. Die Prüfungen selbst waren von solch beängstigender Schwierigkeit, daß ich noch jetzt zögere, davon zu sprechen. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine schreckliche Minute bei der mündlichen Prüfung, in der ich aus

Angst weder in französischer noch in englischer Sprache ein Wort zu sagen vermochte. Als alles vorüber war, ging ich heim und weinte. Aber ich hatte die Prüfung bestanden.

Jane freute sich indessen, daß eines ihrer Bilder (ein launiges Landschaftsbild aus der Bretagne, das sie während unserer Ferien begonnen hatte) die beifällige Anerkennung der Kritik fand. Ich hielt es für bedeutsam, daß man dieses Landschaftsbild als "männlich" bezeichnete. Ich hatte schon lange gemerkt, daß Jane im wesentlichen männlicher war, als sie sich gab. Die Schlußfolgerungen, die man daraus ziehen konnte, waren meiner Meinung nach sehr lehrreich. Jane machte keine Andeutungen darüber, und so konnte ich nicht wissen, ob sie dieser Feststellung Beachtung schenkte.

Zum Teil zur Feier unserer Erfolge und zum Teil zur Feier unseres einjährigen Zusammenseins entschlossen wir uns, ins Casino de Paris zu gehen. Wir waren über den ersten sorgenfreien Abend, den wir nach vielen Monaten genossen, so erfreut, daß wir uns die ganze Revue so ansahen, als wären wir Mädchen, die den ersten Urlaub vom Internat erlebten. Wir fuhren schließlich mit dem Omnibus nach Hause, und als wir ausstiegen, entschlossen wir uns, noch einen "Liqueur" zu trinken. Wir gingen den Boulevard Saint-Germain entlang, als wir plötzlich aus einer Seitenstraße die Klänge eines Tanzorchesters hörten. Das genügte, um unsere Schritte dorthin zu lenken. Über eine abenteuerlich dunkle Treppe gelangten wir in ein Café, das uns neu war und zu unserer Stimmung paßte. Ich öffnete die Tür, und Jane folgte mir. Das kleine Orchester befand sich am anderen Ende des langgestreckten, schmalen, spärlich beleuchteten Raumes. Wir steuerten auf einen kleinen, seitlich gelegenen Tisch zu und bestellten unsere Getränke. Allmählich begriff ich, wo wir uns befanden. Ich hatte schon gehört, daß es in Paris viele Lokale dieser Art gab, aber ich war noch nie an einem derartigen Ort gewesen. Frauen in Männerkleidung tanzten mit anderen Frauen, die zum Teil weibliche Kleider trugen. Die Anmut, die Würde und die Nonchalance dieser Paare setzte mich in Erstaunen. Der Tanzboden, der aus matten Glasplatten bestand, hinter denen sich die einzige Lichtquelle befand, verstärkte noch den Zauber der gedämpften sinnlichen Musik. Transvestiten stießen mich zwar immer ab, aber das Ganze faszinierte mich dennoch. Obgleich mir alles neu war, hatte ich doch das Gefühl, schon immer hier gewesen zu sein, das Gefühl der Vertrautheit. Diese

verborgene Zufluchtsstätte bekam für mich sofort ihre Bedeutung. Die äußere Welt zählte hier nicht. Nicht einmal das Flüstern konnte hier wahrgenommen werden. — Jane bewunderte einen Akt von Renoir an der Wand. Sie hatte die Situation noch nicht erfaßt. Ich sah sie an und merkte plötzlich, daß sie mit Verachtung um sich blickte. Ich war überrascht. Sie griff nach ihren Handschuhen, legte eine Fünf-Francs-Note auf den Tisch und wandte sich zu mir. Ich sagte ihr, daß ich hier bleiben wollte.

"Du hast eine krankhafte Neugierde", sagte sie. "Diese Leute sind verkommene Individuen. Das sind Homosexuelle!"

Jane stand auf, eilte zur Tür und verließ das Lokal. Nach einigen Minuten der Unentschlossenheit folgte ich ihr. Ich mußte laufen, um sie einzuholen. Mit schnellen Schritten gingen wir nach Hause, ohne ein Wort zu sprechen. Arger würgte mich, und eine Frage war mir brennend auf den Lippen. Als wir zu Hause ankamen, stellte ich diese Frage ohne Umschweife: "Wofür hältst du dich und mich? In Gottes Namen, sag mir das doch!"

Jane wollte nicht antworten. Daß sie mich ignorierte, verstärkte nur noch meinen Zorn. Ich wollte ihr nicht glauben. "Willst du leugnen, daß wir zu diesen Menschen gehören?" fragte ich. "Willst du behaupten, daß *wir* verkommene Individuen sind?"

Wütend und mit hochrotem Gesicht unterbrach mich Jane: "Diana, halte den Mund! Du weißt nicht, was du sprichst!"

Ich schwieg. Ich konnte kein Wort mehr hervorbringen. Jane ging mit gezwungener Ruhe in die Küche, streichelte Bonk, gab ihm ein Stück Fleisch und ging dann ins Schlafzimmer, um sich zu entkleiden. Ich stand auf und schloß die Tür zu ihrem Zimmer. Ein Gefühl der Erniedrigung bemächtigte sich meiner, als ob ich eine Hure wäre und Jane das eben entdeckt hätte. Noch lange nachdem Jane zu Bett gegangen war, saß ich da und suchte nach einer Erklärung für die merkwürdigen Worte, die Jane gesprochen hatte. Es wäre ein Fehler gewesen, ihre Einstellung mit der meinen zu vergleichen. Meine sexuelle Einstellung war von Anfang bis zu Ende das Ergebnis eines Kompromisses. Alle moralischen und geistigen Erwägungen hatten mich dazu gebracht, Scham zu empfinden — und dennoch war ich in die süße Fülle des körperlichen Erlebnisses verliebt. In der lesbischen Liebe hatte ich innere Spannkraft zu erlernen gehabt. Ich begriff, daß ich mich nicht mit konventionellen Maßstäben messen durfte, weil ich

dadurch meine Erlebnisfähigkeit begrenzt hätte. Meine Liebe zu Jane entsprach einem wesentlichen Bedürfnis, das über alle Logik hinausging. Jane hätte diese Regung vielleicht "Gott" genannt.

Ich hätte alles darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, ihr meinen Standpunkt klarzumachen. Aber ich hatte schon lange genug mit Jane gelebt, um zu verstehen, daß die Anschauung eines Menschen nicht auf andere Menschen übertragbar ist. Anschauung und Einstellung ist im tiefsten Grunde des Herzens verankert. Es handelt sich dabei um ein besonderes und höchstpersönliches System von Gefühlen, das nur für den betreffenden Einzelmenschen sinnvoll ist.

Wenn Jane nicht zugab, daß sie homosexuell war, worin bestand dann meine Rolle in ihrem Leben?

War ich bloß ihr "Kind", wie sie mich oft nannte? Ein Wesen, an dem sie ihren Mutterkomplex entfaltete? Aber ihre Liebe ging doch viel weiter! Sie war ein leidenschaftliches Wesen, das imstande war, die Höhepunkte der sexuellen Erregung zu erreichen. Irgendein mir unbekanntes Element ihrer Vergangenheit mußte die Erklärung ihrer Haltung bieten können. Ich glaubte nicht an die Theorie der angeborenen Homosexualität. Ich nahm also an, daß ihre sexuelle Veranlagung auf ihre körperliche Größe zurückzuführen war. Dies hatte wohl in ihrer frühen Jugend zur Schüchternheit gegenüber Knaben geführt, und diese Schüchternheit wieder wurde durch Aggressivität gegenüber Mädchen wettgemacht. Jane hatte diese Dinge oft angedeutet. Ich stellte mir vor, daß sie beim Übertritt von einer Mittelschule in ein Mädcheninternat endgültig die homosexuelle Richtung eingeschlagen hatte. Ein weiteres und nicht weniger wichtiges Element war Janes Liebe zu ihrem Vater, die geradezu als Vaterfixierung zu bezeichnen war. Dies war besonders wichtig, weil Jane als einziges Kind ihrer Eltern immer bedauerte, nicht als Knabe zur Welt gekommen zu sein.

Ich hatte Jane immer als reife Frau betrachtet, die ihr seelisches Gleichgewicht gefunden hatte. Ja, ich hatte sie sogar beneidet, weil sie das Gefühl der einsamen Isolierung überwunden zu haben schien. Nun mußte ich die quälende Feststellung machen, daß Jane sich selbst nicht verstand. Sie beurteilte sich nach normalen Maßstäben und führte das Leben einer Lesbe. Ich begriff mit strenger und kalter Logik, daß es Jane nicht gelungen war, den versöhnenden Übergang von einer Lebensform zu einer anderen zu finden, und darum empfand ich fast

Verachtung für Jane. Oder war es Mitleid? Eine klare und einfache Deutung dieser Tatsachen war jedenfalls unvermeidlich. Das mächtige Wunschdenken des Unbewußten feierte seinen Sieg. Jane hatte einen energischen Verstand und war empfindsam. Sie glaubte das, was sie brauchte. Die Rechtfertigung der eigenen Handlungsweise entspringt den eigenen Bedürfnissen. Jane hatte ihren Verstand durch ihr Herz ersetzt. Mir war klar, was sie getan hatte. Aber nur die psychologische Analyse konnte zeigen, wie sie all das vollbracht hatte. Ich hatte von Homosexuellen gehört, die niemals den Mut hatten, sich ihre anomale Veranlagung selbst einzugestehen. Erst jetzt aber begriff ich, daß so etwas wirklich möglich war.

Allmählich verwandelte sich mein Zorn in Mitleid, und diese Empfindung ist nicht weniger stark, wenn sie auch vom Gefühl der Verachtung nicht weit entfernt ist. Obgleich aber alle äußeren Anzeichen der Zuneigung auf meiner Seite verschwunden waren, blieb meine Liebe doch bestehen. Es war keine bewundernde Liebe mehr, und es konnte keine stolze Liebe sein. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich Jane irgendwie weniger liebte. Meine unmittelbare und einzige Hoffnung bestand darin, daß es mir gelingen würde, Jane zu einer glücklichen Aussöhnung mit ihrem eigenen Wesen zu verhelfen.

Das also war der Abend unseres ersten "Jahresfestes". Viele Stunden nachdem Jane das Licht ausgelöscht hatte, ging ich ins Schlafzimmer. Ich sprach sie an. Sie hatte auf mich gewartet. Meine Stimme klang wohl viel ferner noch als meine Gefühle tatsächlich waren. "Wir fangen von neuem an", sagte ich. "Wir fangen von Anfang an. Das ist das einzige, was ich begreife." — Ich ging wieder, ehe ich noch meine Worte beendet hatte. Ich hatte die Absicht gehabt, ihr zu sagen, daß ich ihre Liebe erst wollte, wenn ich stolz sein könnte. Aber meine Gedanken waren stärker als ich selbst.

Das Pariser Lesbencafé

Zwei Tage nach unserem Besuch des Lesbenlokals wollte ich wieder hingehen, ohne Jane etwas davon zu sagen. Mein erster Eindruck von einer Gruppe offenkundig lesbischer Frauen hatte mir das Gefühl der Zugehörigkeit verschafft, das ich vorher nie geahnt hatte. Ich wollte die gemeinsamen Merkmale entdecken — und wäre es bloß, um sie zu vermeiden. Obgleich die Ähnlichkeit der Lesben nur geistiger Art war, beunruhigte mich der Gedanke einer angeborenen lesbischen Individualität.

An einem regnerischen Nachmittag stieg ich wieder über die Treppe hinunter. Eine plötzliche Angst hinderte mich fast daran, die Tür zu öffnen. Ich konnte mir die Furcht vor den Frauen, die ich hier sah, nicht erklären, aber ich fühlte ihr verstecktes Interesse an mir, während ich auf einen unauffälligen Tisch zuschritt. Fünf oder sechs Paare tanzten zur Musik, die aus einem Grammophon kam, einige Gruppen saßen in den Logen, und zwei Frauen lasen — jede für sich allein. Der Raum war nicht so groß, wie er mir zuerst erschienen war. Die lässig-sinnliche Atmosphäre beruhigte mich bald. Nun herrschte nicht die drückende Stille des Abends, sondern formlose Geselligkeit. Diese Frauen hier waren jünger als die Abendgäste. sie waren etwa in meinem Alter und offenbar Amerikanerinnen und Engländerinnen.

Erleichtert stellte ich fest, daß keine von ihnen Männerkleidung trug, obgleich ihre Haltung und ihre Toilette männliche Art verrieten. Es fiel mir auf, daß die Engländerinnen in ihrem Auftreten viel maskuliner waren, während die Amerikanerinnen nur äußerlich knabenhaft wirkten. Es war kein Vorurteil, wenn ich feststellte, daß die Amerikanerinnen das Talent der Eleganz besaßen, das den

Engländerinnen fehlte. — Während ich nun hier saß, langsam meinen Tee trank und mich mit einem Buch beschäftigte, geschah etwas Merkwürdiges. Ich wurde von einem Gefühl enger Blutsverwandtschaft überkommen, und zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich, daß ich einer Menschengruppe zugehörig war. Kein normaler Mensch kann die Erleichterung verstehen, die ich empfand, als ich um mich blickte und in den Gesichtern dieser Frauen las, was ich auch selbst wußte — daß es eine Zufluchtsstätte gab, an der die gesellschaftlichen Vorurteile nicht mehr bedeuteten als einen bösen Traum aus einer anderen Welt. Hier empfand man den Druck der Gesellschaft nicht und nicht die Einsamkeit. Hier war keine Angst und keine Scham, ja nicht einmal die Maske des scherzhaften Lächelns. Hier konnte ich meine Einsamkeit vergessen, denn hier waren menschliche Wesen, die die gleiche Hoffnung, das gleiche Verständnis und die gleiche Leidenschaft empfanden wie ich selbst. Hier konnte man für Augenblicke aus dem schmerzlichen Bereich des moralischen Urteils treten.

Jedes einzelne dieser Mädchen hatte ein lebhaftes, intelligentes Aussehen. Nie zuvor war mir aufgefallen, was ich jetzt merkte: daß es keine seelenlos oder dumm aussehenden Lesben gab. Ich suchte nach verschiedenen Erklärungen hierfür. Ein dummes Mädchen würde, so dachte ich, niemals darauf kommen, daß sie anomal war, wenn sie eine homosexuelle Veranlagung hatte. Wenn man es überdachte, war dieses Argument gar nicht so unrichtig. Keine Frau konnte sich den Erfordernissen der lesbischen Liebe anpassen, ohne außerordentlichen Mut zu entwickeln. Bei einer Frau, die ihre "Perversion" begreift, muß sich ein Zug von Charakter oder gar von Schönheit im Gesicht zeigen. Gerade die anomale Sexualität bürgte dafür. Der Gesichtsausdruck mußte jedoch je nach der Stärke ihrer Selbsterkenntnis durch ein gewisses "Etwas" nuanciert werden.

Ich interessierte mich für eine Amerikanerin, die etwa fünfundzwanzig Jahre alt war. Sie blickte einigermaßen gelangweilt drein, während sie mit einer großen Blondine tanzte. Sie wäre mir nicht aufgefallen, wenn ihr Gehaben nicht so weiblich gewesen wäre und sie nicht den Versuch gemacht hätte, mit mir zu kokettieren. Ich hatte niemals gedacht, daß Lesben miteinander flirteten. Ich hatte das nie erlebt, und ich kam mir dumm vor und wurde verlegen. Aber dieses Mädchen stachelte meine Neugier an. Sie hatte ein

interessantes, kühles, unruhiges Gesicht. Als sie sich schließlich in einiger Entfernung an ihren Tisch setzte, gelang es mir zu lächeln. Der Gedanke daran ist mir noch heute unangenehm, weil mein Benehmen so kindisch gehemmt war. Mein Lächeln tat aber wohl seine Wirkung. Unmittelbar darauf kam sie an meinen Tisch, stellte sich einfach als "Elisabeth" vor und forderte mich zum Tanz auf. Ich lehnte ab, denn mein Vorurteil war starr. Frauen, die miteinander tanzten, waren mir nie sympathisch. Es wollte mir scheinen, daß Lesben, die diesen "normalen" Brauch nachahmen, damit nur ihr anomales Wesen unterstreichen. Ich war froh, daß Elisabeth durch meine Weigerung sich nicht beleidigt fühlte, und daß sie meiner Einladung, bei mir Platz zu nehmen, Folge leistete. Ihr Auftreten war gleich zu Anfang gewinnend. Wir sprachen alsbald über gemeinsame Interessen. Ich erfuhr, daß sie die Begleiterin einer amerikanischen Altistin war, die sich nun in Paris aufhielt, und daß sie selbst sich auf ein Konzert vorbereitete. Dann, nach einer kurzen Pause, huschte ein Lächeln über ihre dunklen Augen, und ich fühlte mich freudig erregt, als sie mir aufrichtig in die Augen blickte, "Sie sind meinen Freunden verdächtig", sagte sie. Sie brauchte nichts weiter zu erklären. Ich verstand. Ich war hier neu. Die anderen waren mir gegenüber im Nachteil.

Ich hatte diese Gruppenanimosität von Lesbennnen nicht erwartet, aber dieser Beweis des ewigen Bedürfnisses nach Heimlichkeit hätte mich nicht überraschen dürfen. Ich kam mir so unpassend vor, als wäre ich in die Zusammenkunft einer privaten Vereinigung eingedrungen. Plötzlich wurde mir dieses Mißtrauen unerträglich. Ich empfand das Bedürfnis, mich rasch zu deklarieren und meinen Gefühlen erkennbar Ausdruck zu geben. Meine Vorurteile zählten nicht mehr. Impulsiv ergriff ich Elisabeths Hand und bat sie um einen Tanz. Sie lächelte verständnisvoll und führte mich zum Tanz. Als wir an dem Tisch vorbeikamen, an dem Elisabeth zuvor gesessen war, nickte sie, immer noch lächelnd, ihren Freundinnen zu. Ich sagte zwar nichts, aber ich deutete ihr Nicken als offizielle Billigung. Dieses erste offene Geständnis meiner sexuellen Veranlagung ließ mein Gesicht in hitziger Erregung erröten. Elisabeth merkte meine Verwirrung, preßte meinen Arm an sich und flüsterte: "Il faut du courage." Bald fand ich mich wieder. Elisabeths Freundinnen forderten mich wiederholt zum Tanz auf, und ich kam mir vor wie die gefeierte Schönheit auf einem lesbischen Ball.

Zu Beginn schien es mir sonderbar, daß Elisabeth fragte, was für einen Cocktail ich wollte, und daß sie immer um mich war wie eine aufmerksame Begleiterin. Später aber entnahm ich den Äußerungen ihrer Freundinnen zu meiner größten Belustigung, daß Elisabeth bloß vorsichtig war.

Ich tanzte äußerst ungern. Von jeder einzelnen meiner Tanzpartnerinnen erfuhr ich nach und nach all das, was ich hier erfahren wollte. Ich lernte die allen Lesben gemeinsamen Antipathien kennen und konnte feststellen, welche Faktoren zur Ähnlichkeit innerhalb der ganzen Gruppe beitrugen. Alle meine Partnerinnen erschienen mir ungezügelt, heftig und ein bißchen sorglos. Je mehr ich sie kennenlernte, desto besser verstand ich sie. Jede Handlung war vital, jede Bewegung intensiv. Die Gesichter waren beweglich und lebhaft, die Augen ausdrucksvoll, das Gespräch angeregt, das Verständnis leicht zu erzielen und die Sympathie schnell herzustellen. Ihr körperliches Gehaben war ebenso intensiv wie ihr geistiges Wesen. Sie gingen im Lachen auf, gaben sich ihren Gesten vollständig hin und zeigten eine nervös-energische Kraftentfaltung. Sobald ich die Ursachen dieser Eindrücke verstanden hatte, erschien mir alles sinnvoll. Die Reaktionen der Lesbe mußten ja heftiger sein als die Reaktionen der heterosexuellen Frau. Die Spannweite ihres emotionalen Lebens war größer, denn sie erstreckt sich auf männliche und auf weibliche Reaktionen. Gerade diese sinnlich fruchtbare Natur unterscheidet die Lesbe von der normalen Frau und bildet den gemeinsamen Wesenszug aller Lesben. Auch die Intensität der Reaktion ist begreiflich. Die Lesbe ist sich ihres besonderen Schicksals immer bewußt. Da es an gesellschaftlicher Einordnung mangelt, wird das Denken und Handeln durch ein stärkeres Selbstbewußtsein intensiviert. Was auch immer die Lesbe im praktischen Leben tut — sie wird von der Gesellschaft immer als enttäuschte, "zu kurz gekommene" Frau angesehen werden. Auch wenn ihr Panzer noch so stark und ihre Weltanschauung noch so elastisch ist, werden ihre Kompromisse immer einen Schritt hinter den gesellschaftlichen Erfordernissen zurückbleiben. Von ihrer Einstellung also wird es abhängen, ob sie sich still unterwirft oder mit aller Kraft Widerstand leistet.

Ich fühlte mich erleichtert, als Elisabeth mich von einer knochigen Engländerin befreite, die auf ihre plumpe englische Art sentimental

und intim werden wollte. Elisabeth sprach kaum ein Wort und führte mich über ein paar Stufen in eine Zimmernische. Ich hatte nicht vermutet, daß es in diesem lesbischen Café Privatzimmer gab. Elisabeth zündete Kerzen an, und in dieser schwachen Beleuchtung konnte ich nur sehen, daß wir uns in einem kleinen, engen Zimmer befanden, in dem ein niedriges Sofa und ein Kaffeetischchen standen. Sogleich trat ein Kellner ein, der eine Flasche Brandy, Gläser und einen Parfümzerstäuber brachte. Sorgfältig ließ er Elisabeth das Parfum wählen, das sie für den Weihrauchbrenner an der Wand wählte. Ich dachte sogleich an Riechstoffe, die als sexuelle Reizmittel verwendet wurden, und wollte laut auflachen. Aber da fiel mir plötzlich ein, daß ich vielleicht Angst haben sollte.

Als der Kellner uns verlassen hatte, hielt Elisabeth eine Kerze nahe an die Wand und zeigte mir einige Inschriften. "Möchtest du nicht auch etwas hier aufschreiben?" fragte sie lächelnd und reichte mir einen Bleistift, der auf dem Tisch lag. Ich war neugierig und stand auf, um die Inschriften zu entziffern. Da waren allerlei Aphorismen und Verse aus Gedichten, manche verblaßt, manche in kräftiger Schrift, andere wieder in zarten Zügen. Mich interessierte der Gefühlsinhalt dieser Inschriften. Das erste, was ich las, war das "Gebet der Persephone" von Edna St. Vincent Millay. Gleich daneben war von anderer Hand geschrieben: "Weisheit will Liebe, und wer liebt, will Weisheit." Eine sentimentale Freundin von Paul Fort hatte hier geschrieben: "Mon Dieu, qu'il est doux de pleurer sans raisons!" An der gegenüberliegenden Wand war das zu lesen, was mir wie das Motto der lesbischen Liebe vorkam: "Tout comprendre, c'est tout pardonner." Die folgenden Zeilen stammten, wie ich erkennen konnte, aus Byrons "Manfred": "Du liebtest mich zu sehr, wie ich dich liebte. Wir waren nicht geschaffen, einander so zu quälen, obgleich es Todsünde gewesen wäre, so zu lieben, wie wir liebten." Am interessantesten aber war für mich, was ich zuletzt sah. In stoischer Ruhe hatte hier eine Hand mit schwarzem Bleistift die Worte hineingeschrieben: "Dann sagte ich: Ich werde die Trauer bis zu Ende trinken, ich werde sie ganz in mich aufnehmen. Ich will sehen, ob ich stark genug bin, sie zu behalten." Ich hätte die Frau, die das geschrieben hatte, gerne kennengelernt. Ich glaube, daß ich sie bewundert hätte.

Abermals bat mich Elisabeth, etwas an die Wand zu schreiben, aber mir mißfiel dieser Exhibitionismus, und ich suchte Ausflüchte. Mein Widerstand erweckte ihre Neugier. Sie setzte sich an meine Seite und stellte eine überraschende Frage: "Kannst du mir sagen, ob du zu uns gehörst, oder ob du ein *Gespenst* bist?"

Ich geriet in Verlegenheit, weil ich diesen lesbischen Ausdruck nicht kannte. Elisabeth mußte mir erst erklären, was ein "Gespenst" war.

"Gespenst ist eine Frau, die aus irgend einem Grund auf die lesbische Liebe als Ausweg verfällt, und die eine Lesbe bleibt, weil es ihr besser gefällt."

Innerlich war ich entzückt, daß meine lesbische Natur so gut versteckt war. Aber ich versicherte Elisabeth, daß ich kein "Gespenst" war. Wie eine Lehrerin setzte Elisabeth fort: "Wenn eine Frau einmal ein Gespenst geworden ist läßt sie sich in der Regel mit einem Mann nicht mehr ein. Es mag sein, daß sie heiratet, wenn sie ein Heim und Kinder haben will, aber zumeist hat sie eine lesbische Geliebte." Und dann kam der überraschende Ausspruch, den ich später immer wieder hören konnte: "Frauen sind bessere Liebhaber als Männer." Elisabeth sagte das in einem Tonfall, der keine Frage und keine Widerrede zuließ. Diese eitle Einstellung war mir natürlich unsympathisch. Ich kannte das Wort "Einmal lesbisch — immer lesbisch". Ich habe mich immer gefragt, inwieweit die lesbische Eitelkeit dafür verantwortlich zu machen war. Es war begreiflich, daß die Lesben auf jene Frauen stolz waren, die sich zur lesbischen Liebe "bekehrt" hatten. Der Gedanke, daß gelegentlich die eine oder die andere Frau in ihre Gemeinschaft eintrat, förderte ihren Stolz, der sonst kaum eine Stütze hatte. Es traf auch zu, daß die Natur der Frau die Ausschaltung jener Fehler begünstigte, die der männliche Liebhaber machte — den Fehler der übereilten Hast und den Fehler des Egoismus. Für manche Frauen war auch das Problem des geistigen Niveaus von Bedeutung. Die gebildete Frau wünschte oft den intellektuellen Respekt, den ihr Mann genoß, aber sie erzielte ihn selten. Bei der lesbischen Liebe konnte dies als störender Faktor nicht in Betracht kommen.

"Sind die Frauen, die sich zur lesbischen Liebe bekehren, nicht gerade jene Frauen, die zu schwach oder zu ängstlich sind? Sind diese Frauen nicht für die normale Liebe psychologisch und physiologisch am wenigsten geeignet?"

Elisabeth beantwortete meine Frage ohne Zögern: "Natürlich. Die Lesbe ist zumeist ein spirituelles Wesen. Die lesbische Liebe steht dem geistigen Ideal am nächsten."

Ich war überrascht von der apologetischen Haltung, die für die gesamte lesbische Liebe verpflichtend schien. Da sie sich der Konvention nicht anpassen konnten, suchten die Lesben den Ausweg in der Sublimierung ihrer Gefühle. Das war sonnenklar. Der Idealisierungsversuch, den Elisabeth unternahm, war jedoch nicht so grotesk, wie es zuerst den Anschein hatte. Die Lesbe ist zur Idealisierung gezwungen. Die homosexuelle Beziehung muß ohne all jene Dinge auskommen, die in der Ehe bindend sind — ohne Eigentum, ohne Familie, häufig auch ohne Beruf. Die homosexuelle Beziehung hat nicht den Segen der Kirche, nicht das Siegel des Gesetzes, nicht die Billigung des Staates. Wenn die Liebe aufhört, ist auch die Beziehung zu Ende. Das Gefühl muß an die Stelle all dieser Privilegien treten. Das Gefühl muß als Kompensation dienen.

Elisabeth hatte mich jedoch nicht in diese Zimmernische gebracht, um Konversation zu treiben. Bald begann sie mit intimen Annäherungen, und die Leichtigkeit, mit der sie an mich herankam, versetzte mich in Erstaunen. Ihre Augen glänzten, ihre Hände waren schön geformt, und der warme Druck auf meinen Armen war erregender als ich gedacht hatte. Innerlich noch unbeteiligt, aber in wollüstiger Stimmung ermutigte ich Elisabeth, in ihrem Geben fortzufahren. Ihre Technik war kunstvoller als alle meine Vorstellungen, und ich war geradezu fasziniert. Elisabeth hatte die seltene Gabe, alles Gefühl auszustrahlen, und als sie schließlich mein Gesicht zu sich wandte und meine Lippen küßte, da wußte ich, daß ich zu weit gegangen war. Ich war zu erregt, um irgend einen Gedanken fassen zu können. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich plötzlich in ihren Armen lag. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich das wünschen würde. Es war nicht meine Absicht gewesen. Aber da lag ich nun. Elisabeth war über mich gebeugt und flüsterte in mein Ohr: "Sag, daß du mit mir nach Hause kommst. Sag mir, daß ich dich nicht ebenso schnell verlieren werde, wie ich dich gefunden habe. Diana, wir könnten für kurze Zeit so glücklich sein! Bis ich abreise."

ihre Stimme war zu verführerisch, und ihre Worte waren zu erfahren. Das kühlte mich ab, ich kam zu Verstand, und mein Trieb erstarb. Etwas heftig erhob ich mich. Ich mußte mir selbst zugeben,

daß ich mit Elisabeth in dieses Zimmer gekommen war, weil ich wünschte, daß etwas geschah. Nun war es geschehen, und ich hatte mich schamlos betragen. Meine Neugier war befriedigt, aber auf ganz gehörige Art! Nun wollte ich nach Hause gehen, zu Jane, zu der ich gehörte. Vorher hatte ich die Dinge nicht klar gesehen. Anfangs war ich innerlich unbeteiligt, aber das hatte sich mit Elisabeths schlüpfriger Intimität bald geändert. Ich sah sie nun an, und aus ihren Augen sprach die einladende Aufforderung. Es fiel mir nicht leicht, ihr zu sagen, daß ich nur sehen wollte, ob ich zu ihrer Art paßte. Nun war ich deprimiert, und der Ort, der mir zuerst wie eine Zufluchtsstätte erschienen war, wurde zu einem Alptraum. Ich haßte die lesbische Liebe wegen ihrer Disziplinlosigkeit, wegen ihrer üppigen Intimität und Sinnlichkeit. Ich fragte mich nun, was ich zu Anfang eigentlich erwartet haben mochte. Vielleicht hatte ich nur dem Konflikt zwischen mir selbst und der normalen Welt entgehen wollen, um seelisch und geistig zu meinesgleichen zu finden. Aber das war nicht gelungen. Die Illusion des Einsseins war so schnell geschwunden, wie sie gekommen war. Die flüchtige Liebe, das bloß körperliche Begehren war nicht meine Sache. Ich konnte mich nie in diese riesenhafte Ausschweifung finden, mit der diese Mädchen den Schmerz ihrer Körper linderten.

Elisabeth lag noch immer so da, wie ich sie verlassen hatte. Ich sagte ihr, daß ich sie nicht mehr sehen wollte. Nach einer langen Pause sah sie zu mir auf, und ihr ruhiges Bedauern erweckte den Eindruck, daß sie das von Anfang an gewußt hatte.

"Ist deine Freundin hier in Paris — mit dir zusammen?" fragte sie.

Ich nickte und kam mir vor wie ein Schulkind, das man beim Schwindeln ertappt hatte. Elisabeth wurde wütend: "Wozu bist du also hierher gekommen? War das nur eine Laune? Oder kennst du wirklich den Markt hier nicht?"

Elisabeths sarkastische Bemerkung belehrte mich über eine erstaunliche Tatsache. Ich hatte vorher nicht gewußt, daß die Lesben sowohl ihr "Rendezvous" wie ihren "Markt" hatten. Das "Rendezvous" war nur ein Treffpunkt für lesbische Liebespaare. Der "Markt" aber war ein offenes Haus für alle jene Lesben, die — wie Elisabeth ohne Umschweife sagte — "unverheiratet" waren. Dieses Café war ein "Markt".

In meiner Verzweiflung war ich überzeugt davon, daß ich die subtilen Komplikationen des lesbischen Gesellschaftslebens nie

erlernen würde. Meine erste Berührung mit diesem Leben enttäuschte mich, und so konnte ich mich nicht dazu entschließen, an die Wichtigkeit der Kenntnis dieses lesbischen Gesellschaftslebens zu glauben.

New York

Das Menschenherz weigert sich, bittere Schlußfolgerungen zu ziehen, solange auch nur eine Spur von Hoffnung besteht. "Schau in die Zukunft!" sagte ich mir. "Fasse Mut!" Die Hoffnung ist die Mutter des Mutes. Ich hielt mich von Jane fern, und sie verstand, daß ich ihre Annäherung nicht wünschte. Meine Sehnsucht nach ihr wurde durch diese zwanghafte Zurückhaltung nur noch stärker. Ich aber war entschlossen, mich ihr erst zu nähern, wenn mein ganzes Wesen ihr willkommen war. Solange irgendwelche Vorbehalte und Einschränkungen bestanden, mußte es bei der Enthaltbarkeit bleiben. Als bald erkannte ich, daß Jane ebenso große Angst empfand wie ich selbst.

Schwierige Situationen, für die es an sich keine dauerhaften Lösungen zu geben scheint, können manchmal durch den Einfluß äußerer Ereignisse geregelt werden. In den letzten Augusttagen erhielt ich ganz unerwartet ein Telegramm von Dr. Gaffron, meinem ehemaligen Deutschlehrer. Er teilte mir mit, daß an der französischen Fakultät eine Lehrstelle von Mitte September an vakant wäre, und daß er mich für diese Stelle empfehlen wolle. Ich hatte ihm schon im Juni geschrieben, und damals hatte er geantwortet, daß wahrscheinlich keine Stelle frei werden würde. Ich war also fest entschlossen, noch ein weiteres Jahr in Paris zu verbringen und wartete nur noch die Ratschläge meiner Mutter ab. Nun war ich äußerst überrascht und wußte nicht, ob ich mich freuen oder ärgern sollte. Ich sandte ein Telegramm an das College und erhielt zwei Tage später ein Angebot der französischen Fakultät. Das war ein unerwarteter Glücksfall, denn

ich hatte ja keinerlei Erfahrung als Lehrerin. Was aber sollte mit Jane geschehen?

Janes Vater, der unter dem Druck der Wirtschaftskrise litt, hatte sie schon aufgefordert, nach Hause zu kommen. Jane aber wartete mit ihrem Entschluß und wollte sich nach meinen Plänen richten. Zögernd riet sie mir schließlich, das Angebot anzunehmen, und so kam es, daß mir tausend Fragen durch den Kopf gingen. Sollte ich den Versuch machen, sie davon zu überzeugen, daß sie in einer kleinen Universitätsstadt mit mir glücklich sein würde? Wie aber sollte sie ihrer Familie gegenüber das Zusammensein mit mir unter diesen Umständen rechtfertigen? Die entscheidende Frage aber lautete: Sollte ich Jane überhaupt mitnehmen? War ihr Einverständnis schon eine geeignete Grundlage für diese Entscheidung? Ich konnte mir ein Leben ohne Jane ebensowenig vorstellen wie ein Leben ohne die Luft, die ich zum Atmen brauchte. Aber nichtsdestoweniger mußte ich mein Problem objektiv prüfen. Die Möglichkeiten, mit Wünschen und Hoffnungen zu operieren, waren erschöpft. Ich war der Nachgiebigkeit müde, und ich hatte es satt, immer die ganze Stärke meiner Persönlichkeit einzusetzen. Vielleicht konnte ich letzten Endes glücklicher werden, wenn ich mich von Jane trennte. Ich hatte mich ja auf meinen Beruf mühevoll vorbereitet. Ich war ehrgeizig und wollte meine Laufbahn unter günstigen Bedingungen beginnen.

Wir beschlossen, gemeinsam die Heimreise anzutreten. Ich wußte in diesem Zeitpunkt noch immer nicht, ob Jane mit mir kommen oder zu ihrer Familie zurückkehren würde. Am Tag vor unserer Abreise sprach ich mit ihr über all diese Dinge, ohne meine Gefühle irgendwie zu verraten. Ich redete ganz unbeteiligt und erklärte ihr, daß ich den Gedanken an ein Leben ohne sie leichter ertragen könnte als den furchtbaren Schmerz der Enttäuschung. "Ich habe viele Jahre daran gewendet, um mir eine Lebensanschauung aufzubauen, die du mit einem einzigen Satz zerstört hast. Ich liebe dich, Jane. Ich glaube, daß ich dich immer lieben werde. Du aber schämst dich meiner. Ich halte endlose Qualen nicht aus."

Jane weinte. Ich küßte ihre Tränen in einer stürmisch sentimental anmutenden Anwandlung. Dann nahm ich Bonk, um mit ihm spazieren zu gehen. Ich blieb lange weg. Eine Stunde war fast um, als ich schnell in unsere Wohnung zurückkehrte. Jane war dabei, unsere Kleider zu packen. Da war keine weitere Antwort mehr nötig. "Darling", sagte sie, "wer wird

sich denn um dich kümmern, wenn ich nicht bei dir bleibe?" Ihre zärtliche Frage gab mir zu verstehen, daß ihr Gefühl die Entscheidung herbeigeführt hatte. Aber ich war noch nicht davon überzeugt.

Wir waren schon zwei Tage auf dem Schiff, als sie eines Abends plötzlich in mein enges Bett kroch und mich flüsternd weckte. Ich drückte sie ohne Wachbewußtsein ganz natürlich an mich. Erst als ich ganz aufgewacht war, wurde mir überraschend klar, daß Jane mich in ihren Armen hielt. Ich sah sie an und fürchtete mich ein wenig, ihren Gesichtsausdruck zu erkennen, während sie sich mir näherte, um mich zu küssen. Aber ich hatte ihren Blick nicht mißverstanden. "Du hast mir so schrecklich gefehlt", sagte sie mit heiserer, angespannter Stimme und wiederholte immer wieder von neuem: "Du hast mir so schrecklich gefehlt." Es schien, als wollte sie damit auch meinem Gefühl Ausdruck geben. "Ich liebe dich, und mir ist es gleichgültig, was ich bin und was du bist." Ich wußte nicht, wann sie eigentlich die Stimme ihres Gewissens besiegt hatte. Ich war zu erregt, um mir über Ursache und Wirkung den Kopf zu zerbrechen. Die Angst vor Jane war mir jedoch zur Gewohnheit geworden, und es war nicht leicht, diese Gewohnheit loszuwerden. Mir fehlte noch die Gewißheit, daß sie sich ihres Sieges auch wirklich freute, und daß es kein "Zurück" geben konnte.

An einem Donnerstag landeten wir morgens in New York. Jane hatte die Absicht, mit dem ersten Zug nach Detroit zu fahren. Sie wollte zwei Wochen lang bei ihrer Familie bleiben und danach zu mir kommen. Ich hatte keine Zeit mehr, vor Unterrichtsbeginn nach Hause zu fahren, und so kam meine Mutter am Freitag nach New York, um das Wochenende mit mir zu verbringen. So ergab es sich also, daß ich Donnerstag nachmittag und abend allein war. Ich wollte Carl und Claudia besuchen. Als ich zwei Jahre zuvor mich in New York eingeschifft hatte, hatte ich nichts von mir hören lassen. Carl hatte dafür Verständnis gezeigt, aber Claudia war böse gewesen. Inzwischen aber hatte ich versprochen, ihnen meine Rückkehr mitzuteilen. Die schmerzlichen Wunden waren nun geheilt. Vom Schiff aus hatte ich Carl von meiner Ankunft verständigt, ihn aber gleichzeitig gebeten, mich nicht vom Schiff abzuholen. Als wir in New York an Land gingen, entschloß sich Jane plötzlich, diesen Tag mit mir in New York zu verbringen. "C'est notre lune de miel, mon enfant", meinte sie. Ich

willigte ein und fragte mich, warum sich Lesben dieser euphemistischen Ausdrucksweise bedienten. In französischer Sprache war das irgendwie leichter zu sagen und leichter anzuhören. Hätte sie einfach gesagt: "Das sind unsere Flitterwochen!", dann wäre man gleich an das normale Leben und an die Freude des offiziellen Segens erinnert worden. Obgleich ich mich über Janes Gefühl freute, war ich doch davon überzeugt, daß ein böses Schicksal im Begriff war, eine schlimme Wendung herbeizuführen. Ich wollte auf Jane aber keine Rücksicht nehmen und bestand darauf, meinen Plan zu verwirklichen. Es hatte keinen Sinn, Carl erst am nächsten Tag zu sehen. Ich wollte meine Mutter nicht mit Problemen belasten, und ich zog es vor, Jane zu erzürnen. Meiner Mutter wollte ich keinen Schmerz bereiten. Ich rief Carl telephonisch von meinem Hotelzimmer aus an. Es fiel mir schwer, meine freudige Erregung zu verbergen, als er mir sagte, daß er mit Claudia schon lange am Telephon saß und auf den Anruf gewartet hatte. Claudia brüllte sogar ins Telephon: "Beeile dich! Mein Pudding ist schon fertig!" Und Carl erklärte, daß er zu Hause einen gemeinsamen Lunch vorbereitete. Ich sollte meine Freundin mitbringen. Carl versprach, uns mit dem Auto vom Hotel abzuholen. Jane wußte nicht, ob sie böse mit mir sein sollte und wunderte sich, warum ich zwar oft von Claudia gesprochen hatte, nie aber von Carl. Nichtsdestoweniger freute sie sich über die Möglichkeit, beide kennenzulernen.

Ich überlegte, wie freundlich und freudig ich Carl in Gegenwart von Jane begrüßen sollte. Da war also wieder ein Kompromiß. Dann kam Carl, und ich hätte wirklich schon im voraus wissen können, was geschehen würde. Er streckte mir seine Arme entgegen, umarmte mich freudig und hob mich vom Boden auf. Jane konnte wohl kein falsches Bild mehr haben. Noch ehe ich ihr Carl vorstellen konnte, sprang Bonk auf Carl zu. Ich erschrak über dieses Bild: Bonk wedelte vor Freude mit dem Schwanz, als er Carl sah. Jetzt mußte sich Jane über alles im klaren sein. Carl hielt Bonk in seinem Arm, als ich ihn Jane vorstellte. Sie lehnte es ab, mit uns zu kommen, obgleich sie mir gesagt hatte, daß sie der Einladung Folge leisten würde. "Entschuldigen Sie bitte", sagte sie zu Carl, "ich wäre gerne zu Ihnen gekommen, aber ich war seekrank, und ich fühle mich noch nicht recht wohl." Diese freundliche Ablehnung beunruhigte mich viel mehr als der Temperamentsausbruch, den ich erwartet hatte. Jane war übrigens gar

nicht seekrank gewesen. Ich fuhr also mit Carl ab und war gespannt, was Jane wohl aushecken würde.

Ich hatte mir schrecklich viel den Kopf darüber zerbrochen, ob Carl annehmen würde, daß Jane meine Geliebte war und mit welchen Gefühlen er ihr gegenüber treten würde. Ich hatte keinen Zweifel, daß er den wahren Sachverhalt kannte, und er wählte die einfachste Methode, indem er ganz natürliche Fragen stellte: wie lange wir uns kannten; was Jane in Paris machte; wo wir gewohnt hatten. Bevor wir die Wohnung betraten, fragte er schließlich noch: "Ehe wir eintreten, möchte ich dir noch eine einzige Frage stellen, Diana. Bist du wirklich so glücklich, wie du aussiehst?" Unsere Blicke trafen sich, und aus irgendeinem Grund verdarb ich alles, indem ich fast in Tränen ausbrach: "Ja, Carl", sagte ich.

Carl wohnte jetzt am Morningside Drive. Ich konnte hier nur zwei Möbelstücke feststellen, die aus unserer gemeinsamen Wohnung stammten — seinen Arbeitstisch und mein Klavier. Zweimal mußte ich für Claudia das alte irische Wiegenlied spielen, das sie so liebte. Ich war überzeugt, daß Claudia in unserer Gesellschaft blieb nur, weil sie wußte, daß wir mit unseren schmerzlichen Erinnerungen nicht allein gelassen werden wollten. Es war besser, wenn jeder etwas von seinen neuen Erlebnissen erzählte und wir alle unverbindlichen Unsinn schwatzten. Aber die Stunden, die ich mit Carl und Claudia verbrachte, sind weiter nicht wichtig. Die Hauptsache war Jane.

Als Carl mich um fünf Uhr nachmittags zum Hotel zurückbrachte, lag Jane in tiefem Schlaf. Sie hatte ein kurzes Briefchen auf dem Toilettetisch hinterlassen. "Beeile dich, komm zurück und weck mich auf! Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen!" Ich ging zu ihrem Bett und küßte sie auf die Wange. Sie erwachte sogleich und drückte mich fest an sich. "Mein Liebling, du wirst sehr stolz auf mich sein", sagte sie." Als Carl auftauchte, überkam mich ein plötzliches Gefühl. Ich wußte, daß er dir sehr viel bedeutete, und daß es dir sicher nicht recht war, wenn ich dich begleitete. Aber ich muß dir sagen, daß ich nicht mehr eifersüchtig bin! Das wolltest du doch? Nicht wahr? Du hast mir doch einmal gesagt, daß es dumm ist, wenn eine Lesbe auf Männer eifersüchtig ist und nicht auf Frauen. Ich war zuerst selbst überrascht. Ich merke erst jetzt, daß ich ganz anders bin."

Einen kurzen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, versteinert zu sein. Ich konnte kein Wort hervorbringen, aber ich begriff, was sie sagen wollte. Zum ersten Mal hatte Jane sich selbst als eine Lesbe bezeichnet. Plötzlich nahm sie meinen Kopf in ihre Hände und blickte mir tief in die Augen. Ihre Augen glänzten erregt, und als sie mich zu streicheln begann, mußte ich zittern und beben. Meine Nerven erschauerten bis ins Rückenmark. Irgend etwas ging mit Jane vor sich — irgend etwas, das ich an ihr noch nie beobachtet hatte. Dieses "Etwas" lähmte mein Denken und erregte mich so sehr, daß ich daran zu ersticken drohte. Sie küßte mich, wie sie mich nie zuvor geküßt hatte. Als ich sie überrascht ansah, lächelte sie ein wenig. Ihr Blick war verändert. Ihre Augen waren glasklar, und sie schien durch mich hindurchzusehen — bis in die weiteste Ferne. Um ihre Mundwinkel war ein entschlossener Zug, der ihren unabänderlichen Willen auszudrücken schien. Aus irgend einem mir unbekanntem Grund empfand ich Angst. Diese neue, unerwartet neue Jane hatte keine Zärtlichkeit, sondern nur Sinnlichkeit.

Ich habe mich an diesen Augenblick noch oft erinnert, denn die Hellsichtigkeit dieses Momentes schien mir wie ein Geschenk des Himmels. Aber all das ging schnell vorbei, Fünf Minuten später war alles vergessen. Liebende sind nicht nur blind — sie sind auch dumm.

Noch bevor es Freitag mittag wurde und Mutter eintraf, hatte ich ein Zimmer in einem Hotel gemietet, in dem man selbst kochen konnte, und hatte alle möglichen Dinge eingekauft, nach denen ich mich in der Fremde immer gesehnt hatte. Es gab also Kuchen, Tomaten, Bohnen, und es gab Kaffee, der nicht bloß aus Zichorie bestand. Mutter hatte durchaus nicht damit gerechnet, daß sie während ihres Urlaubs in New York würde kochen müssen, aber sie machte gute Miene und verzieh mir meinen Egoismus.

Mutter kam mit zwei Überraschungen für mich: erstens hatte sie eben erst erfahren, daß John und Lie bald ein Baby haben würden. Die zweite Überraschung bestand aus einer Reihe von so unerfreulichen Nachrichten, daß ich Mühe hatte, alles auf einmal zu begreifen. Meine Familie wollte mir all das nicht vor meiner Rückkehr nach Amerika mitteilen. Die Bank, an deren Spitze mein Vater gestanden hatte, war schon zwei Monate nach meiner Abreise aus Berlin zusammengebrochen. Die Wertpapiere, deren Dividenden bis dahin

ein bequemes Einkommen gebildet hatten, waren nun wertlos. Die Geldbeträge, die Mutter mir über ein Jahr lang allmonatlich gesandt hatte, stammten aus zwei Quellen: aus einer Hypothek auf unser Haus und aus Gerald's Einkommen. Die Katastrophe hatte sich ereignet, während Billy als Jurist promoviert hatte. Jetzt arbeitete er als Berufsanfänger mit kleinem Gehalt in einem Rechtsanwaltsbüro. John hatte sein kunstwissenschaftliches Studium beendet und danach irgend eine Arbeit annehmen müssen, die sich gerade bot. Er war Verkäufer in einem Warenhaus. Gerald, der als Arzt eine private Praxis hatte, verdiente gerade so viel, daß er Mutter erhalten, für das Haus sorgen und mich unterstützen konnte. "Ich hätte dir alles geschrieben, Diana", sagte meine Mutter. "Aber alle sagten, daß es keinen Sinn hätte und dir nur Sorgen bereiten würde. Wir wußten, daß diese Promotion alles für dich bedeutete, und daß du es brauchtest, um zu unterrichten. Gerald war entschlossen, dir das zu ermöglichen."

Gerald hatte sich also um meinetwillen eingeschränkt, Mutter hatte kein Einkommen, und John, der sein philosophisches Doktorat ablegen wollte, besaß nicht genug Geld, um seinen neuen Pflichten als Vater nachzukommen. "Gerald war immer ein bißchen böse über John, weil er heiraten wollte, ehe er mit dem Studium fertig war", sagte die Mutter. "Aber er meint auch, daß John schließlich ein Mann ist und leichter für sich sorgen kann als du. Aber da du nun wieder da bist, wird er jetzt John helfen."

In ihren Briefen hatte Mutter diese Dinge nicht einmal angedeutet. Daß die Wirtschaftskrise so schwerwiegende persönliche Folgen haben würde, hatte ich nicht erwartet. Ich hätte eher geglaubt, daß der Fels von Gibraltar einstürzen würde als die Bank meines Vaters. Durch drei Generationen war die Bank in den Händen unserer Familie gewesen. Ich dachte, daß dies immer so bleiben würde. Billy hatte sogar volkswirtschaftliche Kurse besucht, um später einmal im Bankfach zu arbeiten.

Über die Absicht meiner Familie, mich von diesen Sorgen zu verschonen, war ich geradezu ungehalten. Es war ein wenig beleidigend, daß meine Brüder auf mein weibliches Geschlecht so sehr Rücksicht nahmen. Meiner Mutter deutete ich dasselbe an, was Jane auch ihren Eltern sagen wollte — daß Jane sich nämlich in dem gleichen College auf ein kunstwissenschaftliches Doktorat vorbereiten wollte. Diese Feststellung schien einleuchtend. Wir wußten, daß

unsere Familien wohl kaum darauf kommen würden, daß ein derartiges Studium an diesem College unmöglich war. Die Lüge war nun eben das unvermeidliche Ergebnis für Menschen, die ein Doppelleben, ein Leben in zwei verschiedenen Welten führten.

Vorwürfe

Und wieder mit der gleichen Lüge begann das gemeinsame Leben. Jane hatte am weiteren Studium in Wahrheit kein Interesse. Daß sie zwei Vorlesungen belegte, geschah wohl nur zur Beruhigung ihres Gewissens. Ihr ursprünglicher Plan, den Haushalt zu führen, während ich arbeitete, hatte viel für sich. An Lügen nun einmal gewöhnt, fühlte ich mich nun glücklicher und sicherer als je zuvor. Mein ganzes Leben lang hatte ich nur empfangen. Nun aber konnte ich die Freude des Gebens auskosten. Ich gab mich selbst, mein Geld, meine Liebe. — Oft überwältigte mich dieses Glück eines gehaltvollen Lebens mit solcher Macht, daß ich mir sozusagen als Entschuldigung und Rechtfertigung Gründe für mein Glücksgefühl suchte.

Ich sah dem Beruf der Lehrerin mit einem wahrhaft jugendlichen Enthusiasmus entgegen. Mein Ehrgeiz hatte zwei Motive, die beide aus der Erfahrung meiner Schulzeit herrührten. Ich wollte jene Bildung besitzen, die so vielen meiner Lehrer gemangelt hatte. Und ich wollte Anregung bieten. Ich hatte ein faszinierendes Betätigungsfeld. Ich konnte nun auf meinem ureigenen Gebiet arbeiten, und ich konnte Menschen erziehen. Ich wollte meinen Schülern wirklich wichtige Dinge beibringen. Das Hausieren mit leeren Gemeinplätzen schien mir schlimmer als das Hausieren mit Schuhbändern.

Ich hatte eine Vorliebe für wirtschaftlich-sparsame Führung meines Lebens. Mein Gehalt (1500 Dollar) war ausreichend. Wenn ich damit vorsichtig umging, konnte ich John jeden Monat ein Drittel meiner Einkünfte schicken. Es war nett, daß Jane nichts dagegen hatte, wenn ich für diesen Bruder sparte, den sie niemals kennengelernt hatte,

dessen Bild sie aber gern hatte, weil er, wie sie meinte, ähnliche Augen hatte wie ich. Wir bezogen die schäbigste Wohnung, die wir sahen — einfach weil es die billigste war. Während der ersten paar Tage war ich mit Besprechungen im College beschäftigt, und Jane ließ die Wände graugrün streichen, brachte ziegelrote Wollvorhänge an. Da sie kein passendes Gelb finden konnte, färbte sie einen Stoff und verfertigte Möbelüberzüge. Unsere drei Zimmer sahen so verändert und so nett aus, daß wir sozusagen das Gefühl hatten, unserem Hausherrn zu wenig Miete zu bezahlen.

Meine Befürchtungen, daß Jane in dieser kleinen Stadt des Staates Massachusetts sich nicht wohl fühlen würde, waren rasch zerstreut. Überrascht stellte ich fest, daß der Gedanke, daß ich schon vorher hier gelebt hatte, ihr diesen Ort vertrauter machte.

Es machte mir Spaß, daß zwei Mädchen, die nicht wußten, daß ich eine Lehrerin war, einmal auf mich zukamen und mich für ihren Klub interessieren wollten. Ich hatte den Eindruck, daß ich den Studentinnen sympathisch war, und an unserer Fakultät herrschte eine wohltuend-angenehme Atmosphäre. Dr. Charpin, der Dekan der französischen Fakultät, wies mir einen Schreibtisch in einem großen, netten Arbeitsraum an, den ich mit vier anderen Lehrern teilte. Der Stundenplan war so vorteilhaft eingerichtet, daß die meisten Nachmittage und jedes Wochenende für Besprechungen und eigene Studien freiblieben. Ich erteilte Unterricht in französischen schriftlichen Aufsätzen und in Konversation, unterrichtete außerdem die beiden ersten Jahrgänge in französischer Grammatik und leitete einen elementaren Lehrgang über französische Literatur. Nach zwei Monaten sagte mir Dr. Charpin, daß eine Kollegin zum Jahresende ihre Tätigkeit aufgeben würde, und daß ich ihren Kurs über den französischen Roman des neunzehnten Jahrhunderts übernehmen könnte, wenn ich mich bei dem elementaren Lehrgang über französische Literatur bewährt haben würde. "Lehrer, die reine Sprachkurse vorziehen, bringen damit gewöhnlich zum Ausdruck, daß sie für Literaturkurse nicht taugen", sagte Dr. Charpin. "Sie haben angedeutet, daß Ihnen eine Bewährungsprobe willkommen wäre. Hier ist eine Gelegenheit."

Dr. Charpins Aufrichtigkeit und Offenheit war mir sympathisch. Der Gedanke, daß ich die Werke meiner Lieblingsschriftsteller unterrichten würde (zum Beispiel Stendhal, Merimée, Daudet oder

Zola) beflügelte meine Arbeitsenergie. Jane half mir so gerne bei der Vorbereitung meiner Vorlesungen und meiner Prüfungsfragen, daß mir keine Arbeit zu schwierig und zu umfangreich erschien. Da Jane mich also bei der Erledigung der laufenden Angelegenheiten unterstützte, hatte ich noch Zeit, eigene wissenschaftliche Arbeit zu leisten, und dies mußte meiner Karriere — mit der ich es so ernst meinte — förderlich sein.

Janes Sieg über ihre eigenen Hemmungen erwies sich als endgültig. Sie hatte sich als Lesbe bezeichnet, und sie blieb dabei. Die physische Veränderung, die sich in ihrem Wesen ereignete, war eine natürliche Folge davon. Sie begriff die Erfordernisse ihrer Sexualität, und sie wurde mit jenen Gipfelpunkten der Liebe vertraut, durch die sich die Erfüllung von der Enttäuschung unterscheidet. All das verschaffte ihr den Aufstieg zur Ekstase. Zum ersten Mal war das Verlangen nach Vereinigung weder durch Spannungen noch durch Ängste gehemmt. Janes Leidenschaft war der Ausdruck einer Liebe, die mich von ganzem Herzen entzückte. Sie hatte die ungeheure Leistung vollbracht, das Schamgefühl in Stolz umzuwandeln. Sie hatte ihre Gewohnheiten, auf halbem Wege stehen zu bleiben, überwunden. Aber sie mußte ihren Preis dafür bezahlen. Wenn sie von ihren lesbischen Empfindungen sprach, dann wurde sie so verlegen wie ein kleines Mädchen, das von seiner schönen Stiefmutter erzählt. In meinem tiefsten Inneren mußte ich bedauern, daß sie ihr neues Gleichgewicht nur durch ein Übermaß an Stolz behaupten konnte. Das ganze schien bei ihr eine Prestigefrage zu sein. Ich ließ jedoch von meinem Bedauern beschämt ab, als ich merkte, daß Janes Verzückerung von außen her kam — von mir. Diese Erkenntnis machte mich unendlich zärtlich, und ich entwickelte ein merkwürdiges Verantwortungsgefühl.

Das Bewußtsein der Verantwortung war jedoch so schwerwiegend, daß es sich nicht in glückliche Befriedigung auflösen vermochte. Manchmal wurde mir diese Verantwortung in schrecklich ernster Weise bewußt. Eben das war es, was mir für die Zukunft Angst bereitete. Ich hatte nicht mehr die Möglichkeit, Pläne zu machen. Ich mußte meinen Lebensunterhalt verdienen. Ich konnte nicht mehr Jane folgen; sie mußte meinen Weg gehen. Unter welchem Vorwand konnte sie noch ein zweites Jahr hier verbringen? Welchen Grund konnte ich dafür angeben, daß ich sie bei mir behielt?

Das Glück des Augenblicks läßt allerdings die Sorgen von morgen vergessen. Ich setzte meine Hoffnung in die Güte des Schicksals. Für meine berufliche Entwicklung genügte es, daß Dr. Charpin mich kurz nach den Weihnachtsfeiertagen aufforderte, im nächsten Jahr den Kurs über den französischen Roman zu übernehmen. Im Rahmen meiner kleinen Welt machte ich also Fortschritte. Alles hatte Grenzen und Beschränkungen, aber meine glückliche Stimmung ließ mich darüber hinwegsehen.

In unserem Hause wohnten auch noch andere Lehrerinnen, aber Jane und ich waren vorsichtig genug, niemanden zum Eindringen in unsere Welt zu ermutigen. Ich dachte allerdings nicht daran, was für ein verhängnisvoller Fehler es war, Einladungen der Kolleginnen zum Tee oder zum Bridgespiel immer wieder unter irgendwelchen Vorwänden abzulehnen. Ich merkte nicht, wie wichtig es für eine Lehrerin war, am gesellschaftlichen Leben des College teilzunehmen. Ich war bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften, die jeden Sonnabend von der Fakultät veranstaltet wurden, nie dabei, weil das der einzige Tag war, an dem ich im Konservatorium das Klavier benutzen konnte. Meine Abwesenheit wäre allerdings entschuldigt worden und wäre nicht weiter aufgefallen, wenn ich sonst irgend eine Kompensation gesellschaftlicher Art geboten hätte. Ich aber wich meinen Kolleginnen aus, weil sie mir langweilig waren, und ich glaubte ihnen ebenso uninteressant zu sein wie sie mir. Die Einsamkeit, die ich mit Jane in Paris genossen hatte, hatte mich verwöhnt. In Paris hatte ich festgestellt, daß ein normales gesellschaftliches Leben unmöglich war. Ich hätte aber darauf kommen können, daß die Isolierung, die in Paris die Lösung des Problems war, in einer kleinen Stadt sich als nicht so einfach erweisen würde.

Ich hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen, als ich an einem Nachmittag im März eine Bitte vom Dekan erhielt, der mich ersuchte, am gleichen Nachmittag um 4.30 Uhr in sein Büro zu kommen. Im Laufe des Jahres hatte ich mehrere Aufforderungen dieser Art erhalten, und alle diese bezogen sich auf irgendwelche Komiteetätigkeiten, die Dr. Charpin mir übertragen hatte. Vorahnungen, die ich haben konnte, wurden sogleich durch einen Brief ausgeschaltet, den ich am gleichen Tage von meiner Mutter erhielt und

in dem sie mir mitteilte, daß John und Lie eine Tochter bekommen hätten, die nach Lies Vater und nach mir benannt worden war und nun "Diana Randall" hieß. Ich war so erfüllt von diesem Gedanken, daß ich beim Eintritt in das Büro des Dekans sofort von meiner Namensschwester sprach. Ich erinnere mich noch, wie er lachte, als ich sagte, daß mir die kleine Diana Randall auf jeden Fall sympathisch sein mußte, weil sie ja meinen Namen trug — auch wenn sie sich als ein sehr schlechtes Geschöpf erweisen sollte.

Der Dekan führte mich in sein Privatbüro und bot mir an seinem langen polierten Tisch einen Stuhl an. Dann nahm er selbst am anderen Ende Platz. Ich war zwar schon oft in seinem Büro gewesen, aber in das "Allerheiligste" war ich noch nie vorgedrungen. Seine steife Förmlichkeit machte mich ein wenig neugierig. Der Dekan war mir jedoch sympathisch. Er war ein lebenswürdiger, freundlicher Familienvater im Alter von etwa fünfzig Jahren, ein hervorragender Gelehrter, dessen Arbeiten ich bewunderte. Ich glaube, daß er mit mir als Lehrerin zufrieden war. Die ernste Verlegenheit, mit der er die erste Frage stellte, verschaffte mir schon schreckliche Gewißheit. "Ich stelle Ihnen diese persönliche Frage nicht, weil ich persönlich eine Antwort haben will", sagte er. "Ich bin verpflichtet, diese Frage zu stellen. Ihre Freundin ist, wie ich glaube, eine Künstlerin. Können Sie mir sagen, seit wann Sie mit ihr zusammen sind?"

Ich suchte vergeblich, meine Gedanken zu ordnen. Ich beantwortete seine Frage viel zu detailliert. Er unterbrach mich und bot mir eine Zigarette an. Aber ich hätte mir die Zigarette nicht selbst anzünden sollen! Meine Hand verriet alles durch ihr Zittern. Plötzlich erinnerte ich mich, daß noch keine Lehrerin gewagt hatte, in seiner Gegenwart zu rauchen. Er wollte also nett zu mir sein, und das machte die Sache noch schwieriger. Er wußte nicht, wie er das Gespräch fortsetzen sollte, aber ich wußte, was er sagen wollte. "Es sind einige kritische Äußerungen laut geworden", sagte er schließlich, ohne mich anzusehen.

Ich wollte den schrecklichen Gedanken nicht wahr haben und sprach einfach mein Bedauern aus. Dann stellte ich die dumme Frage, ob sich die Klagen auf meine Arbeit bezogen. Meine Stimme war schrill, und dieser unnatürliche Klang machte mich nervös. Der Dekan hatte ein Einsehen und kam sogleich auf die Sache selbst zu sprechen. "Ihre Kolleginnen beklagen sich über Ihren Mangel an Geselligkeit. Ich

glaube, daß ich Ihnen sagen muß, daß es gelegentlich Anspielungen auf Ihre Freundschaft gibt."

Jetzt blickte der Dekan mich an. Ich mußte ihm in die Augen sehen. Meine Verlegenheit wandelte sich in panische Angst. Einen Augenblick lang konnte ich kein Wort hervorbringen. Dann schlug die Panik in Ruhe um, und ich konnte endlich mit sicheren Worten erwidern. Ich bedauerte, daß man meine Freundschaft mißverstanden hatte. Ich wäre mir über die Schlußfolgerungen, die man aus meinem freundschaftlichen Verhältnis zöge, im klaren. Ich erklärte behutsam, daß dies meine erste Stellung als Lehrerin sei, und daß ich zusätzliche Arbeit zu leisten hätte, um mich in meine Arbeit hineinzufinden. Ich hätte nicht begriffen, daß der gesellschaftliche Verkehr im College so wichtig sei.

"Wir beschäftigen uns jetzt eben mit den Anstellungsverträgen für das nächste Jahr", sagte der Dekan. "Da Sie so gut ausgebildet sind und so gute Arbeitserfolge haben, wollen wir Sie nicht verlieren. Dr. Charpin tritt mit besonderem Nachdruck für Sie ein. Es kommt nicht oft vor, daß wir eine so gute Lehrerin finden, die bei den Studentinnen so beliebt ist." Er schlug einen Kompromiß vor. Ich sollte im nächsten Jahr im College selbst mit allen anderen zusammen wohnen und mich mit den Mitgliedern der Fakultät befreunden. Ohne Jane zu erwähnen, brachte der Dekan deutlich zum Ausdruck, daß es bei den Lehrerinnen nicht Brauch war, ihre Schlafzimmer mit anderen Personen zu teilen.

"Vielleicht wollen Sie mir erst morgen Antwort geben", fügte er hinzu. Erst in diesem Augenblick merkte ich, daß ich auf seinen Kompromißvorschlag gar nicht reagiert hatte.

"Nein," sagte ich, "lassen Sie mich nur ein paar Minuten nachdenken." Er verließ für etwa fünf Minuten das Zimmer. Ich hörte, wie er in seinem Empfangsbüro mit einigen Studentinnen sprach. Ich war so aufgeregt, daß meine Hände steif wurden. Natürlich war ich dumm gewesen und hatte mir vollkommen falsche Vorstellungen gemacht. Nun hatte man mich entlarvt. Das Gefühl der Ehrlosigkeit und der Schande erdrückte mich.

Ogleich ich so verblüfft war, konnte ich doch erkennen, daß mein Problem in zwei Fragen zerlegt werden konnte. War meine Verantwortung für John größer als meine Verantwortung für Jane? Durch die Wirtschaftskrise waren viel tüchtigere Lehrer als ich arbeitslos geworden. Der Dekan mußte mir nicht erst sagen, daß es

sehr schwierig war, für das nächste Jahr eine andere Anstellung zu finden. Was bin ich meiner Familie, meinem Ehrgeiz und meiner Namensschwester schuldig? Und dann die ganz offen gestellte Frage: würde in einer ähnlichen Zwangslage ein Ehemann nicht zur Ehefrau halten und die Frau zum Mann? Schon mit der Stellung dieser Frage überwand ich die Ratlosigkeit. Die Besucher des Dekans waren wieder weggegangen. Ich wandte mich an ihn. Ich wußte, was ich zu antworten hatte. Ich brauchte keine Zeit zum Nachdenken. "Ich kann im nächsten Jahr nicht unterrichten", sagte ich. "Das Gerede wird immer ärger. Ich habe Angst davor. Ich habe einen Fehler gemacht, aber ich kann diesen Fehler nicht dadurch verbessern, daß ich hier bleibe."

Es war wohlthuend und bitter zugleich, daß er mir zuredete und mich bat, zu bleiben. Er bot mir sogar Gehaltserhöhung an. Ich konnte meinen Entschluß nicht ändern. Mein Leben verlangte nach Jane.

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, welche belanglosen Dinge noch beim Abschied erwähnt wurden. Ich weiß nur, daß der Dekan mir sagte, er würde Dr. Charpin von dieser Unterredung keine Mitteilung machen, und daß er sich erbötig machte, mich für eine andere Anstellung zu empfehlen. Ich erinnere mich noch, daß ich den Studentinnen zulächelte, denen ich in der Halle begegnete, und daß ich meine Kolleginnen mit übertriebener Freundlichkeit grüßte. Dann ging ich langsam nach Hause — zu Jane.

Ich konnte Jane nicht erzählen, was vorgefallen war. Sie war so stolz auf meine Leistung und freute sich so sehr über das Lob, das mir die Studentinnen spendeten, daß es mir leichter fiel, wenn sie nichts von all dem wußte. Sie war natürlich überrascht, als ich davon sprach, daß ich für das nächste Studienjahr eine andere Anstellung suchen müßte. Wir hatten schon den Plan gefaßt, im nächsten Jahr eine größere Wohnung zu mieten. Ich war nicht imstande, für meine Sinnesänderung vernünftige Gründe anzugeben. Aber ich wollte Jane auf keinen Fall Schmerz bereiten, indem ich die Wahrheit sagte. Jane war gewohnt, letzten Endes nachzugeben, und so hörte sie schließlich auf, mich zum Bleiben aufzufordern.

Am Tag nach meiner Unterredung mit dem Dekan erhielt ich aus seinem Büro die Kopie eines Briefes, den er an die Stellenvermittlung für Lehrerinnen in Chicago und Detroit abgesandt hatte. Ich las: "Miß Francis erzielte ausgezeichnete Studienergebnisse. Ihre Fähigkeiten

als Lehrerin erfüllen alle Erwartungen ... " und so weiter. Dieser gewissenhaft geschriebene Empfehlungsbrief war, wie ich mir vorstellte, dem Bedürfnis des Dekans entsprungen, sein Gewissen zu erleichtern. Die Grausamkeit dieses Edelmutts war der letzte schwache Halt für mich. Ich weinte und schluchzte, bis Jane endlich eintrat, mich bei den Schultern faßte und mich rüttelte, bis ich zu mir kam.

Jane betrügt mich

Am Abend des 1. Mai erhielt Jane ein Telegramm von ihrer Mutter, die mitteilte, daß Janes Vater ernstlich krank war. "Angina pectoris" hieß es in diesem Telegramm. Ich wußte, was das bedeutete.

Jane sprach kein Wort. Sie war furchtbar erschrocken. Sie saß hilflos auf ihrem Bett, das Telegramm in den Händen, während ich ihren Koffer packte, damit sie den nächsten Zug nach Detroit erreichen konnte. Nach ihrer Ankunft im Elternhaus telegraphierte sie nur ganz kurz, daß sich der Gesundheitszustand ihres Vaters ein bißchen gebessert hatte. Zwei Tage danach sandte sie wieder ein Telegramm, in dem sie mich bat, ihr Gepäck nachzuschicken, weil sie für die letzten Unterrichtswochen nicht mehr zurückkehren würde. Aus ihren täglichen, in Eile hingeworfenen Briefen ging hervor, daß ihr Vater bis zur vollkommenen Genesung lange brauchen würde, und daß sie bei ihm bleiben würde. "Ich muß, Darling", schrieb sie. "Ich muß. Aber ich kann mich im Elternhaus nicht heimisch fühlen, wenn ich ohne Dich bin. Ist es schlimm, wenn ich sage, daß ich Heimweh habe, Sehnsucht nach Dir?"

So vergingen ein paar Wochen, bis schließlich ein Brief kam, in dem Jane mir erklärte, daß wir unsere gemeinsamen Sommerpläne fallen lassen müßten. "Versprich mir bitte," hieß es in diesem Brief, "daß sich dadurch für uns beide nichts ändert. Sag mir, daß Du mich im nächsten Herbst bei Dir haben willst — wo immer Du auch sein magst."

Das war eine bittere Enttäuschung. Ich aber antwortete freundlich, denn ich wußte, daß auch Jane darüber enttäuscht war. Ich wollte sie ein paar Wochen später, nach Beendigung der Schulzeit, irgendwo für einige Tage treffen, sie aber war von zu Hause unabkömmlich und konnte mich auch nicht nach Hause einladen, weil dies vielleicht ihren Vater gestört hätte. Mir blieb also nichts anderes übrig, als nach Hause zu fahren — nervös, ohne Aussicht auf eine Arbeit und ohne irgend eine Tätigkeit. Als Jane mir schrieb, daß sie zu beschäftigt und bekümmert sei, um regelmäßig zu schreiben, geriet ich noch mehr aus der Fassung. Aber ich mußte eben Geduld haben. Ich schrieb ihr täglich und sprach ihr Mut zu. Ich wußte, daß sie in erster Linie an ihren Vater denken mußte, aber ich hatte nicht erwartet, daß eine Angina pectoris viele Wochen dauern würde.

Jane hatte in Detroit keine Freunde mehr, denn sie war schon zu lange weg gewesen. Sie war einsam und sehnte sich nach irgend einer Gesellschaft. Ich war daher froh, als sie in ihren Briefen von einer netten Nachbarin zu sprechen begann, einer jungen, verheirateten Frau, die Louise hieß. Jane hatte viel Freude an Betty, der fünfjährigen Tochter von Louise. Betty zeichnete sogar auf einen Brief, den Jane an mich schrieb, ein kleines Schweinchen. Dann schrieb sie, daß sie zum Wochenende mit Louise nach Toronto fahren würde. Ich fühlte mich schrecklich einsam, denn Jane hatte versprochen, daß sie mich am Sonnabend anrufen würde, und ich befürchtete, daß sie es vergessen könnte. Ich blieb an diesem Abend zu Hause, aber das Telephon läutete nicht. Wenn sie mir doch bloß gesagt hätte, wo sie in Toronto wohnen würde! Es wäre schon leichter gewesen, wenn man sich etwas hätte vorstellen können — ein Hotel oder das Haus einer Bekannten ... Sie hatte aber keine Bekannten erwähnt.

Der Monat Juni ging in eintöniger Langeweile vorbei. Das Zusammensein mit Mutter war mein einziges Vergnügen. Mutter aber irritierte mich, weil sie sich über meine Gesundheit immer Sorgen machte und meine Schlaf- und Appetitlosigkeit auf die Schwierigkeiten meiner Studienzeit zurückführte. Arme Mutter! Ich konnte ihr doch nichts sagen. Ich konnte ihr nicht verraten, daß Jane meine Einsamkeit nicht begriff, und daß Jane öfter hätte schreiben sollen. Ich war froh, daß John und Billy jetzt nicht zu Hause waren, denn die beiden hätten die Wahrheit ahnen können. Und ich war froh, daß Gerald viel zu beschäftigt war, um mir besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Am 1. Juli erhielt ich ein Telegramm von einer Stellenvermittlung für Lehrer in Detroit. Ich sollte zu einer Unterredung mit dem Direktor eines Knaben- und Mädchen-College kommen. Ich war so glücklich, daß nun eine Aussicht auf eine Anstellung bestand, und so selig, daß ich Jane würde sehen können. So rief ich nun Jane zum ersten Mal nach zwei Monaten an. Ihre Stimme klang so natürlich und zärtlich, daß ich vor Freude fast weinte. Wegen ihres Vaters konnte sie mich nicht zu sich einladen, und so sollte ich also ein Zimmer in einem Hotel nehmen, das in der Nähe ihres Elternhauses lag. Ich nahm mir vor, eine Woche lang in Detroit zu bleiben und wollte bei dieser Gelegenheit auch mit einer Französischlehrerin zusammenkommen, die ich aus Paris kannte, und mit der ich eine gemeinsame Arbeit an einem Lehrbuch plante.

Gleich nach meiner Ankunft rief ich Jane vom Hotel aus an. Ich ärgerte mich, als sie sagte, daß sie nachmittags bei ihrem Vater sein mußte, aber sie lud mich für den Abend zu sich ein.

Ich kam mit dem Collegedirektor am Nachmittag zusammen. Er erwähnte, daß mein früherer Dekan sein persönlicher Freund war, und daß er mit ihm über meine Bewerbung gesprochen hatte. Bei diesen Worten errötete ich schrecklich, weil ich sofort daran dachte, was die beiden wohl über mich gesprochen haben konnten. Ich war so gehemmt, daß ich keine Worte zu finden vermochte. Als er mir Mut zusprach, fragte ich mich, ob ich überhaupt einen günstigen Eindruck gemacht hatte. Mein Dekan war also offenbar sehr entgegenkommend gewesen, und ich war froh, daß ich mein Temperament im Zaum gehalten hatte. Meine Angst verging erst, als der Direktor mir sagte, daß meine Ausbildung für diesen Posten gerade richtig war. Nun wartete ich sehnsüchtig, bis die Stunden vergingen und ich zu Jane eilen konnte, um ihr zu sagen, daß ich Aussicht hatte, in der Nähe von Detroit eine Anstellung zu finden.

Jane sah mich schon von weitem und lief mir entgegen, um mich in ihre Arme zu schließen. Es war wohltuend, die Worte zu hören, die sie flüsterte: "Ich liebe dich!" Ich hatte fast vergessen, wie schön ihre Augen waren, wenn sie lachte. Ihr Haar trug sie nun nicht mehr in einem Knoten, sondern um den Kopf geflochten. Einen Augenblick lang verwirrte mich dies, und ich war schüchtern, bis sie meine Hand ergriff und über mein erstauntes Gesicht lachte. Sie war mit ihren

Eltern im Hof des Hauses gesessen. Die Eltern begrüßten mich herzlich, und mir waren beide gleich sofort sympathisch. Dann entdeckte ich im abendlichen Zwielflicht auch Louise, deren Stuhl ein wenig außerhalb des Familienkreises stand. Ich wußte, daß diese Frau Louise war — noch bevor Jane sie mir vorstellte. Louise schüttelte herzlich meine Hand, und ich fühlte instinktiv Sympathie für sie. Ihre ersten Worte setzten mich in Erstaunen: "Ich habe gehofft, daß Sie nicht so schön sein würden, wie Jane behauptet hat. Nun bleibt mir noch die Hoffnung, daß Sie nicht so klug sind, wie Jane Sie darstellt." — Louise war sehr naiv. Was konnte sie wohl alles über mich wissen?

Im Laufe der nächsten halben Stunde gewann ich den Eindruck, daß es hier jeder einzelne irgendwie planmäßig darauf anlegte, mich unglücklich zu machen. Ich hatte nicht erwartet, daß Janes Vater außerhalb des Bettes und gesund sein würde. Es mißfiel mir, daß ich über seine Gesundheit unglücklich sein sollte — aber die Tatsache beunruhigte mich doch. Dann reichte mir Louise ein Päckchen mit Bonbons und sagte, daß sie diese bei einer Vorstellung gekauft hatte, die sie mit Jane zusammen nachmittags besucht hatte. Mir war, als würde mein Herzschlag aussetzen — aber ich wußte, daß ich sie wohl nicht richtig verstanden hatte. Dann wieder war ich verwirrt, als sich Janes Mutter über meine Absicht beleidigt zeigte, eine Woche lang im Hotel zu wohnen. Sie dachte, ich hätte das Hotel nur vorgezogen, um dem Stadtzentrum näher zu sein, und sie bat mich, hier zu wohnen und ihr Auto zu benutzen. Meine Verwirrung nahm erst ein Ende, als Louises Gatte, Paul, eintraf und dieses Gesprächsthema fallengelassen wurde. Jane hatte bei all dem keine Miene verzogen — nicht einmal, als ihre Eltern beim Abschied davon sprachen, daß wir uns am nächsten Morgen wiedersehen würden.

Paul war mir ebenso wie Louise sofort sympathisch, aber mein Bedürfnis, mit Jane endlich allein zu sein, war so groß, daß mir kein Gesprächsthema einfiel. Als die beiden uns verließen, wurden sie von Jane zur Türe begleitet. Nun stand Louise zum ersten Mal ganz im Licht, und ich konnte sehen, daß sie ausnehmend schön war. Aus ihren rundlichen, freundlichen Gesichtszügen sprach ein edles und impulsives Wesen. Mir fiel vor allem ihr natürlicher, ungekünstelter Ausdruck auf. Während Paul sich von Louise abwandte, um seine Zeitung aufzuheben, merkte ich, wie Jane Louises Hand ergriff. Jane kam zu mir zurück, zögerte einen Augenblick, blickte mir dann tief in

die Augen, und ich wußte, was ich wissen wollte, noch ehe ich meine Frage stellte: "Liebst du mich?"

"Natürlich liebe ich dich, Diana. Ich werde dich immer lieben." In ihrer Stimme war aber zögernde Vorsicht. Ich erschrak. Schnell fragte ich, ob sie nachmittags bei einer Vorstellung gewesen war. Ihr ungeduldiges, abweisendes "Nein" verschaffte mir Erleichterung. Dann fragte ich Jane, ob ich bei ihr bleiben sollte, wie ihre Mutter vorgeschlagen hatte. Ich weiß nicht, warum ich diese Frage stellte. Vielleicht wollte ich nur hören, daß sie mich bei sich wünschte.

"Wie du willst, Diana. Ich würde mich freuen, wenn du hier bliebest." — Die trockene Gleichgültigkeit dieser Worte beängstigte mich. Die Worte, die ich nun sprach, waren instinktiv und unüberlegt. Ich fragte Jane, was Louise für sie bedeutete.

"Das ist reine Sympathie, Diana. Ich hätte es ohne sie nicht ausgehalten. Aber für uns ist sie ganz bedeutungslos." Jane sah mich nicht an, und meine Angst wurde nicht geringer. Das war so ganz Janes Art, von Louise zu sprechen und dafür den Ausdruck "Sympathie" zu benutzen. Sie hatte mir einmal erklärt, was ich für sie bedeutete: "Frohsinn, Kameradschaft und innige Vertrautheit". Erst nach langem Schweigen konnte ich die Frage stellen, die sich nun von selbst aufdrängte. Diese Frage wurde von Jane in müdem Ton beantwortet: "Ja, ich liebe auch Louise."

Sie erhob sich, um ins Haus zu gehen und reichte mir ihre Hand, um mich mit sich zu führen. Irgendwie fühlte ich, daß ich mich würdelos benahm, aber ich konnte nicht anders. Mein Verstand war ausgeschaltet. Starr und verärgert über mich selbst, folgte ich ihr wortlos, ohne überhaupt zu wissen, was ich denn noch erwartete.

Jane brachte mich in ihr Zimmer, legte mein Bettzeug aus und nahm aus einer Lade mit verständnisvollem Lächeln das Pyjama, das ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Ich ging zu Bett. Jane hatte kein einziges Wort gesprochen. Sie beugte sich über mich und küßte mich auf die Stirn, sagte "Gute Nacht", löschte das Licht aus und schickte sich an, aus dem Zimmer zu gehen. Von Zorn gepackt, sprang ich aus dem Bett. Durch ihr Verhalten hatte sie alle Fragen beantwortet, die ich unausgesprochen stellte. Ich kleidete mich in der Dunkelheit wieder an. Jane hörte mich, kam zurück und versuchte, mich zurückzuhalten. Mit erregter Stimme sagte sie: "Diana, sei nicht so schrecklich dumm! Ich wußte doch nicht, daß dir das so wichtig ist. Ich

werde bei dir schlafen. Geh wieder zurück ins Bett und sei ein braves Mädchen."

Ich kam mir gegenüber Jane wie ein Backfisch vor. Ich haßte sie, weil sie solche Macht über mich besaß. Wütend entzog ich mich ihrem Griff und kleidete mich weiter an. Nur weg! Weg von ihr! Sie faßte meine Arme an, zwang mich auf einen Stuhl nieder, umschloß mich mit beiden Armen und drückte mich ganz nahe an ihren Körper. Ich konnte mich aus dieser Umklammerung nicht befreien. Mehrmals versuchte sie, meinen Mund zu küssen, ich aber wandte mich energisch ab. Sie küßte schließlich meinen Hals und flüsterte immer wieder sanft, daß sie mich liebte. Schließlich bettete sie ihren Kopf auf meine Schulter. "O Darling," sagte sie, "das kann doch nicht sein. Bei uns kann das nicht sein."

Mein Zorn war so schnell verraucht, wie er gekommen war. Plötzlich empfand ich nichts anderes mehr als dumme Reue. Jane nahm meinen Arm und führte mich zum Bett zurück. Dann ging sie auf die andere Seite des Bettes und legte sich neben mich. Zwischen uns waren nur ein paar Zentimeter. Sie sprach kein Wort. Ich lag da, angespannt, krank vor Angst und glaubte, bei jedem Atemzug in Tränen ausbrechen zu müssen. Diese wenigen Minuten drohenden Schweigens schienen mir wie endlose Ewigkeit. Dann beugte sich Jane über mich und streckte ihre Hand zum Heizkörper aus, der auf meiner Bettseite an der Wand stand. Mit ihrem Ring klopfte sie deutlich auf das Heizrohr, das zu dem Zimmer führte, welches über dem unseren lag. Acht Mal klopfte sie deutlich in Abständen auf das Rohr. Ich kannte die Geschichte jenes Leuchtturmwächters, der seiner Liebsten an der Küste Lichtsignale sandte. Die Worte "I love you" hatten insgesamt acht Buchstaben, und so mußten es acht Lichtsignale sein. Jane selbst hatte mir diese Geschichte erzählt. Und darum verstand ich den Sinn dieser Klopfzeichen.

Die Antwort von oben kam ebenso deutlich.

Louise

An den nächsten Morgen kann ich mich nur undeutlich erinnern. Ich hatte nachts nicht geschlafen. Wach hatte ich Janes Atemzügen gelauscht. Janes Schlaf war ein bißchen unruhig. Ich war durch die Erregung schwindlig und erschöpft. Im Herzen empfand ich einen körperlichen Schmerz. Seit damals verstehe ich die tiefe Bedeutung des französischen Ausdrucks "J'ai mal au cœur". Der Franzose spricht ganz mit Recht vom Herzen, wenn er das Gefühl der Übelkeit umschreiben will.

Ich weiß nicht mehr, wie es mir eigentlich gelang, am Familien-Frühstück teilzunehmen. Sehr bald entschuldigte ich mich bei Janes Eltern und bat, mich verabschieden zu dürfen. Vor dem Haus sagte Jane, mein Benehmen wäre übertrieben. Ich erinnere mich, daß ich antwortete: "Eine klare Trennung hätte ich viel leichter ertragen."

Janes Mutter rief mich aus dem Innern des Hauses. Ich ging also nochmals hinein, aber Jane folgte mir nicht. Die Mutter führte mich in das hinten gelegene Schlafzimmer. Sie war eine kleine, hagere Frau mit freundlichen, aber durchdringenden Augen, und sie paßte glänzend zu Janes Vater, einem großen, breitschultrigen Mann von langsam-freundlicher Art.

"Diana," sagte die Mutter zu mir, "Sie dürfen sich über Jane nicht ärgern." Sie kam sogleich zur Hauptfrage, denn sie hatte mehr begriffen als ich ahnte: "Solange ich zurückdenken kann, hatte Jane nie mehr als eine Freundin zur gleichen Zeit. Ich habe oft und oft mit ihr darüber gesprochen. Aber das hilft nicht. Ich erinnere mich, wie Gwen weinte. Ich erinnere mich, daß Doris mit mir darüber sprach, daß sie halb verrückt wurde und schließlich von Jane abließ. Jane schließt sich

einfach vollkommen ab, aber sie hat schrecklich viel Sympathie für Sie, Diana. Sie ist länger bei Ihnen geblieben als bei irgend einer anderen. Sie müssen einfach Geduld haben. Jane wird von Louise genug bekommen. Louise ist nett, aber das ist auch alles."

Ich fragte mich, was Janes Mutter eigentlich wirklich wußte, und ich hatte den Eindruck, daß ihre Verwirrung echt war. Ich war froh, daß sie mich nicht um Rat bat, sondern mir nur aus freundlicher Anteilnahme Dinge sagte, die sie sich nicht erklären konnte. Der Gedanke an Gwen und Doris gab mir plötzlich ein Gefühl des Trostes. Von Gwen hatte ich noch nie gehört, aber Doris war die Schwester von Marianne. Nun verstand ich, warum Jane in ihrem Benehmen zu Marianne nie mehr als bloß korrekt war.

Mitten in diesen Gedanken hörte ich, wie Jane draußen vor unserem Fenster mit Louise lachend scherzte. Sie hielt ein hübsches, blondes, zartes Mädchen in ihren Armen. "Das ist Betty, Louises kleine Tochter", sagte die Mutter.

Mein Gespräch mit Janes Mutter näherte sich schon dem Ende. Als sie sagte: "Ich habe Jane nie verstanden", da war wohl nichts mehr hinzuzufügen. Aber sie hatte mir klar gemacht, daß sie mich gerne hatte, und mir war ihre ungekünstelte Sympathie willkommen. Tränen der Erleichterung traten mir in die Augen, als sie mich verständnisvoll streichelte. "Ich werde einfach gehen", sagte ich. Janes Mutter verstand. "Ich werde Jane Ihren Abschiedsgruß bestellen", meinte sie. "Alles wird sich regeln." Sie wiederholte das noch ein paarmal und bat mich nochmals, Geduld zu haben.

Ich war erst einen Häuserblock von Janes Wohnung entfernt, als ein Auto vor mir anhielt. Paul saß am Volant. Er fragte, ob er mich ins Hotel bringen könne. Zu meiner Überraschung fügte er hinzu, daß er die Absicht gehabt hatte, mich auf seinem Weg zum Büro einzuholen. "Ich möchte mit Ihnen gerne einmal über Jane sprechen", sagte er. "Sie kennen Jane viel besser als ich." Auch Paul kannte den wahren Sachverhalt. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß mein Problem im Vergleich zu dem seinen vollkommen unbedeutend war. Seine Lage war noch schlimmer. Er hatte eine gesellschaftliche Stellung, eine Familie, ein Kind. Ich war froh, daß ich zu ihm sprechen konnte. Er bat mich, ihn zum Lunch zu treffen.

Eine Stunde nachdem ich in das Hotel zurückgekehrt war, läutete das Telephon. Ich war noch immer nicht ganz wohl und hatte mich hingelegt. Der telephonische Anruf kam von Louise. Sie sagte, sie müßte mich sofort sprechen. Ihre Stimme klang so besorgt und verzweifelt, daß ich sie bat, sogleich zu mir zu kommen. Was konnte sie von mir wollen? Ein paar Minuten später klopfte es an meiner Türe. Louise war also schon im Hotel gewesen und hatte von hier aus angerufen! Sie trug ein hübsches weiß-blaues Kleid, und obgleich sie vollkommen außer Atem war, sah sie entzückend aus. Ich ärgerte mich, daß ich mich zu ihr hingezogen fühlte, wo ich sie doch eigentlich hätte hassen sollen.

Um von Jane loszukommen, so erklärte sie mir, hatte sie ihr gesagt, daß sie zu ihrer Mutter gehen würde, die am anderen Ende der Stadt wohnte. Nun saß Louise auf meinem Bett und nahm ihren Hut ab. Nervös bot sie mir eine Zigarette an. "Meine liebe Diana", sagte sie (und sie hatte mich schon tags zuvor so angesprochen), "Sie haben mir gestern abend so leid getan, daß ich hätte weinen können." Ich wußte nicht, worauf Louise anspielte und was Jane ihr etwa gesagt hatte. "Jane hat mir erklärt, daß sie niemals irgend einen Menschen so sehr geliebt hat wie Sie. Jane liebt Sie noch immer. Ich werde für Jane nie das bedeuten, was Sie ihr bedeutet haben."

Was wollte Louise? Was sollte dieses merkwürdige Geständnis? Mein Verstand war zu abgestumpft, um diese Frage zu beantworten. Louise sprach immer noch weiter. Plötzlich wurde es mir zu schwierig und zu schmerzlich, noch länger über Jane zu sprechen. Meine Kraft, meine Ausdauer und meine Geduld hatten Grenzen. Ich wollte nichts anderes als allein gelassen zu werden und niemanden zu sehen, der je irgend etwas mit Jane zu tun gehabt hatte. Ich wollte mich von den schmerzlichen Erlebnissen loslösen und Distanz gewinnen. Was zwischen Jane und mir gewesen war, mußte unser Geheimnis bleiben. Ganz unvermittelt sagte ich zu Louise, daß ich nicht imstande wäre, ihr noch länger zuzuhören. Diese Verlegenheit hätte ich mir allerdings ersparen können, denn Louise schenkte meinem Einwand überhaupt keine Beachtung, sondern fuhr fort. Ich begriff schließlich, was sie wollte. Sie hatte Angst. Sie war naiv und liebenswürdig und hatte Janes Erbarmungslosigkeit gesehen. Davor hatte sie Angst. Ihr erschien die ganze Tragödie in einer etwas lächerlichen Perspektive. Ich liebte Jane. Louise war an meine Stelle getreten. Nun liebte Louise

die gleiche Jane. Das war der Gang der Ereignisse. Louise hatte meine Erniedrigung miterlebt. Sie brauchte Trost!

Ich suchte eine elementare Wahrheit überdimensional wirken zu lassen: "Verstehen Sie doch, Louise! Blicken Sie nicht so ernst drein. Wir sind doch alle erwachsene Menschen. Wir haben Verstand. Und wie benehmen wir uns? Wo, um Gottes willen, ist unsere Würde?" Louise antwortete mit der Feststellung, daß ich eben nicht begriff, wie sehr sie Jane liebte. Ich versuchte, nicht zu unfreundlich zu reagieren, denn Louise hatte mir das seelische Gleichgewicht wieder verschafft. Ohne sie hätte ich die Dinge nicht gesehen, wie sie wirklich waren. Jane hätte mir gegenüber niemals zugegeben, daß Louise an meine Stelle getreten war. Ja, es war sogar möglich, daß Jane an ihre dummen Redensarten glaubte, und daß sie wirklich meinte, mehr als einen Menschen lieben zu können. Ich sagte Louise, daß ich bis zum gestrigen Abend nichts von ihrem Verhältnis zu Jane gewußt hatte. "Ich weiß", sagte sie. "Ich bat Jane, Ihnen alles zu sagen. Es wäre mir viel beruhigender gewesen. Jeden Morgen sah ich in Janes Briefkasten Ihre Briefe neben den meinen liegen. Jeder derartige Anblick machte mich elend und schuldbewußt. Ich dachte, Jane würde mit Ihnen gestern nachmittag zusammentreffen, aber Jane sagte, Sie würden abends kommen."

Langsam, um von der Antwort nicht überrascht zu werden, fragte ich, ob Jane am gestrigen Nachmittag beschäftigt gewesen wäre. "Nein", sagte Louise. "Ich dachte, daß Jane gestern nachmittag mit Ihnen sein würde. Dann aber kam sie in meine Wohnung und forderte mich auf, mit ihr zu dieser Vorstellung zu gehen, von der ich sprach." Ich hatte also Louise richtig verstanden, als sie mir die Bonbons angeboten hatte. Jane hatte gelogen. Wie oft hatte doch Jane zu mir gesagt: "*Diana, es gibt nichts in der Welt, das ich mehr schätze als Ehrlichkeit.*" Jane hatte also den Gesundheitszustand ihres Vaters als Ausrede benützt. Louise fuhr fort: "Ich habe mich nur aus Egoismus über die Behandlung geärgert, die Jane Ihnen zuteil werden ließ. Ich hatte Angst, daß Jane mich ebenso belügen würde wie Sie. Ich hätte das nicht ertragen." Nun bekam ich Angst, daß Louise verrückt würde. Ich suchte nach irgend einem Wort, um sie abzulenken. "Ich kann mich zu Paul nicht natürlich benehmen", fuhr Louise fort. "Ich kann nicht essen, und ich kann nicht schlafen. Manchmal habe ich das Gefühl, ich würde alles in der Welt darum geben, wenn ich Jane nie begegnet

wäre. Ich liebe sie so maßlos, daß der Gedanke, sie zu verlieren, mich ganz krank macht. Ihnen gegenüber, Diana, empfand ich so furchtbare Eifersucht, daß ich nächtelang weinte. Gestern hat mich Jane fünfmal *Diana* genannt."

Diese Geständnisse schockierten mich. Diese jungverheiratete Frau mit einem Kind hatte wirklich kein Rückgrat und keinen Charakter. Ich konnte das einfach nicht verstehen! Noch mehr als Louise aber verachtete ich Jane, die das Leben einer Familie zerstört hatte. Louise war dumm, aber Jane war weder dumm noch schwächlich. Mit außergewöhnlich ernster und strenger Stimme sagte ich Louise, daß ich kaum Sympathie für sie aufbrächte. Louise reagierte schnell darauf: "Diana, Sie sollten mir keine Dinge sagen, die es mir noch schwerer machen. Ich weiß, daß ich schwach bin. Ich habe einfach keinen Mut und keine Kraft. Ich würde alles darum geben, wenn ich Mut erlangen könnte. Für Paul ist es so furchtbar schwer. Wenn ich bei Jane bin, ist alles so vollkommen, daß ich vergesse, wie schrecklich diese Situation eigentlich ist. Vor einigen Wochen, als ich diese Entwicklung kommen sah, sagte ich Paul, daß ich meine Schwester in Philadelphia besuchen wollte. Ich dachte, ich würde wieder normal werden, wenn ich eine Zeitlang von hier wegkäme. Aber es hatte keinen Sinn. Ich schrieb Jane jeden Tag, ich sandte Telegramme, ich telephonierte. Ich war mir selbst zuwider, aber ich konnte nicht anders. Als ich zurückkam, nahm ich Jane für fünf Tage nach Toronto mit, nur um von zu Hause wegzukommen. Sie war schrecklich lieb zu mir. Ich glaube nicht, daß ich je in meinem ganzen Leben so glücklich war wie mit ihr. Paul wußte damals nichts von unserer Beziehung. Jane weiß noch jetzt nicht, daß Paul überhaupt etwas ahnt. Sie kann so schrecklich lieb zu mir sein. Wissen Sie, Diana, daß Jane ein wirklich wunderbarer Mensch ist?"

Auf solche Worte konnte ich nicht mit wachem Bewußtsein reagieren. Es war zu schmerzhaft. Ich warf belanglose Worte hin und sagte irgendwie, daß Jane starke Willenskraft besäße. Jane, so meinte ich, sollte sechs Kinder haben, um ihre Kräfte zu erschöpfen. Oder aber sie sollte irgend einen dauernden Beruf ausüben.

"Ich habe schon daran gedacht, selbst eine Stelle anzunehmen, Diana. Es gibt nur eben jetzt keine Arbeitsplätze. Ich habe nicht genug zu tun. Paul hat eine Hausgehilfin für mich engagiert. Ich habe wirklich nichts zu tun."

Plötzlich wollte ich wissen, ob Louise wirklich so aufrichtig war, wie sie zu sein schien. "Ja," sagte sie lächelnd, "das ist nicht sehr klug, nicht wahr?" Sie nahm mir die Frage nicht übel. Ich stellte eine weitere Frage, ohne dazu berechtigt zu sein. Ich wollte wissen, ob Louise ihren Gatten liebte. "O ja! Ich könnte mir ein Leben ohne Paul gar nicht vorstellen." Ich hatte immer geglaubt, daß ich vom Seelenleben der Menschen etwas verstand. In den letzten vierundzwanzig Stunden aber hatte ich mich in dieser Verwirrung der Gefühle nicht zurechtgefunden. Ich kam mir ebenso naiv vor wie Louise mir erschien. Ich dachte, daß Louise einfach eine unverständene, unbefriedigte Ehefrau war, eine vorstädtische Hausfrau, die in Schwierigkeiten kam, weil sie nicht genug zu tun hatte — ein kleines, sentimentales Geschöpf mit dem Gefühlsleben eines zehnjährigen Kindes. Ihr Gatte war der arme Teufel, der die Suppe auszulöffeln hatte. Ich erwähnte natürlich Louise gegenüber nicht, daß ich mit Paul zusammenkommen würde.

"Wir versuchen, über diese Frage aufrichtig miteinander zu sprechen", sagte Louise. Sie ging zum Telephon und bat, daß man uns Getränke auf das Zimmer schicke. "Ich hasse mich selbst", sagte sie schließlich. "Mein Haß gegen mich ist manchmal geradezu krankhaft. Ich taue nicht zur Mutter. Ich bin längst keine Ehegattin mehr. Und Jane will mir nicht versprechen, daß wir beide von hier weggehen. Sie sagt, daß sie mich liebt, aber sie will nichts tun, was meine Familie verletzen könnte. Mein Gott, ich würde viel darum geben, wenn Jane mit mir weg wollte. Eben jetzt bitte ich sie immer wieder, mit mir über den Winter nach Kalifornien zu fahren. Einen Augenblick lang ist sie geneigt, meiner Bitte zu entsprechen, und im nächsten Moment habe ich schon Angst, daß irgend etwas geschieht und sie doch nicht will."

Ich wollte wissen, ob Louise ihr kleines Kind aufgeben würde, um mit Jane zu sein. Sie nahm meine wirklich grob formulierte Frage mit ehrlicher Freundlichkeit auf, aber sie antwortete nicht. Man servierte unsere Getränke, und sie spülte ihren Whisky hinunter, ohne die Lippen auch nur einmal vom Glas zu lösen.

"Jane würde auch Betty gerne bei sich haben", meinte Louise schließlich. "Sie liebt Betty. Aber Paul würde mir Betty niemals überlassen. Und Jane fürchtet, daß Paul die Ursache unserer Abreise erfassen und mit Janes Vater darüber sprechen würde. Sie würde lieber sterben als ihre Familie alles wissen zu lassen, Paul würde

natürlich alles verstehen, aber Jane ist sich dessen eben nicht ganz sicher. Und eigentlich hat Jane recht, denn Paul würde alles tun, um Betty zurückzubekommen. Er hat mir das sogar schon gesagt."

Louise zitterte. Tränen flossen über ihre Wangen. Der Whisky hatte ihre Hemmungen beseitigt, und so weinte sie nun. Für mich gab es weiter wohl nichts zu sagen. Ihr Schluchzen wurde fast hysterisch. Ich erschrak. Mit erstickter Stimme sagte Louise: "Alles wäre nicht so furchtbar schwer, wenn Jane nicht noch immer Liebe für Sie empfände. Ich habe schon an Selbstmord gedacht. Der Gedanke hat mich fast verrückt gemacht. Aber ich habe nicht den Mut dazu. Sie wissen ja nicht, Diana, wie tief ich gesunken bin ... "

Ich sagte ihr, daß sie mit diesen Worten aufhören sollte, ja ich brüllte sie fast an.

"Ich muß Ihnen alles sagen, Diana", sprach sie weiter. "Sie wissen ja nicht, in welcher Hölle ich lebe. Zwanzigmal im Tag gehe ich in Dianas Wohnung, um Zucker oder Salz zu holen oder sonst unter irgend einem Vorwand — nur um eine Minute lang mit Jane zu sein. Ich bin schon in meinem Schlafzimmer auf dem Boden gelegen und habe versucht, ihre Schritte zu hören, wenn ich nicht wußte, ob sie zu Hause war. Ich bitte sie darum, den Schlüssel vor ihre Türe zu legen, damit ich morgens für eine Stunde in ihr Zimmer kommen kann, ehe noch alle anderen aufstehen und bevor Paul etwas merken kann. Dann liege ich die ganze Nacht lang wach und bete und hoffe, daß der Schlüssel auch wirklich draußen liegt. Manchmal finde ich den Schlüssel nicht, und dann werde ich halb verrückt."

Ich hatte keinen Zweifel, daß Louise eine Masochistin war. Jane liebte es, einen Menschen zu beherrschen und ihre eigene Macht zu fühlen. Sie verschaffte Louise auch das Gefühl, jung zu sein, obwohl sie ebenso alt war wie Jane. Louise war eine wohlerzogene Frau, die sich also hier in lasterhaftem Schmutz wälzte und dies für Liebe hielt. Ich fragte mich, warum Jane den Schlüssel manchmal nicht vor der Türe ließ, und wie dick wohl der Teppich in Louises Schlafzimmer war.

Louise zog aus ihrer Handtasche ein paar kleine gefaltete Briefe hervor und reichte sie mir. Ich nahm sie und merkte gleich, daß mir die Schrift bekannt war. Janes zarte Schriftzüge hatten mich schon immer gefesselt, weil sie eine wohlüberlegte Weiblichkeit offenbarten. "Mein Darling," hieß es in einem dieser Briefe, "bitte komm schnell zu mir! Ich liebe Dich und will Dich jede Minute bei mir haben. Deine

Jane." Und in einem anderen Brief wieder stand: " Darling, wenn Deine Hand nicht in der meinen ruht, habe ich Angst. Deine Jane." — "Ist das nicht wunderschön?" fragte Louise mit zarter Stimme. "Nichts hat mich je so beeindruckt wie gerade dieser Satz." — "Ja", sagte ich. "Es ist ein schöner Satz. Und er macht Eindruck."

Die Trennung

Ich kann für das unlogische Durcheinander, das sich in der Woche nach dem Besuch bei Jane abspielte, keine Erklärung geben. Wenn ich heute die Ereignisse objektiv betrachte, erscheint mir alles, was ich damals tat, als unsinnig. Damals aber hatte ich nicht die Kraft zu objektiver Betrachtung. Ich mußte mehr ertragen, als ich ertragen konnte. Dadurch kam ich aus dem Gleichgewicht. Ich konnte nicht zugeben, daß zwischen Jane und mir alles zu Ende war. Solange mir eine Nachfolgerin verrückt und unsympathisch vorkam und solange ich noch irgend einen Grund zur Annahme hatte, daß Jane mich liebte, solange wollte ich mir die Wahrheit nicht eingestehen. Nun also mußte ich einfach handeln, irgend etwas tun, um das loszuwerden, was sich in meine und Janes Liebe eingeschlichen hatte. — Ich schloß mit Paul sofort Freundschaft. Wir waren die Leidtragenden einer komplizierten Situation, und als solche empfanden wir Sympathie füreinander. Paul hoffte, daß sich das Problem irgendwie lösen ließe, und seine Hoffnung war mir eine Stütze. Das wichtigste aber war, daß er sich für mich interessierte. Zu meiner größten Überraschung hatte Paul von meiner lesbischen Veranlagung keine Ahnung. Er machte sogar die Bemerkung, daß mich das homosexuelle Verhältnis zwischen Jane und Louise doch irritieren müsse. Mir war diese Bemerkung eine gewisse Erleichterung und beseitigte meine Verlegenheit. Vielleicht war es bloß Höflichkeit, daß er mich anfangs als eine normale Frau ansah. Schließlich aber mußte mein Täuschungsinstinkt genügen, um mögliche Verdachtsmomente auszuschalten.

Wie alle Zyniker, war auch Paul sentimental. Er befand sich in einer günstigen Lage, um die Sympathie einer Frau zu gewinnen. Paul machte zwar alle Anstrengungen, seine Ehe zu retten, aber er war schließlich doch ein Mann. Er hatte blonde Haare, war hager, hübsch, und es konnte ihm gewiß nie schwer gefallen sein, eine Frau zu erobern. Die Freundschaft mit einer Frau, die seine mißliche und unglückliche Lage verstand, war geeignet, sein verletztes Selbstgefühl zu kräftigen. Ich verstand diese Situation und machte Paul allmählich zum Werkzeug eines phantastischen Planes, der mir damals vernünftig erschien. Ich wollte durch ihn Jane und mich retten. Was ich unmittelbar wollte? Louise so erschrecken, daß sie wieder zu Verstand kam. Wenn ich mit Paul befreundet war und ihre Eifersucht erregen konnte, dann war mein Problem zu lösen. Sie befand sich doch in einer unmöglichen Situation, die nur kurze Zeit dauern konnte. Wenn ich mich richtig und vorsichtig im Umgang mit ihrem Gatten verhielt, dann würde sie vielleicht zu Paul zurückkommen.

Ich übersiedelte in ein Hotel, das näher zum Stadtzentrum lag, und faßte sehr weitgehende Entschlüsse. Der Zweck schien in jeder Hinsicht die Mittel zu rechtfertigen. Mit einer Entschlossenheit, um die mich ein gewiegter Stratege beneidet hätte, ging ich zu Werke. Das einzige, was mir fragwürdig erschien, war meine eigene Geschicklichkeit und meine Intelligenz.

Drei Tage lang machte Jane keine Anstalten, mich zu sehen, und auch ich tat nichts dergleichen. Aus dem anderen Hotel wurde mir ein Brief von Louise nachgeschickt, in dem sie mir mitteilte, daß Jane beleidigt wäre, weil ich mich nicht verabschiedet hatte. "Ich möchte für all das nicht ganz verantwortlich sein", schrieb Louise. "Bitte rufen Sie Jane an. Sie geht keine Minute aus dem Haus, weil sie auf einen telephonischen Anruf wartet." Ich beantwortete diesen Brief nicht, und ich rief auch Jane nicht an.

Am dritten Tag lud mich Louise zum Abendessen ein. Als sie mich anrief, war Paul gerade in meinem Hotelzimmer, was Louise natürlich nicht wußte. Ich zögerte mit meiner Antwort, und Paul kam mir zu Hilfe, indem er mir durch lebhafte Gesten andeutete, daß ich die Einladung nicht ablehnen dürfe. Ich merkte nun, daß Louise wirklich bis zum letzten naiv und aufrichtig war und gerade das tat, was meine Hoffnung auf das äußerste steigerte. Drei Tage lang hatte ich mit Paul mittags und abends gespeist, und nun war der psychologisch richtig

gewählte Augenblick. Pauls Einstellung zu mir war genau so, wie ich sie brauchte. Der anfängliche Flirt hatte ein Maß erreicht, das tiefere Gefühle verriet. Paul begann an "unser Glück" zu denken. Daß ich seinen Annäherungen nicht entgegengekommen war, machte ihn nur noch entschlossener.

Ich kannte Louises Unbekümmertheit schon und hätte also nicht überrascht sein dürfen, als Paul mir sagte, daß wir abends zu viert sein würden — daß also Jane dabei sein würde. Zuerst war ich erstaunt, weil ich dies für einen geschickten Schachzug hielt. Dann aber merkte ich, daß die Einladung an Jane und mich einem triebhaften Bedürfnis des Augenblicks entsprang. Wenn man Louise verstehen wollte, mußte man beachten, daß sie eine Masochistin war.

Paul holte mich abends mit seinem Wagen ab. Bevor wir in sein Haus eintraten, sagte er: "Achten Sie darauf, wie die beiden sich benehmen, und sagen Sie mir dann, ob diese Angelegenheit hoffnungslos ist." Gleich darauf begrüßte ich schon Jane. Ihr schmerzlicher Gesichtsausdruck kam mir recht unerwartet. Vielleicht erinnere ich mich gerade an dieses Abendessen so deutlich, weil ich nie mit irgend einem Menschen darüber gesprochen habe. Schon nach ein paar Minuten versandete das Gespräch, weil sich alle Beteiligten gehemmt fühlten. Jane versuchte, mich bei Tisch zu ignorieren, und dies irritierte sie und machte ihr sichtlich Mühe. Louise schenkte Paul überhaupt keine Beachtung. Paul wiederum sprach nur zu mir. Ich versuchte, meine Rolle gut zu spielen, ohne mich von Janes Stimme und von Pauls Aufmerksamkeiten ablenken zu lassen. Janes Anwesenheit machte es mir schwer, mich vollkommen zu beherrschen. Dennoch war dies die einzige Stunde in meinem ganzen Leben, in der die Erniedrigung, die Grausamkeit und die Verwirrung in mir das Bedürfnis auslösten, selbst grausam zu sein. — Aber all das war vergeblich. Louise machte zwar zu Anfang eine spaßhafte Bemerkung über Pauls Zuneigung zu mir, merkte aber im übrigen nichts. Ihre Äußerung war ganz oberflächlich hingeworfen und hatte keinerlei tiefe Bedeutung. In bezug auf Louise war der ganze Abend ein schrecklicher Mißerfolg.

Wie aber stand es mit Jane? Sie hatte gemerkt, was ich spielte. Sie war überrascht und verärgert. Von Anfang an hatte sie die Sympathiebindung zwischen Paul und mir gespürt und sich energisch dagegen gewehrt. Ihre feindselige Einstellung gegenüber Paul war so

stark, daß ich mich fragte, wie lange das überhaupt noch auf diese Weise weitergehen würde. Als ich mich verabschiedete, sagte Jane, daß sie mich am nächsten Abend besuchen wollte. Das war wieder einmal ganz typisch für sie! Der Tonfall, in dem sie diese Worte sagte, war geradezu beleidigend. Dummerweise freute ich mich über ihren Ärger. —

Am nächsten Morgen rief mich Paul an und fragte, ob er mich sofort besuchen könnte. Er kam, ließ mir das Frühstück auf mein Zimmer bringen und begann ohne irgend eine subjektive Äußerung über Louise zu sprechen. Paul wußte nicht, daß Louise mich einmal besucht hatte, und so nahm er an, daß ich Louises Beziehung zu Jane erst seit gestern abend kannte. Er sprach nun viel offener.

"Zuerst habe ich die Sache nicht ernst genommen", meinte er. "Louise sagte immer wieder, daß sie darüber hinwegkommen würde. Ich vertraute ihr. Schon früher einmal hatte sie sich von der Beziehung zu einer anderen Frau befreit. Das war zwei Jahre bevor wir heirateten. Diese Angelegenheit aber hat sich zu schnell entwickelt. Diesmal ist es viel gefährlicher. Louise hat ihre Fassung verloren. Ich versuchte es dann mit Geduld. Louise und Jane sollten einander alles geben, und auf diese Weise, so dachte ich, würde die Leidenschaft schneller ein Ende nehmen. Sie passen nicht zueinander. Jane war einfach einsam, und Louise bot eine praktische Abhilfe. Das kann ich verstehen. Louise war von Jane beeindruckt. Jane ist eine hübsche Frau. Auch das kann ich begreifen. Aber jetzt können die beiden voneinander nicht loskommen. Ich habe mich also entschlossen, Louise im Herbst nach Kalifornien zu schicken, damit sie nicht mehr mit Jane zusammen ist. Sie ist bereit wegzufahren. Sie ist offenbar der Ansicht, daß sie ihre Probleme lösen kann, wenn sie von Jane weit genug weg ist."

Zum ersten Mal begriff ich, wie ungeheuerlich die Verlogenheit von Louise war. Ich habe mich später oft gefragt, ob ich Paul in diesem Augenblick hätte sagen sollen, was Louise mir über ihre Reise nach Kalifornien gesagt hatte. Damals sagte ich nichts davon, weil mir Louise dies als vertrauliches Geheimnis verraten hatte. Überdies bestärkte mich die Erkenntnis ihrer Täuschungsmanöver darin, auch in meinen Täuschungsmanövern fortzufahren.

Als man mein Frühstück brachte, richtete Paul selbst meinen Tisch her und setzte sich dann nahe neben mich. "Diana," begann er dann,

"Sie schaffen für mich die einzige Schwierigkeit, auf die ich nicht vorbereitet bin. Ich sollte mich eigentlich mit der Frage befassen, was ich mit Louise zu tun habe und nicht damit, was ich mit Ihnen vorhabe. Oder ich sollte mich um das Schicksal Bettys kümmern. Ich bin in Betty einfach vernarrt. Ich war es, der dieses Kind haben wollte, verstehen Sie? Louise hatte damals eine Beziehung zu einer anderen Frau, und ich glaubte, daß die Schwangerschaft da eine Hilfe bieten würde. Eine Zeitlang hat das auch geholfen."

Nach einer langen Pause des Schweigens blickte mich Paul an: "Diana, wenn wir einander weiterhin sympathisch sind und wenn wir einen Weg sehen — das heißt, wenn wir uns zu einem gemeinsamen Schritt entscheiden ... Glauben Sie, daß Betty bei uns bleiben könnte?"

Nun war es an der Zeit, Paul zu sagen, daß ich ihn niemals lieben würde. Da er von meiner lesbischen Neigung nichts wußte, mußte ihm meine Antwort unaufrichtig erscheinen. Er mußte den Verdacht hegen, daß ich nur seine Gefühle schonen wollte. Das unerwartete Vertrauen, das er mir schenkte und das sich in den Worten über Betty kundtat, bewirkte nur, daß mir meine Täuschungsmanöver und meine Lügen noch verächtlicher vorkamen. Es wäre eine unnötige dramatische Zuspitzung gewesen, wenn ich mich beim Abschied geweigert hätte, ihn am nächsten Tag noch einmal zu sehen. Mit einigem Zögern willigte ich also ein, daß er mich am nächsten Morgen besuchen würde, ehe er in sein Büro ging. Als er die Türe hinter sich schloß, konnte ich die Tränen der Reue nicht unterdrücken. Auch ohne mich hatte der arme Teufel schon genug Probleme mit Lesben zu lösen .. . Keiner meiner Pläne war verwirklicht. Für Louise war all das inszeniert worden, und gerade Louise war nicht im geringsten beeindruckt. Paul war verletzt, und Jane war verärgert. Plötzlich begriff ich, wie leichtsinnig mein ganzes Benehmen war. Von mir selbst angewidert, gestand ich mir, daß ich von Anfang an Dummheiten begangen hatte. Ich konnte höchstens noch einen friedlichen Abschied von Jane erhoffen.

Als ich Janes Gesicht erblickte, wußte ich, daß sie krank war. Sie bestritt dies. Schließlich aber gab sie meinen besorgten Fragen nach und gestand, daß sie erkältet war und Fieber hatte. Ich veranlaßte sie, sich hinzulegen. Der Zorn des vergangenen Abends war aus ihrer Stimme geschwunden. Ich war von ihrer veränderten Laune

überrascht und hoffte, daß ihre sachliche Redeweise keine Täuschung war. "Machen wir die Dinge nicht noch komplizierter als sie schon sind, Diana", sagte sie. "Ich habe genug davon. Das ist eigentlich alles, was ich sagen wollte." Dann stellte sie mit schmerzlicher Teilnahmslosigkeit die Frage, vor der ich mich gefürchtet hatte.

Ich wollte Jane nicht belügen, aber in Pauls Interesse und um meinetwillen konnte ich nicht anders. Ich sagte ihr, daß ich Paul zwei Mal gesehen und mit ihm zu Mittag gespeist hätte. Jane wußte vielleicht, daß Paul an den letzten drei Abenden nicht zu Hause gewesen war, aber sie brachte Pauls Abwesenheit offenbar nicht mit mir in Verbindung. Mir war bekannt, daß Paul kluge Ausreden gebraucht hatte, daß er im Laufe des Abends immer Louise angerufen hatte, und daß er nicht spät nach Hause gekommen war.

Jane nahm meine Feststellung hin, ohne sich dazu zu äußern. Zu meinem größten Erstaunen streckte sie mir dann ihre Hand entgegen — so als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich war nicht imstande, mich ihr zu nähern. Als ich den Versuch unternahm, ihr dies zu erklären, versagte mir die Stimme. Um dem dringenden Flehen ihrer Blicke zu entgehen, schloß ich meine Augen. "Komm zu mir, mein Kind", sagte sie mit sanfter Stimme. Sie mochte bitten, sie mochte befehlen, sie mochte mich "mein Kind" nennen mit ihrer geradezu wollüstigen Stimme: Nein! Ich wollte nicht! Ich konnte nicht! Ich wagte es nicht mehr, sie anzusehen. "Diana, tu mir das nicht an!"

Noch immer saß ich stumm da. Dann blickte ich zu ihr auf, um zu sprechen. Aber der Anblick ihres Gesichtes war mir unerträglich.

Jane faßte mich an. Ich zitterte. Sie zog mich zu sich hinunter, an ihre Seite. Dann war die Trennung überwunden, sie hielt mich ihrem Körper fern und wich meinen Blicken aus. "Ich dachte, daß du vielleicht Paul benützt hast, um Louise zu kränken, weil du glaubst, daß Louise dich gekränkt hat. Weißt du denn nicht, daß Louise dir gar nicht weh tun kann, Darling? Ich liebe dich doch. Und Louise weiß, daß ich dich liebe." Jane küßte meine Wangen und suchte meine Lippen. Ihr erregter Atem ließ mich eine Sekunde lang glauben, daß ich über sie triumphieren würde. Bald entdeckte ich Janes Liebe von neuem und überwand alle Schmerzen des Zweifels. Louise verlor für mich jede Bedeutung, als Jane mich bat, Geduld zu haben und so lange zu warten, bis sie Louise auf rücksichtsvolle Art loswerden könnte. "Ich war unglücklich, Diana. Die Dinge haben sich weiter entwickelt als ich

ursprünglich wollte. Aber ich habe jetzt Angst, Louise zu großen Schmerz zu bereiten. Sie ist gut zu mir."

Ihre Augen strahlten glücklich und selig, als Jane mich fragte: "Und jetzt sag mir doch bitte — wo werden wir im Herbst miteinander leben?" — Sie bat mich, ihr zu telegraphieren, sobald ich über meine Anstellung endgültigen Bescheid haben würde. Dann wollte sie in die Stadt kommen und unsere Wohnung für September vorbereiten. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß auch Jane unsere Liebe für unvergänglich hielt. Nie zuvor hatte ich eine so leidenschaftlich verzeihende Liebe erlebt. Ich verzieh.

Jane war sehr krank. Sie lag noch immer in meinem Bett. Ich wußte, daß ich sie eigentlich auffordern sollte, diese Nacht bei mir zu bleiben. Obgleich ich den Gedanken eines Abschieds nicht ertragen konnte, vermochte ich doch kein Wort zu sagen. Wenn sie bliebe und Paul am nächsten Morgen käme, würde ihr doch klar werden, daß ich gelogen hatte! Meine Angst erreichte ihren Höhepunkt, als Jane mich schließlich bat, bleiben zu dürfen. Sie rief ihre Mutter an, um ihr zu sagen, daß sie nicht nach Hause kommen würde, und mir blieb nichts anderes übrig als ein Wunder vom Himmel zu erflehen, damit Paul irgendwie erfuhr, daß Jane noch bei mir war. Das Telephon befand sich an Janes Bettseite. Wenn also Paul vor seinem Besuch anrufen würde, bestand die Gefahr, daß Jane den Hörer abhob. Ich war so nervös, daß ich keinen Grund fand, um ihr den Platztausch im Bett plausibel zu machen. Diese triviale Kleinigkeit war aber eben jetzt von besonderer Wichtigkeit. Ich wagte nicht einmal an die schreckliche Möglichkeit zu denken, daß Paul vielleicht ohne vorherigen telephonischen Anruf eintreffen würde. Ich entschloß mich also, die ganze Nacht hindurch wachzubleiben. Mein Schlaf war zu tief. Wenn ich schlief, konnte er mehrmals läuten, klopfen oder meinen Namen rufen, ehe ich aufwachte. Wenn ich also wach blieb, bestand noch einige Aussicht, die Situation zu retten. Ich entkleidete mich, gab Jane einen Gute-Nacht-Kuß und legte mich an ihre Seite. Sie schlief bald ein. Ich lag wach, drehte mich von einer Seite auf die andere und drückte meine Nägel in die Handflächen, um wach zu bleiben. Dann stand ich auf und versuchte, eine Zigarette zu rauchen. Aber Jane merkte, daß ich das Bett verlassen hatte, und so mußte ich zurück zu ihr. Ich erinnere mich nicht, was weiter geschah. Erst das Läuten des

Telephons weckte mich. In panischem Schrecken kletterte ich über Jane hinweg und nahm den Hörer ab.

"Diana! Ich habe eine Überraschung! Darf ich jetzt gleich zu Ihnen kommen?" Mir schien, als würde Pauls Stimme durch das ganze Zimmer tönen. Ich hatte mir eine ganze Reihe von Antworten vorbereitet. Nun fiel mir nichts ein. Ich konnte nur ganz abrupt sagen, er möge um zehn Uhr nochmals anrufen.

Vielleicht bemerkte Jane meine Verwirrung. Sie war jedoch so nett, nichts darüber zu sagen. Als wir später durch die Hotelhalle gingen, sah ich Paul, der in einem Winkel saß und eine Zeitung las. Ich weiß bis heute nicht, ob Jane ihn bemerkt hat. Sie verabschiedete sich gleich nach dem Frühstück. Sie fühlte sich noch immer krank, aber sie sah besser aus als während der ganzen Woche meines Aufenthaltes in Detroit. Wir wußten also, daß Louise in Wirklichkeit keine Rolle spielte. Sehr bald wollten wir wieder zusammen sein. Einstweilen aber wollte ich verstehen und verzeihen. Als Jane im Taxi davonfuhr, empfand ich wieder jenes große Glücksgefühl, das ich schon verloren geglaubt hatte.

Ein paar Minuten später erzählte mir Paul, worin seine "Überraschung" bestand: Louise war einverstanden, in einem Monat nach Kalifornien abzureisen. Ich freute mich für Paul, und ich freute mich über mein eigenes Glück. Bald würden seine und meine Probleme gelöst sein ...

Ich war schon zwei Wochen zu Hause, als ich von Paul einen Brief bekam, in dem er mir mitteilte, daß Louise mit Betty nach Kalifornien abgereist war — und daß Jane ihr drei Tage später gefolgt war. "Mir bleibt also nichts anderes übrig." schrieb Paul, "als Janes Vater alles zu sagen, wenn er nächste Woche nach Hause kommt. Er muß mir helfen, die beiden in einer gemeinsamen Wohnung unterzubringen. Ich möchte mich korrekt benehmen. Aber die Sache ist verflucht schwierig, und mir bleibt kein anderer Ausweg. Dann werde ich hinfahren und Betty zurückbringen. Janes Mutter sagt mir, daß Louise drei Telegramme schickte, und daß sich Jane erst nach dem dritten Telegramm zur Abreise entschloß. Wenn Sie irgendwelche Vorschläge machen können, dann werde ich diese gerne in Erwägung ziehen."

Ich brauchte zwei Tage, um einen halbwegs vernünftigen Brief zustandezubringen. Ich weiß nicht, warum ich in meinen Briefen an

Paul immer neue und triftigere Gründe anführte, um ihn davon abzuhalten, Janes Vater die Wahrheit zu sagen, ehe Jane verständigt war und eine Chance hatte, sich aus der Affäre zu ziehen. Ich wußte, daß Paul für Janes Vater Gefühle des Respekts hatte, und daß er meiner Bitte entsprechen würde.

Das Dreieck

Was für ein Mensch war ich eigentlich, bevor ich Jane kannte? Ich versuchte mir davon ein Bild zu machen. Ich sagte mir, daß Jane doch keine außergewöhnliche Frau war, und daß sie an Klugheit und Charme vielen Frauen unterlegen war. Jane war nicht einmal schön zu nennen. Aber ich konnte an den Gefühlen nichts ändern. Jane übte nach wie vor ihren geheimen Zauber auf mich aus. Gegen meinen Willen. Die Vorwürfe, die ich mir machte, konnten meine Sehnsucht nicht verringern. Zusammen mit Jane war ich dem Ideal der Kameradschaft und Liebe näher gekommen als jemals mit irgend einem anderen Menschen. Wenn ich bei Tisch saß, mußte ich mich daran erinnern, daß Jane sich immer über mich lustig machte, weil ich meinen Kaffee kalt werden ließ, oder ich mußte daran denken, daß Jane Tomaten nicht gerne hatte. Ober meinem Bücherschrank hing das düstere Küstenlandschaftsbild, das sie gemalt und mir geschenkt hatte, weil es mir am besten von all ihren Arbeiten gefiel. Bei Tisch, beim Lesen, beim Schreiben erinnerte mich alles an Jane: die Feder, mit der ich schrieb; der kastanienbraune Schal, der ihrer Ansicht nach so gut zu meinem blauen Kostüm paßte; die elektrische Uhr und das blaue Pyjama, das in meinem Schrank lag. Unausgesetzt blickten mich ihre Augen an, denn auf meinem Schreibtisch stand ihr Bild. Ihre Lippen lächelten, als wollten sie fragen, ob ich noch immer ihren Ring am Mittelfinger meiner linken Hand trug. Ihr Blick schien mich um Geduld und Verzeihung zu bitten.

Die kleine, mühsam und zärtlich aufgebaute Welt, die ich mir geschaffen hatte, brach vollständig zusammen. Ich hatte nicht einmal einen Arbeitsplatz. Seit meiner Unterredung in Detroit waren sechs Wochen vergangen, und ich hatte vom Direktor des College nur einen höflichen Brief bekommen, in dem er mir mitteilte, daß mein Gesuch "in Betracht gezogen würde". Sollte der Dekan von meiner anomalen Veranlagung gesprochen haben? Dann konnte ich doch nie wieder eine Anstellung bekommen! Und wie sollte ich mir je meinen Lebensunterhalt verdienen, wenn aus dieser Anstellung nichts wurde? Meine Gedanken beschäftigten sich jetzt sehr eingehend mit jener Frau, die in unserem Wohnviertel von Haus zu Haus ging und Vanillepulver zum Verkauf anbot. Vielleicht war das mein Schicksal

Am schlimmsten war, daß ich nun finanziell auf Gerald angewiesen war. Da ich John allmonatlich Geld geschickt hatte, besaß ich keine Ersparnisse. Mutter verheimlichte nicht, daß sie es mir übelnahm, daß ich meine Stelle aufgegeben hatte. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihr zu sagen, daß man mich hinausgeworfen hatte. Es war besser, wenn sie glaubte, daß nur meine Laune daran schuld war — und vielleicht war es auch wirklich nur mein eigener Wille gewesen. Es war mir leichter, ihren Arger zu ertragen. Ich schaltete in den Zeitungen Inserate ein, in denen ich auch auf meine Ausbildung in New York und Berlin hinwies. Innerhalb einer einzigen Woche hatte ich fünf Schüler, die alle unter zehn Jahren waren.

Ende September kam ein Telegramm des Direktors. Ich hatte längst alle Hoffnung aufgegeben. Das Telegramm erklärte nun, daß die Zahl der Studenten in diesem Jahr wider Erwarten groß war, und daß man mich anstellen wollte, falls ich noch frei wäre. Am Abend vor meiner Abreise brachte ich eine große Holzkiste in mein Zimmer und verpackte darin alles, was Jane mir gegeben hatte — das Bild, die Uhr, die Bücher, das Pyjama, ja sogar Janes Photographie und den Ring. All das verstaute ich in der Kiste, die ich in das Innere meines Wandschranks stellte. —

Die Schule hatte schon eine Woche früher begonnen. Die Lehrkräfte halfen mir, mich einzurichten, aber von all den Kollegen interessierte mich niemand. Der Zustand meiner Übererregung hatte zu lange gedauert. Nun war ich gefühllos und abgestumpft. Aus dieser Dumpfheit erwachte ich nur, wenn irgend eine der ältlichen Aufseherinnen wohlmeinend sagte, daß meine Kollegen der Ansicht

wären, der Aufenthalt in Paris hätte mich hochnäsiger und snobistisch gemacht. Ich wollte den Fehler, den ich ein Jahr zuvor gemacht hatte, um keinen Preis wiederholen, und ich kümmerte mich auch sehr angelegentlich darum, ob meine Schüler mich für eine gute Lehrerin hielten oder nicht.

Zwei Mal im Laufe dieses Jahres hörte ich von Louise. Im Oktober kam ein Brief aus Los Angeles, in dem sie von ihren Gewissensqualen sprach und die Hoffnung aussprach, daß ich mein Glück finden würde. Von Jane sagte sie kein Wort. Ich antwortete kurz und höflich. Einen Monat danach kam eine Postkarte, in der Louise mir mitteilte, daß Jane ihr das Versprechen abgenommen hätte, mir nicht mehr zu schreiben. Jane selbst schrieb mir zum ersten Mal im Herbst, zu meinem Geburtstag. Dieser Tag hatte ihr schon immer viel bedeutet. Mein Herz klopfte bis zum Hals hinauf, als ich den Briefumschlag mit ihren Schriftzügen erblickte. Janes förmliche und konventionelle Geburtstagswünsche klangen jedoch sehr fremd und merkwürdig, und mir wäre lieber gewesen, sie hätte überhaupt nicht geschrieben.

Im Laufe des Jahres kamen noch weitere Briefe in unregelmäßigen Abständen. Alle Briefe waren mit gezwungener Leichtigkeit geschrieben, und in jedem Brief bat mich Jane, ihr zu schreiben. Im letzten Brief schrieb sie sogar, daß sie mich liebte und mich haben wollte. Ich grübelte tagelang, denn ich wußte, daß dies nur die Laune eines Augenblicks war. Ich war nicht imstande, einen einzigen meiner Antwortbriefe abzuschicken, denn jeder Brief war entweder zu grob oder zu freundlich. Die unregelmäßige und seltene Korrespondenzreihe dieses Jahres endete mit einem Brief, den Louise mir kurz vor Schulschluß sandte. Sie wollte mich auf meiner Heimreise in Chicago treffen. Meine Neugier war stärker als meine Zurückhaltung, und ich kam mit ihr in der Bar des Hotels zusammen. Bei einem Cocktail erzählte Louise, wie sie den Winter mit Jane in Kalifornien verbracht hatte. Es gab Zeiten schuldbewußter Tränen und Zeiten des Glücks, die jedoch durch Janes Sehnsucht nach mir und durch die dauernde Angst vor Paul beeinträchtigt wurden. Von Paul hatte ich in jüngster Zeit nichts gehört. Monatlang beantwortete er meine Briefe nicht. Dann kam ein kurzes Schreiben, in dem er mir mitteilte, daß er seinen Kummer Gott überantwortet habe. Beim Lesen dieses Briefes hatte ich geglaubt, daß Paul einen Spaß beabsichtigte. Aber nun erzählte mir Louise (mit unbeteiligter Miene — so als ob sie

vom Wetter spräche), daß Paul tief religiös geworden sei. "Ich kann mir nicht erklären, was in ihn gefahren ist", fügte Louise hinzu. "Er beschäftigt sich Abend für Abend nur mit Dingen der Religion. Wenn ihn das wirklich so glücklich macht, wie es aussieht, dann wird es schon richtig sein." Diese Mitteilung war ebenso erstaunlich wie der Mangel an Verständnis, den Louise zeigte. Obgleich ich mir die Befriedigung nicht vorstellen konnte, die man durch Weltflucht erzielen wollte, hatte ich doch Verständnis dafür. Ich bin mir noch heute nicht im klaren, wie weit ich für den Weg verantwortlich bin, den Paul eingeschlagen hatte.

Aber diese Frage hat nun nichts mehr mit meiner Lebensgeschichte zu tun. Die erstaunliche Wendung ergab sich erst, als Louise ihre Geschichte erzählt hatte, meine Hand ergriff und sagte: "Das schlimmste an der ganzen Geschichte ist, daß ich dich auch liebe, Diana. Und Jane weiß das sogar."

Ich war sprachlos. Das ganze war also eine abgeschmackte Farce mit einem fast vollkommenen Dreieck, in dem jeder jeden liebte. Es fehlte nur noch, daß ich Louise liebte, um den Kreis dieser Posse zu schließen. Ich wollte nicht gefühllos grob sein, aber mein Verständnis für Louises neurotischen Charakter war längst geschwunden. Kurz darauf fragte mich Louise, ob sie diese Nacht bei mir bleiben könnte. Ich empfand eine merkwürdige Befriedigung über diesen Vorschlag. Ich wollte sie nicht bei mir haben, und ich hatte Angst vor ihrer weinerlichen Zärtlichkeit. Andererseits bot sich hier eine Gelegenheit, an Jane Rache zu üben. Louise hatte mir ja gesagt, daß Jane von unserer Begegnung wußte. Ich war dabei, diese süße Rache ganz auszukosten. Oft schon hatte ich mich gefragt, wieso das Gefühl der Rachsucht eigentlich bisher nie zu der Skala meiner Empfindungen gehört hatte. Oft schon hatte ich daran gedacht, welche Befriedigung die Revanche gewähren mußte. Aber selbst in dieser Situation wäre ich nicht von selbst auf diesen Gedanken gekommen, wenn Louise mich nicht so deutlich darauf gelenkt hätte.

Als wir in mein Zimmer gingen, faßte sie meine Hand an. Ich war meiner Sache sicher, und Louise schien mir ein erbärmliches, verächtliches Wesen. Im Zimmer nahm Louise ihren Hut ab und bot mir ihre Lippen dar. Ich hatte nicht erwartet, daß sie mit ihrem lose herabfallenden Haar so hübsch und anziehend wirken würde. Ich küßte sie und umarmte sie — allerdings ein bißchen unbeteiligt. Aber

sie erregte mich, Ich hatte nicht erwartet, daß es mich so entzücken würde, ihren Körper zu liebkosen. Ich hatte noch nie so füllige, sanfte, weiche Lippen geküßt, und die Berührung ihres sofort erglühenden Körpers löste in mir einen merkwürdigen Lustschauer aus. Meine leichtsinnige Unbetheiligtetheit machte alles noch viel anziehender. Als mich Louise schließlich zu sich auf das Bett zog, trat ich vollkommen aus meiner Reserve heraus. Zum ersten Mal meldete sich in dieser Situation der schmerzliche Gedanke: "Ich bin nicht besser als Jane." Jane hatte die Rechtfertigung der Liebe. Bei mir fehlte dieses Gefühl. Aber nun war ich eben dabei, meine Rechnung mit Jane zu begleichen. Und zu diesem Zweck benützte ich Louise, diese willensschwache Neurotikerin. Louises Lippen strichen über meinen Arm, und schließlich sagte sie: "Ich will dir gehören, Darling." Das war der Trick, den auch Jane anwandte. Es war zwar eine gebräuchliche Methode, aber Louise sagte diese Worte mit Janes Tonfall. Ich wich ihrer Annäherung aus. Ich versuchte, taktvoll zu sein, aber ich brauchte für meine Erklärung dennoch nur eine Minute. Wie zu erwarten war, reagierte Louise viel rücksichtsvoller, als ich es verdiente. Als sie kurz darauf Abschied nahm, kam ich mir schrecklich dumm vor, weil mein Spaß so vollkommen daneben gegangen war. —

Lange Zeit hatte ich mich gesträubt, die lesbischen Umgangsformen anzuerkennen. Nun bekam ich endlich einen deutlicheren Begriff davon. Louise hatte überhaupt kein Gefühl für Treue oder Untreue, und dies war ein klarer Hinweis auf den Charakter der lesbischen Moral. Mir war dieser Gedanke zuwider. Ich wußte zwar, daß man nicht in den Fehler verfallen durfte, aus einem Einzelfall vorschnelle allgemeine Schlüsse zu ziehen, aber mir war nun doch schon klar, daß ich gewissen Schlußfolgerungen nicht ausweichen konnte. Wie stand es also um die sexuelle Treue der lesbischen Frau? Mußte die Untreue ebenso zur Unaufrichtigkeit führen wie bei heterosexuellen Beziehungen? War ich eine lächerliche Idealistin, wenn ich annahm, daß eine gesellschaftlich geächtete Beziehung auf ihre eigene Kraft bauen konnte? Elise, Elisabeth, Jane und Louise — alle gingen sie den Weg ihres einsamen Schicksals, disziplinos, treulos und immer bereit, Kompromisse zu schließen. Und warum? Ich stellte die Frage ebenso naiv, wie ich sie mir beantwortete.

Ich tat, als handelte es sich um das Schicksal einer Menschengruppe, der ich nicht angehörte. Vielleicht, so dachte ich, haben diese Frauen herausgefunden, daß es zu riskant und kostspielig war, die Liebe ernst zu nehmen? Vielleicht hatten sie sich daran gewöhnt, oberflächlich zu lieben? Oder waren dies nur naive Vermutungen? Es war nur natürlich, daß die Lesbe viel rascher zu Intimitäten neigte als die normale Frau. Da der lesbischen Beziehung jede Form gesellschaftlicher Anerkennung fehlte, wurde sie zu einem formlosen Verhältnis. Die heterosexuelle Liebe mußte wirtschaftliche Fragen berücksichtigen und an Kinder denken. Sie mußte eine Verantwortung übernehmen, die für die homosexuelle Liebe nicht existierte. Die Angst vor Schwangerschaft, die den Vollzug der normalen Liebe hemmen konnte, bildete für die lesbische Liebe kein Problem.

Ich zerbrach mir den Kopf über unser Dreieck. Janes Liebe zu Louise hatte das Gefühl meiner Liebe verletzt. Jane hatte jedoch nicht das Gefühl, gegenüber Louise untreu zu sein, wenn sie auch mir ihre Liebe gestand. Obgleich ich all das mit dem Verstand begreifen konnte, war es mir doch im tiefsten Grunde meiner Seele zuwider. Dieses Durcheinander schien mir schmutzig. Jagd, Kompromiß und Kampf waren doch abscheuliche, armselige Surrogate für jene Liebe, die ich anstrebte. Meine Liebe wollte auf gemeinsamen Interessen, auf Kameradschaft, auf Sympathie und Treue basieren .. .

Die Chancen, in der lesbischen Liebe das Glück zu finden, waren also viel geringer, als ich zuerst vermutet hatte. Die Schwierigkeiten rührten nicht ausschließlich von dem moralischen Druck der gesellschaftlichen Umwelt her, sondern aus dem Wesen der lesbischen Beziehung, aus der verlotterten Moral, die alles tückisch zersetzte. Wie stark war die lesbische Beziehung? Nicht stärker als die Moral der schwächeren Partnerin. Es handelte sich nicht um das Vorhandensein oder um den Mangel der Konventionen. Es ging um das Wesen der menschlichen Natur. Die Natur konnte für sich allein ihren Standort nicht finden — sie mußte durch Regeln gezügelt werden. In der normalen Welt herrschen Religion und Gesetz. Damit ist die Sexualität in ihren Rahmen gezwängt. Wo dieser Rahmen fehlt, da stellt sich Zügellosigkeit ein. Gewiß boten die Regeln der normalen Welt keine absolute Garantie, denn der Mensch ist letzten Endes schwach. Aber eben diese Regeln brauchte der schwache Mensch als Garantie und als Stütze.

Die gefühllose Freizügigkeit der lesbischen Frau war eine Art von Überkompensation. Ja, in dieser Haltung steckte sogar ein heroischer Protest. Ich habe aber irgendwie erkennen können, daß der zügellose Wollüstling, der ein Leben sucht, das ihm mehr Befriedigung verschafft als das konventionelle und normale Leben, schließlich in eine schmerzhaft-grausame Einsamkeit gerät.

Erste Begegnung mit Leslie

Es ist ein großes Glück, daß auch der Schmerz endlich abstirbt und ein lebendig tätiger Mensch gezwungen wird, seine Apathie früher oder später aufzugeben ... Das zweite Jahr ohne Jane begann unter glücklicheren Vorzeichen. Ich suchte mein seelisches Gleichgewicht durch akademische Erfolge herzustellen. Ich hatte schon manches geschrieben, und so konnte ich an meinen Schülern nun meine Artikel über das "kulturelle Leben Frankreichs" erproben. Diese Artikel sollten mein Beitrag zu dem Lehrbuch sein, das in Zusammenarbeit mit meiner Kollegin in Detroit langsam entstand.

Die wirklich existierende Jane war für mich gestorben — so lebendig auch die Erinnerung an Jane für mich sein mochte. Was ich von Janes Untreue hielt, war vollkommen gleichgültig. Jedenfalls hatte ihre Liebe mich über die ersten Schwierigkeiten der Anpassung an eine feindliche Umwelt hinweggebracht. Ich hatte geliebt, ich war geliebt worden, und ich hatte meine Erfahrungen gemacht. Von der Liebe hatte ich allzuviel erwartet. Ich hatte mich ganz gegeben und begierig empfangen, ohne den Preis zu kennen, der für die intimste Vertraulichkeit zu bezahlen war. Sollte ich je wieder lieben, dann wollte ich aus meiner Reserve nicht heraustreten. Den lesbischen Frauen konnte ich kein Vertrauen schenken, aber zumindest mir selbst durfte ich vertrauen.

In diesem Jahr zog Mutter zu mir. John hatte zu Hause eine zeitweilige Anstellung bekommen und blieb also mit seiner Familie im Elternhaus. Anstatt Geld nach Hause zu schicken, hatte ich nun Mutter gänzlich erhalten. Eine Woche nach Unterrichtsbeginn wurde ich von einer früheren Studienkollegin, die ein Jahr lang weg gewesen war, in ihren Freundeskreis eingeführt. Nach einem ganzen Jahr der Einsamkeit machte mir das gesellschaftliche Leben viel Freude. Es schien schon sehr lange her zu sein, seit ich mit der Welt der Männer Kontakt hatte. Mir war gar nicht so recht bewußt geworden, wie sehr mir männliche Ansichten, männliche Aufmerksamkeiten und männlicher Esprit fehlte.

Mutter war entzückt, daß ich nun am gesellschaftlichen Leben wieder intensiv Anteil nahm. Sie half mir bei der Korrektur der Schularbeiten, und so konnte ich abends mit gutem Gewissen ausgehen. Ich schloß sofort mit einem jungen Rechtsanwalt Freundschaft. Hal war ein hübscher, dunkeläugiger Mann aus dem Mittelwesten, dessen trockener Humor immer neue Überraschungen bot. Mit Hal konnte man gut auskommen. Er war ein offener, kerngesunder guter Freund. Er war mit einem Mädchen in Boston verlobt. Ich konnte also sicher sein, daß sich keine Probleme ergeben würden. Er sah in mir nicht mehr als eine sympathische Zuhörerin, denn er war in seine Braut viel zu sehr verliebt.

In dieser Zeit hatte ich einmal Gelegenheit, eine Lesbe kennenzulernen. Eleanor war die Schwester einer Freundin. Sie kam aus New Orleans zu Besuch. Ich lernte sie in einer abendlichen Gesellschaft kennen, zu der ich mit Hal zusammen eingeladen war. Sie fiel mir sofort auf, als ich das Zimmer betrat. Unser Wortwechsel ging über eine bloß formelle Begrüßung nicht hinaus. Ich hatte zwar Angst, daß meine Phantasie mir einen Streich spielte, aber der erste Eindruck behauptete sich zäh. Ich durchschaute sie ebenso wie sie mich erkannte. Im Laufe des Abends bat mich Hal, den Jazzpianisten zu imitieren, den wir ein paar Tage vorher in einer Bar gehört hatten. Ich entsprach diesem Wunsch, und während ich spielte, beobachtete ich Eleanors Gesichtsausdruck. Schließlich wechselte ich von der Jazzmusik zu einem Nocturno von Chopin hinüber, ohne mich darum zu kümmern, daß die Gesellschaft über diese Stimmungsänderung erstaunt war. Niemand außer Eleanor hörte mir zu — aber das war

mir gleichgültig. Eleanors Gesicht hatte den geringschätzig belustigten Ausdruck abgelegt. Nun war es mir unmöglich, ihr mit ruhigen Gefühlen gegenüberzutreten. Ich wußte nicht, warum meine Sinne in ihrer Gegenwart so glasklar wurden. Wir hatten ein so intuitives Verständnis füreinander, daß alle Worte, die wir sprachen, nur zu bestätigen schienen, was unausgesprochen feststand.

Ich kann nicht sagen, wieso ich eigentlich wußte, daß Eleanor eine Lesbe war. Ich weiß auch nicht, auf welche Weise sie meine innere Natur fühlte. Homosexuelle müssen lernen, ihresgleichen instinktiv zu erkennen. Fehldiagnosen wären in diesem Falle sehr schmerzhaft. Eleanor machte den Eindruck eines geradezu gebrechlich-zarten weiblichen Wesens. Sie schien sehr gesellig zu sein, aber ihre Augen verrieten ihr wahres Wesen. Ihr Blick war melancholisch. Wenn sie still war, schien sie schelmische Augen zu haben, wenn sie sprach, konnte man einen maliziösen Ausdruck fühlen. Weder ihr Verlobungsring noch ihre Beliebtheit bei allen anderen konnte mich über den wahren Sachverhalt hinwegtäuschen. Es war durchaus möglich, daß sie nur in diesem vertrauten Freundeskreis keinerlei Hemmungen besonderer Art verspürte.

Ich hatte mit ihr nur fünf Minuten allein gesprochen. Als ich gegen Ende des Abends den Empfangsbereich aufsuchte und mich an den Toilettetisch setzte, kam sie auf mich zu. Sie sah bleich und müde aus. Als sie mich anlächelte, empfand ich ein ganz intimes Gefühl der Sympathie für sie, das mir ebenso unverständlich und unvernünftig schien wie alle anderen Gefühle, die ich ihr entgegenbrachte. Eleanor ging zum Fenster und starrte ins Leere. Ich konnte ihr Profil sehen. "Ich habe das Gefühl, daß wir uns schon lange kennen", sagte sie schließlich. "Können Sie dieses Gefühl verstehen?" Ihr Gesicht war noch immer abgewandt, und ihre Stimme verhallte im Raum, als ob sie die Rolle einer Schauspielerin gesprochen hätte. Als sie mich schließlich ansah, hatten ihre Augen einen schmerzlichen Ausdruck. Sie wandte sich wieder ab und zeigte ihr schönes Profil.

Plötzlich spürte ich, daß sie sich theatralisch n Szene setzte. Das hatte ich nicht erwartet. Ich war überrascht und aus dem Konzept gebracht. Mit gespielter Fassung ging ich über ihre Bemerkung hinweg und kämmte mein Haar, als ob nichts geschehen wäre. "Ich dachte, daß Sie das auch gespürt hätten", sagte sie. "Nun habe ich Angst, daß ich mich komisch benommen habe."

Erst als sie wegging, merkte ich, daß ich nicht nett zu ihr gewesen war. "Zu dumm," dachte ich, "daß ich alles so nüchtern analysieren muß. Das hätte ich nicht tun sollen!" Ich rief sie zurück. Sie wandte sich um und kam so rasch auf mich zu, daß ich den Eindruck hatte, sie hätte auf meinen Anruf gewartet.

"Ich wollte mich nicht dumm benehmen", sagte sie. "Ich wollte nur eine sehr private, persönliche Frage stellen. In jenem Augenblick war mir das sehr wichtig. Aber jetzt hat das alles keine Bedeutung ... Ich wollte nur wissen, ob Sie auch im Leben versagt haben." Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, wie um Halt zu finden. Nur einen Augenblick lang standen wir einander forschend gegenüber, und das gehemmte Selbstbewußtsein verwandelte sich in unsagbar tiefes Verständnis. Diese Stimmung des Augenblicks wurde jäh unterbrochen, als Hal nach mir rief. Dennoch blieb mir dieser kurze Moment als bedeutungsvolle Erinnerung bewahrt.

Eleanor fuhr nach New Orleans zurück, ohne daß wir einander noch einmal sahen. Fünf Wochen danach teilte mir Hal mit, daß sie tot war. "Sie hat zuviel Schlafpulver zu sich genommen", sagte Hal. "Genau einen Monat vor ihrer Hochzeit."

Am Tag ihres Begräbnisses traf ein Brief von ihr ein. Er war an meine College-Adresse gerichtet, nannte keinen Absender und hatte auch kein richtiges Ende — nicht einmal eine Unterschrift. Aber ich wußte gleich, von wem der Brief kam. Er bestand nur aus einem längeren Zitat eines Gedichtes von Conrad Aiken:

*Liebe nimmt nicht, was sie nur findet
In dunkler Stunde.
Panik nur hat sich verklammert.
Das ist nicht Liebe, weil es nicht bindet.
Nachher sagt ihr: Wir liebten nicht,
Wir faßten unergründliche Sekunden
Einsam suchend unendliches Licht.
Vergessen wird bald diese Nähe sein,
Und wir bleiben fremd in unserer Pein.*

Eleanor hat noch ihren Tod zu schauspielerischer Pose benützt. Davon aber sprach ich niemals zu Hal.

Ich betrachte diese Periode meines Lebens als einen kurzen Ausflug in die normale Welt. Da ich nun also eine Lesbe geworden war, staunte ich über meine veränderte Einstellung zu dieser normalen Welt. Ich kannte jetzt vor allem meine "wunden Punkte", und ich suchte einen Platz in der Gesellschaft, der für mich paßte. In der menschlichen Gesellschaft ist jedoch, wie André Gide gesagt hat, das eine Geschlecht immer auf das andere Geschlecht eingestellt. Der Gedanke der heterosexuellen Liebe wird dem Menschen mit erdrückender Eintönigkeit eingehämmert. Die ganze Welt wird von diesem Gedanken erfüllt — die Literatur, der Film, der Rundfunk, die Zeitung, das Beispiel der älteren Menschen, ja sogar das gewöhnliche Straßenbild. Der Homosexuelle genießt keinerlei Anerkennung seiner Rechte und seiner Existenz. In dieser Hinsicht bestand nicht die geringste Hoffnung. All das hatte ich ja schon durchgemacht. Daß ich nun etwas älter und klüger war, änderte nichts an der Sache.

Mit den Menschen, die mir *körperlich* verwandt waren — mit jungen Frauen also —, konnte ich nie leicht auskommen. Ich war weder häuslich veranlagt noch hatte ich eine ausgeprägt mütterliche Einstellung. Wenn Frauen dauernd über Kleider, Männer, Kinder oder über ihr Heim sprachen, dann hatte ich das verzweifelte Gefühl, untauglich zu sein. Die meisten jungen Frauen gingen in ihrer Rolle als Gattinnen oder Geliebte so auf, daß ich sie nicht als Individuen betrachtete, sondern als Hälften, die zu einem Ganzen gehörten. Manche dieser Frauen nahmen die Verpflichtungen, die sich aus ihrem sexuellen Verhältnis zum Mann ergaben, sehr leicht. Dennoch boten sie das Bild einer stabilen Beziehung. Sie waren sich dessen ebensowenig bewußt, wie sie sich ihrer Atmungsorgane oder ihrer Hautfarbe bewußt waren. Alles war eben selbstverständlich. Manche hielten sich sogar für labil, unruhig und nervös. Aber sie betrachteten sich wohl nie als unnütz und forschten wohl nie nach einer Rechtfertigung ihrer Existenz. Sie taten einfach ihre Pflicht, sorgten für ihre Ehegatten und schenkten ihnen Söhne und Töchter, die wieder ihre Pflicht taten. Die Frage nach dem Sinn dieses Weiterlebens und dieser Pflichterfüllung wurde nie aufgeworfen. Man suchte nach dem Einzelglück, und das war zu erringen. Darin bestand — bewußt oder unbewußt — die Stabilität der Existenz. Wer klug war, fand sich darein und legte alles darauf an.

Den Menschen gegenüber, die mir *geistig* verwandt waren — den Männern also —, konnte ich ein verschiedenartiges Benehmen zur Schau tragen. Wenn ich mich als Weib gab, mußte ich jenen Männern Widerstand leisten, die immer darauf aus sind, die unverheiratete Frau vor den Fährnissen der Sexualnot zu erlösen. Der Mann wünscht mit Frauen keine Freundschaft ohne Sexualität und erträgt sie nicht. Ausnahmen haben rein praktische Gründe. Eine solche Ausnahme war Hal. Manchmal wurde auch auf meinen Ring Rücksicht genommen ...

Im übrigen aber wurde die platonische Freundschaft als eine Enttäuschung betrachtet, die der Mann überwinden mußte und auf deren Überwindung er stolz war. Hierfür gab es zweierlei Methoden: entweder die kleinen, kunstvollen Angriffe auf die Frau oder den direkten, weniger ermüdenden und rascheren Weg der unverblühten Überredung. Der Trieb war immer der gleiche, ob nun zärtliche Worte und zärtliche Beleuchtungseffekte angewandt wurden oder alkoholische Getränke und kräftige Überredungskünste ihre Wirkung taten. Die große Jagd nach der Frau wurde keinen Augenblick lang unterbrochen. Es gab Abweichungen von dem Weg, der zum Ziel führen sollte, und die Beharrlichkeit, mit der dieses Spiel allenthalben getrieben wurde, war mir unendlich langweilig und abgeschmackt.

Legte ich aber die Maske der Weiblichkeit ab, dann mußte ich wiederum eine fast ordinäre Vertraulichkeit in Kauf nehmen, und das war eine harte Zerreißprobe für meine Laune und meinen Humor.

Mein Ausflug in das normale Leben war bloß ein Versuch, Zerstreuung und Ablenkung zu finden. Eleanors Tod hatte mich zutiefst erschüttert. Ich zweifelte immer mehr, ob es mir gelingen würde, ein geordnetes Leben aufzubauen. So begann ich zu trinken. Am Alkohol hatte ich zwar auch bisher Geschmack gefunden, hatte mich aber auf mäßiges Trinken in Gesellschaft beschränkt. Nun ging ich den Weg des geringsten Widerstandes. Auch ich wollte die Angst vor dem Versagen im Alkohol ertränken. Das laute und laszive Benehmen betrunkenener Frauen war mir immer verhaßt gewesen, und ich bildete mir ein, daß ich ein so abscheuliches Auftreten vermeiden konnte. Trotz alledem schien mir die Welt nur dann etwas wert, wenn ich betrunken war. Auch in solchen Augenblicken war ich meiner nicht ganz sicher. Aber meine Mitmenschen erschienen mir angenehmer, wenn ich sie im Dunst des Alkohols sah, und diese Form der Geselligkeit war mir lieber als die vollkommene Einsamkeit. Abend für

Abend ließ ich meine Mutter allein. Sie wollte mir mein Vergnügen nicht rauben, und so nahm sie eine Studentin aus dem College zu sich, um nicht ganz einsam zu sein. Ich freute mich, daß meine Mutter diese 21jährige Biologiestudentin gefunden hatte, die froh war, den strengen Vorschriften im College zu entrinnen und bei uns Quartier zu suchen. Sie hieß Leslie. Ihre Stimme beeindruckte mich vom ersten Augenblick an. Als sie in unsere Wohnung einzog und ich sie noch gar nicht gesehen hatte, hörte ich sie schon in ihrem Zimmer leise singen. Sie sang ein paar bekannte Lieder. Manchmal wußte sie den genauen Text nicht, und sie improvisierte die Worte auf so originelle Art, daß ich einfach zuhören mußte. Das ganze machte einen komischen Eindruck, aber ihre Stimme klang so fröhlich und sympathisch, daß ich auf Leslie sogleich neugierig wurde.

Als sie aus ihrem Zimmer trat, war sie sehr verlegen. Sie hatte einen Totenschädel unter einem Arm und einen Schenkelknochen unter dem anderen, und sie merkte, daß ich ihr zugehört hatte. Ich wiederum war durch den Anblick der Dinge, die sie da trug, so aufgeregt, daß wir beide schon lachten, ehe wir uns vorgestellt hatten.

"Ich heiße Leslie", sagte sie. "Es ist nicht meine Gewohnheit, menschliche Skelette herumzutragen. Eine Kollegin im College hat mir das gegeben, und so mußte ich es aufheben, solange ich drüben wohnte. Jetzt verstehen Sie wohl, warum ich übersiedelt bin. Ich hoffe, daß Ihre Mutter mich nicht sieht, bevor ich diese Dinger losgeworden bin, — sie würde vielleicht erschrecken."

Leslie war geschmackvoll gekleidet, hatte ein breites Lächeln und eine füllig-sinnliche Gestalt. Ihre Stimme war beim Sprechen so sanft, wie ich sie mir nach dem Gesang vorgestellt hatte. Ihr Tonfall war irgendwie sympathisch verschleiert und verdeckt. Das war alles, was ich in den ersten paar Wochen feststellte und beobachtete. Wir waren beide sehr beschäftigt, und unsere Stundenpläne waren so eingeteilt, daß wir nur selten zur selben Zeit frei waren. Mutter hatte Sympathie für Leslie, und sie ließ sich nicht davon abschrecken, daß man ihr Leslie als "problematische Natur" bezeichnet hatte. Sie sagte, Leslie wäre interessant. Als ich einmal nach einem mit Hal gemeinsam verbrachten Abend nach Hause kam, fand ich Leslie, die beim Kamin saß und las. Mutter war schon zu Bett gegangen. Ich war in ausgezeichneter Laune und setzte mich zu Leslie. Wir plauderten eine Stunde lang. Mich interessierte, wie sie zu ihrem Namen gekommen

war, und ich erzähle diese Geschichte hier, weil sie psychologisch bedeutsam ist.

Ihr Vater hätte immer einen Jungen gewünscht, meinte Leslie. "Vor mir waren schon zwei Mädchen zur Welt gekommen, Alice und Joan. Papa bereitete sich monatelang auf die Geburt eines Knaben vor. Papa hatte nämlich ein Rechtsanwaltsbüro, das durch vier Generationen hindurch immer vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Meine Mutter erzählte mir, daß mein Vater mich nicht ansehen wollte, als ich zur Welt kam. Er sah mich erst, als Mutter aus dem Spital nach Hause gebracht wurde. Ich war jedoch ein kahlköpfiges Baby, und das gefiel ihm, als er mich schließlich erblickte. Er wollte mich ursprünglich Henrietta nennen, aber schließlich einigte man sich auf Leslie, weil das ein Name war, der für beide Geschlechter paßte. Er nannte mich fast immer *Papas Junge*, und das hatte für mich schreckliche Folgen. Ich war fast sechs Jahre alt, als ich darauf kam, daß ich kein Junge war. Das war die große Tragödie meines Lebens." Leslie lächelte. "Ich werde das nie vergessen. Eines Tages, als ich mit den Jungen ein wildes Spiel spielte, sagte Mutter, daß sich das für Mädchen nicht schickte. Ich schrie weinend: *Ich bin aber kein Mädchen. Ich bin ein Junge. Ich bin Papas Junge*. Ich wollte meiner Mutter nicht glauben, bis Vater endlich nach Hause kam und Mutter ihn veranlaßte, mir zu sagen, daß er mich nur zum Spaß *Papas Junge* genannt hatte ... Eigentlich habe ich den Wunsch, ein Junge zu sein, nie ganz überwunden. Es klingt vielleicht sehr dumm, wenn ich sage, daß ich mich noch viele Jahre hindurch gelegentlich immer wieder als Jungen betrachtete. Irgendwie fühlte ich mich immer betrogen."

Leslie saß in ihrem beigefarbigem Flanellkleid mit angezogenen Beinen auf ihrem Sessel. Ihr rostbraunes Haar war hinter die Ohren gekämmt. Ihr Teint zeigte ein paar freche Sommersprossen. Ihre Lippen waren füllig und rot. Sie schien von ihrer anziehenden Schönheit nichts zu ahnen, und das gefiel mir. Mir aber war ihr Wesen so klar, als ob sie gesagt hätte: *"Ich bin eine Lesbe."* Es schien unglaublich —obwohl mir die psychologische Theorie über die Bildung des Charakters in den ersten fünf Lebensjahren bekannt war. Im Laufe der nächsten Tage gewöhnte ich mich immer mehr daran, mir Leslie als Lesbe vorzustellen, obgleich mein Verstand mir davon abriet, und obgleich sie selbst davon nichts zu ahnen schien. Daß sie

auf mich anziehend wirkte, erschreckte mich. Da sie selbst von all dem nichts wußte, blieb die Versuchung ausgeschaltet.

Ich wußte, daß meine Stellung als Lehrerin und mein Alter sie schüchtern machen mußten. Jedenfalls blickte Leslie zu mir auf, respektierte meine Meinung und ahmte mich in Kleinigkeiten nach. Ich fürchtete mich zwar, mich zu verlieben, aber ich freute mich, eine aufmerksame ZuhörerIn zu haben. Ich fühlte mich wie neugeboren, alte Neigungen kamen wieder zum Ausdruck, und der Lebensmut, der in der normalen Welt erschlaffte, begann sich zu erneuern. Wären wir einander auf gleicher gesellschaftlicher Ebene begegnet, dann hätte mein Verantwortungsgefühl gegenüber einem Mädchen, das seine und meine lesbische Natur nicht erkannte, mir keinerlei hemmende Fesseln auferlegt. Mir widerstrebte auch der Gedanke, die Tatsache auszunützen, daß Leslie Gast in unserem Hause war.

Allmählich fühlte ich, daß ich in Leslies Gegenwart unvermeidlich auf erotische Weise reagieren mußte, und da ich den Gedanken an eine neue Periode der Entsagung nicht ertragen konnte, entschloß ich mich, Leslie auszuweichen und sie zu ignorieren. Mit Kleinigkeiten konnte ich mich einfach nicht mehr begnügen. Ober die sehnsüchtigen Träume und Schwärmereien des Schulmädchens war ich endgültig hinaus. Ich wollte alles oder nichts. Meine Erfahrung hatte sich gefestigt. Es war mir nicht mehr möglich, meine Kraft aus den Quellen der Geduld zu speisen. Leslie sah mich auch weiterhin mit verwirrten, verletzten Blicken an. Ich aber mußte schließlich an mich selbst denken. Vielleicht genügte Hal, um mir in dieser Lage zu helfen. Ich besuchte weiter die Tanzunterhaltungen und Parties. Ich haßte all das, und ich verabscheute die Flucht vor mir selbst. Ich trank mehr als einer Lehrerin ziemte, die auf ihren Ruf zu achten vorgab, und schließlich beging ich eine Dummheit, für die ich mich mein Leben lang schämen werde. Aber das war nur die natürliche Folge meines Verhaltens. Hal und ich waren zusammen mit zwei anderen Paaren über das Wochenende zu Bekannten eingeladen. Ich trank damals nichts. Hal lag auf dem kleinen Hügel in der Nähe des Schwimmbassins, und ich war noch im Wasser. Die anderen waren schon ins Haus gegangen. Ich wollte das Anschwellen eines herannahenden Gewitters und die erregenden Blitze im Freien erleben. Es war herrlich, das Schwimmbecken für mich allein zu haben. Als ich aus dem Wasser stieg, um vom Trampolin aus wieder hineinzuspringen, rief mich Hal.

Ich wollte allein sein und tat, als ob ich nichts gehört hätte. Er aber kam herunter und bat mich, zu ihm auf den Hügel zu steigen. Zögernd folgte ich seinem Wunsch. Ich warf mich in das Gras und nahm ihn kaum zur Kenntnis. Unausgesprochen fühlte ich den Wunsch, allein gelassen zu werden und ungestört den natürlichen Duft dieser Dämmerstimmung zu genießen. Allmählich aber wurde Hal selbst zu einem Bestandteil dieses Duftes, und als er mich plötzlich küßte, überraschten mich seine festen Lippen ebenso sehr wie die Tatsache, daß er mich überhaupt berührt hatte. Instinktiv dachte ich ängstlich, daß ich doch nur mit einem Badeanzug und einer kurzen Strandjacke bekleidet war. Aber während mir dieser Gedanke durch den Kopf ging, schob Hal schon meine Jacke zurück, und ich fühlte seine Lippen auf meinem Arm. "Du bist so lieb, so lieb ..." wiederholte er immer wieder. Hal mußte wohl glauben, daß ich seine Annäherung wünschte. Ich hatte ihm ja gesagt, daß ich hier bleiben wollte, obgleich die anderen ins Haus gegangen waren. Nun schob ich ihn von mir und sah ihn an. Seine Augen glänzten vor Sehnsucht und Glück. Wider Willen ergriff mich sein Lächeln, und ich wurde verlegen, als er sagte: "Diana, ich habe das seit Tagen kommen gesehen. Es sollte nicht sein, aber ich kann nichts dagegen tun. Ich liebe dich."

Mein Widerstand verwandelte sich in Schamgefühl. Ich schämte mich, ihn abgelehnt zu haben. Er war doch so gut und so lieb! Es war sinnlos, wenn ich mir Vorwürfe machte, weil ich auf Männer nicht reagierte, und es war sinnlos, den Männern mangelndes Verständnis vorzuwerfen. Ich war doch zumindest imstande, Hal glücklich zu machen. Darüber sollte ich mich doch freuen! Vielleicht bestand der Sinn meines Lebens darin, andere glücklich zu machen. Vielleicht war es an mir, die Spannungen zu lösen, die ich in diesem armen Kerl erzeugt hatte. Vielleicht würde das auch mich glücklich machen. Gewiß konnte man niemandem zur Ekstase der Liebe verhelfen, ohne selbst eine Annehmlichkeit zu spüren. Ich legte also meine Arme um ihn und zog seine Lippen an meinen Mund. Ich war entschlossen, mich Hal hinzugeben. Mit kalter, wenn auch nicht ganz vernünftiger Objektivität sagte ich mir, daß schon das Gefühl der Sünde Erleichterung gewähren würde. Aber während ich seine Küsse erwiderte, überkam mich ein unbeschreibliches Gefühl der Fremdheit, das mich hinderte, Befriedigung zu finden. Wer eine Sünde begehen will, muß eben erst einmal in Versuchung geraten. Ich schämte mich, weil ich nicht einmal

Scham empfinden konnte. Da plötzlich kam es über mich. Was war es? Hal hatte nichts getan und nichts gesprochen. Es war nur meine eigene Geste. Ich weiß nicht, ob die durchsichtige Helle des Wassers etwas damit zu tun hatte. Ich weiß nicht genau, was es war. Ich merkte erst, was geschehen war, als alles schon vorbei war. Mir war, als hätte mein Gewissen einen Spiegel vor mir aufgestellt. In diesem Spiegel sah ich das Bild einer Lesbe, die sich gegen ihre eigene Natur verging und die widerrechtlich in die normale Welt eindrang. Diese Lesbe verhielt sich wie eine Patientin, die sich gegen die Narkose wehrt, weil sie das Bewußtsein des Schmerzes nicht verlieren will. Man konnte ihr anmerken, daß sie versagte.

Ich stieß Hal von mir, sprang auf und rannte zum Haus.



Vierter Teil: LESLIE

Leslie und ich — ein Liebespaar

Die nervöse Spannung, unter der ich in der "normalen Welt" litt, das späte Schlafengehen und die nagende Sehnsucht nach Jane mußten sich schließlich zu meinem Nachteil auswirken. Es kam zu einem Nervenzusammenbruch, und ich war fünf Wochen bettlägerig. Drei Wochen lang war ich fast bewußtlos. Meine Lebenskraft erwachte nur, wenn ich Leslie in ihrem Zimmer singen hörte. Ihre Stimme erregte mich mächtig; ihr Singen war so echt und schön, daß ich es kaum ertrag und sie bitten wollte, damit Schluß zu machen.

Seit dem Beginn meiner Krankheit und seit ich Leslie näher kennengelernt hatte, merkte ich, welche Ähnlichkeit zwischen ihrem Verhalten zu mir und meinem Verhalten zu Jane bestand. Immer von neuem erinnerte sie mich daran, wie ich mich in Leslies Alter benommen hatte. Sie war unabhängig, überempfindlich und hatte den gleichen kecken, defensiven Humor. Vor allem aber suchte Leslie nach einem Ausweg aus einem alten Dilemma, das mir nur zu bekannt war.

Ich hatte mich in einer ähnlichen Situation dem Grübeln hingegeben. Sie tat das nicht, und ich wußte warum. Ganz ohne Eitelkeit stellte ich fest, daß Leslie mich liebte. Ihre Liebe zu mir war ebenso ängstlich wie meine Liebe zu Jane gewesen war. Sie brachte ihre Gefühle so deutlich zum Ausdruck, daß meine Mutter sogar Bemerkungen darüber machte. Ich war dankbar für diese Liebe — ich brauchte sie. Es erwärmte und begeisterte mich, den schönen, zarten, sinnlichen Gesichtsausdruck Leslies zu beobachten. Es war wundervoll, zu wissen, daß wir ein Liebespaar sein würden — noch ehe ich sie berührt hatte. Ich kam mir zwar in der Rolle der Prophetin ein bißchen merkwürdig vor, aber ich bewegte mich ja schließlich auf vertrautem Terrain. In meiner vorläufigen Entsagung lag etwas Freudiges — ein unwiderstehlich sadistisches Entzücken, das mit Vorfreude gemischt war. Ich wollte sehr vorsichtig sein. Leslie hatte

keinerlei Erfahrungen, und ich durfte dieses unerfahrene Wesen nicht verletzen. Ich nahm nach wie vor an, daß sie sich über ihre lesbische Natur nicht im klaren war. Sie hatte sogar ganz naiv davon gesprochen, daß sie sich in Gesellschaft von Männern nicht wohl fühlte. Ich hatte zwar nie die Verantwortung dafür übernommen, durch Worte oder Handlungen Leslie auf meinen Weg zu bringen, aber ich sagte mir auch, daß die ritterlichen Zeiten schließlich vorbei waren, in denen man Scheu davor empfand, ein jungfräuliches Wesen auf den Weg der Liebe zu bringen. Gleichzeitig aber merkte ich, daß ich ein geradezu mütterliches Zartgefühl gegenüber Leslie entwickelte.

All die Monate hindurch hatte ich nicht gewußt, wann wir zueinander finden würden. Eines Abends war es so weit. Es mußte geschehen.

Ich erinnere mich noch deutlich an diesen Abend. Es regnete. Und ich freute mich, daß auch Leslie an dem Geräusch und Geruch dieses warmen, sanften, sinnlichen Frühlingsregens Gefallen fand. Wir saßen in meinem Zimmer bei einem Gläschen Sherry und plauderten — allerdings nur im Flüsterton, weil wir uns das Geräusch des Regens, der auf das Dach plätscherte, nicht entgehen lassen wollten. Es war schon spät, als Leslie Abschied nehmen wollte. Sie erhob sich von ihrem Stuhl. Sie stand neben meiner Lampe und betrachtete ein Bild, das mir Carl geschenkt hatte. Ihr Kopf war ein wenig zur Seite geneigt, das Haar zerzaust, ihr Gesichtsausdruck ernst und feierlich, ihr Schlafrock nachlässig geöffnet, und in der fleischfarbenen Seide waren die Umrisse ihrer Brüste wahrzunehmen. Eine schwere, wilde Erregung bemächtigte sich meiner, und ich hatte Angst, irgend ein Wort zu sagen. In diesem Augenblick wollte es mir scheinen, als hätte ich nie in meinem Leben einen größeren Wunsch gehabt als diesen, Leslie zu besitzen. Ich wußte, daß ich sie nun auf ganz neue Art liebte. Alles wurde sinnvoll. Ich glaubte zumindest, daß alles seinen Sinn hatte.

Ich saß noch immer in meinem Fauteuil und erhob mich nicht. Mit gespielter Gleichgültigkeit und ohne meine Erregung zu zeigen, fragte ich, ob sie bei mir bleiben wollte. Meine Verstellung war aber zu weit gegangen. Quälende Angst befahl mich, daß sie mich vielleicht verstehen oder mißverstehen würde und meinen Antrag ablehnen könnte. Noch ehe sie antworten konnte, fügte ich schnell hinzu, daß

sie mir wohlüberlegten Bescheid geben sollte. Auch das aber schien mir noch unzureichend, und ich merkte, wie ich mich im Netz meiner eigenen Ungeschicklichkeit verfang. Leslie sagte noch, daß sie ein Bad nehmen wollte, aber sie sah mich nicht an, und ich merkte, daß ich sie verwirrt hatte. Als sie gleich darauf ging, war ich erleichtert, aber ich zweifelte nicht mehr daran, daß sie mich verstanden hatte. Nicht der Verstand, sondern die Intuition sagte mir, daß sie zurückkommen würde. Ich ging nervös und ängstlich zu Bett. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich Angst haben würde. Mutter war in ihrem Zimmer längst eingeschlafen. Ich konnte nicht hören, wann Leslie das Badezimmer verließ. Nun begann ich darüber nachzudenken, ob ich nicht einen schrecklichen Fehler begangen und Leslie falsch eingeschätzt hatte. Habe ich sie nicht in eine merkwürdige Situation gebracht? Zwingen sie nicht, sich zu entschuldigen, weil sie nicht das ist, was ich vermute?

Minuten vergingen, die mir endlos erschienen. Endlich hörte ich leise Schritte, die vor meiner Türe Halt machten und sich dann wieder entfernten. Innerhalb einer Stunde kam Leslie insgesamt drei Mal an meine Türe und machte wieder kehrt. Ein Schmerz des Mitleids ergriff mich. Ich wollte ihr entgegengehen und sie wie ein Kind an der Hand fassen. Aber ich mußte mich beherrschen, denn das hätte alles verderben können. Es war notwendig, daß sie völlig aus eigenem Entschluß zu mir kam. Etwa eine halbe Stunde später öffnete Leslie meine Türe und kam in der Dunkelheit auf den Fußspitzen zu mir. Heftig zitternd stand sie neben meinem Bett. Ich ergriff ihre Hände und zog sie an mich. Verwirrt setzte sie sich auf den äußersten Bettrand. Ich erschrak über die Kälte ihrer Hände. Ich flüsterte ihr ein paar Worte zu und hielt ihre Hand. Wider Erwarten hatte ich nicht das Gefühl, eine raffinierte Verführerin zu sein. Ich erinnere mich noch ganz deutlich an die Traurigkeit, die mich überkam, als Leslie auf meinem Bett saß. Nach einigen angsterfüllten Minuten legte sie ihren Kopf auf meine Schulter. Es war, als hätte sie nach langem Zögern den entscheidenden Sprung in das ungewisse Schicksal gewagt. Ihr Haar war von erregender Sanftheit, aber ich wagte nicht, sie zu streicheln. Jede Übereiltheit konnte Schaden stiften, und ich wollte nicht ungestüm sein. Schließlich hob ich ihren Kopf ganz zärtlich auf und drückte ihre kühle Wange gegen die meine. Da griff sie nach meinen Händen und bot mir ihre Lippen dar. Zärtlich küßte ich sie — viel

sanfter als ich eigentlich beabsichtigte. Als ich ihr in die Augen blicken wollte, schüttelte sie ihren Kopf und stieß ein leises Schluchzen hervor. Dieser Augenblick wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Sie sprach kein Wort. Plötzlich erhob sie sich fest entschlossen, legte ihren Schlafrock ab und bettete sich neben mich auf mein Kissen. Ihre Arme hatte sie steif an sich gedrückt. Die Verantwortung und die Initiative lag nun bei mir, und das machte mich überängstlich. Immer wieder überlegte ich, ob ich ihr nicht sagen sollte: *"Es soll dir nicht leid tun! Du sollst nichts bedauern!"* Endlich entschloß sie sich, etwas zu sagen. Ihr furchtsames Flüstern war entzückend, und was sie sagte, überraschte mich: "Diana, bist du wirklich froh, daß ich gekommen bin?"

Ich küßte sie und fühlte, wie meine Lippen dabei zitterten. Meine Zunge war so gelähmt, daß ich nur flüstern konnte: "O Gott! O Gott!" Aber diese Worte kamen so feierlich heraus, daß sie wie ein Gebet klangen — und sie sollten doch der Ausdruck meiner Freude sein! Ich berührte ihr Gesicht und ihre Arme, die sich nun schon ein wenig erwärmt hatten. Nach dem Bad hatte ihr Körper einen verführerischen Duft. Ich schloß sie in meine Arme und konnte fühlen, wie sich ihre Angst entspannte und löste. Ich spürte ihre fülligen, warmen Brüste an meinem Körper. Als ich sie küßte, trat eine Veränderung ihres Wesens ein, die mich überraschte. Sie war nicht mehr ängstlich. Ihre Hingabe war geradezu leidenschaftlich wild. Ihre Lippen wurden weich und elastisch, und sie küßte mit leidenschaftlicher Kunstfertigkeit. Ihr ungestümes Temperament machte es schwer, beherrscht zu bleiben. Aber ich glaubte, vorsichtig sein zu müssen, eben weil sie sich meinem Willen so rasch unterwarf. In meiner egozentrischen Einstellung hatte ich gar nicht daran gedacht, daß sie vielleicht schon bei Männern Erfahrungen gesammelt haben konnte. Sie hatte schon mehr gelernt, als ich vorher vermutet hatte. Es befriedigte mich aber wiederum, zu wissen, daß sie ihre Erfahrungen nur in "normaler Liebe" gewonnen hatte. Bis zu diesem Augenblick hatte ich noch nicht gewußt, welche Befriedigung das Bewußtsein gewährt, "die erste" zu sein. Dieses stolze Gefühl ist für die lesbische Liebe ebenso wichtig wie für die normale Liebe.

Um sie nicht zu erschrecken, mied ich es, ihren Körper zu küssen. Ich hatte das Gefühl, daß sie von mir erwartete, daß ich sie nicht erschrecken würde. Plötzlich aber umarmte sie mich leidenschaftlich

und schluchzte: "Laß es mich sagen — ich liebe dich! Ich liebe dich!" Dieser Gefühlsausbruch befreite mich von allen Hemmungen, die ich ihr gegenüber noch hatte ...

Die folgenden Tage gestalteten sich schwierig, weil ich auf Grund meiner Erfahrung furchtbar vorsichtig war. Im Nachhinein erscheint mir all das ziemlich lächerlich. Leslie war von kindlicher Einfalt und überspannt, und das erschwerte es für mich, so vernünftig zu sein wie ich wollte. Aber ich sagte mir immer wieder, daß ich keine Bindung mit einer Geliebten eingehen konnte, die die Dinge nicht so sah, wie sie waren. Es war besser, wenn ich Leslie Zeit gab, sich allmählich an die Beziehung zu gewöhnen, auf die sie geistig nicht vorbereitet war. Ich wußte, daß die geistige Anpassung die Grundlage der körperlichen Gemeinsamkeit war. Ja, die geistige Einstellung war sogar die notwendige Voraussetzung der körperlichen Beziehung.

Dennoch empfand ich keine Angst. Leslie liebte mich, und das allein schon war genug. Sie hatte keine Gewissensbisse und keinerlei Anfälle von Reue. Sie wußte, was sie tat. Ich hatte den Eindruck, daß sie schon mit den für diese Anlage notwendigen Eigenschaften geboren war, und daß ihre psychische Konstitution nur darauf wartete, sich den Gegebenheiten anzupassen. Leslie besaß instinktiv mehr Wissen über die Technik der Liebe, als Jane je in ihrer ganzen Erfahrung erwerben konnte. Als ich Leslie endlich die volle Befriedigung der lesbischen Liebe zeigen konnte, durfte ich sicher sein, daß ihre Leidenschaft von Angstgefühlen frei war.

"Mein Schwanken ist vorbei", sagte sie einmal nachts zu mir. "Meine Fragen sind ganz deutlich gestellt. Jetzt weiß ich alles. Mein Körper und mein Denken sind aufeinander abgestimmt. Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich billigen, was ich tue."

Diese Einstellung schien mir zu einfach. Leslie war nicht verwirrt — wie Jane gewesen war. Sie weinte nicht. Jetzt lag sie sogar wie leblos und fast ohne zu atmen da. Als ich ihren Mund küßte, versuchte sie so energisch zu reagieren, daß ich sie bitten mußte, still zu halten. Schließlich bedeckte ich sie mit meinem Körper und fühlte ihr warmes Fleisch, das zu meiner Überraschung unter meiner Berührung zuckte. Ich griff nach einem Glas Wasser, das auf meinem Nachttisch stand, aber sie flüsterte mir zu, daß sie nicht trinken wollte. In diesem reglosen Zustand verharrte sie so lange, daß ich schließlich

beunruhigt war. Ich sagte ein paar Worte, sie lachte herzlich und flüsterte mir unzählige Liebesschwüre zu. Ich war erfreut und erstaunt zugleich. Ich war also dummerweise viel zu gehemmt und vorsichtig gewesen! Noch immer bebte ihr Körper und zuckte ihr Fleisch, und so wußte ich, daß sie mit ihrem Begehren noch lange nicht zu Ende war.

Leslies Hunger nach Beglückung ließ mich bald begreifen, wie unbefriedigend meine sexuelle Beziehung zu Jane gewesen war. Leslies Leidenschaft war für mich eine Quelle bisher ungekannter Lust. Sie hungerte nach meinem Körper, und sie war ebenso begierig, selbst Befriedigung zu finden. Der kleine Schauer der Überraschung zeigte mir, daß Leslie mich glücklich machen wollte, und dies war für mich eine Quelle unablässiger Seligkeiten. Gerade dadurch erkannte ich, daß ich die wahre Gegenseitigkeit des sexuellen Aktes vorher noch gar nicht recht begriffen hatte. Und erst jetzt merkte ich, daß das Vertrauen in die Geliebte jeden Zweifel beseitigt. Leslies Geschicklichkeit schaffte alle schrecklichen Ängste aus der Welt, die ich bei Jane erlebt hatte. Es gab keine Angst vor der Kraftanspannung, die zu wahren Zusammenklängen nötig war, und es gab keine Angst vor dem letztlichen Mißerfolg des sexuellen Aktes.

Leslie konnte durchaus nicht verstehen, warum Jane Scham empfunden hatte. Dies war für mich nicht nur überraschend, sondern bedeutete auch das Ende eines schwerwiegenden inneren Konfliktes. Ich glaube, daß ich mich keiner Übertreibung schuldig mache, wenn ich die Sachlage so darstelle.

Von ganzem Herzen beneidete ich Leslie um ihren gefestigten, starken Wirklichkeitssinn. Ich wollte wissen, wie ich mich nun fühlen würde, wenn ich keinerlei Hemmungen bei dieser Lebensführung empfand, die den Überängstlichen bedenklich vorkommen mußte. Leslie konnte offenbar durch all diese Dinge nicht verletzt werden, und ich hatte die Absicht, aus ihrem Beispiel nach besten Kräften zu lernen. Nach ein paar Monaten schon mußte ich zu meiner größten Überraschung feststellen, daß sich die Schülerin in eine Lehrerin verwandelt hatte. Leslie hatte angeborene Kenntnisse, die ich mir erst in jahrelanger Erfahrung erwerben mußte.

Von Anfang an war ich gegenüber Leslie offen und ehrlich. Ich sagte ihr, daß ich nie mehr so lieben wollte, wie ich Jane geliebt hatte. Ja, ich zweifelte sogar, ob ich jemals noch auf diese Art würde lieben können.

Ich hätte eigentlich klüger sein können, aber die Gelegenheit zur Ehrlichkeit war schließlich neu und verlockend. Leslie war von Natur aus ein bißchen hart und grob und keineswegs sentimental. Sie schien aber zu verstehen, daß ich von ihr Rücksichtnahme auf meine Gefühle für Jane verlangte.

"Ich bin glücklich, daß ich dich überhaupt habe", sagte sie. "Es wäre dumm, wenn ich mich über irgend etwas beklagen wollte. All diese Dinge sind vorbei. Das, was du bist, ist zum Teil ein Ergebnis deiner Beziehung zu Jane. Ich könnte doch nicht gerade die Frau hassen, die dich zu dem gemacht hat, was du bist!"

Ich glaube, daß es nur natürlich war, wenn ich nun in meiner Ehrlichkeit und Offenheit zu weit ging, ganz wie ich früher in meiner Ignoranz zu weit gegangen war. Aber es dauerte lange, bis ich meinen Fehler merkte. Die schützende Distanz, die zwischen meinem Ich und meiner Liebe lag, machte das Erleben mit Leslie nicht weniger erregend. Mehr konnte man vom Leben nicht verlangen. Dennoch wollte ich mich nie wieder dem sinnlosen Machttrieb ausliefern oder meine Eigenexistenz aufgeben. Ich war mir immer klar bewußt, was Leslie mir körperlich, geistig oder seelisch bedeutete und was meine Liebe für sie war. Als ein Jahr fast um war, konnte ich erkennen, daß ich mit ihr die bisher gesündeste Glückseligkeit genoß.

In der homosexuellen Beziehung zeigt sich ein eigenartiges Problem der Intimität, das mich beschäftigt hatte, seit ich mir meiner lesbischen Natur bewußt geworden war. Seit der Pubertät hatte ich es immer taktvoll vermieden, die Toilette eines Badezimmers in Anwesenheit anderer Frauen zu benutzen. Während meiner Collegezeit hatte ich versucht, mich in dieser Beziehung anzupassen und abzuhärten. Ich konnte mich jedoch mit dieser Art von Zudringlichkeit nie abfinden und mußte meine Verlegenheit entweder verbergen oder aber irgend eine spöttische Bemerkung hinnehmen. Es nützte auch nichts, wenn ich mir sagte, daß ich affektiert war. Der Schock blieb immer der gleiche.

Nachdem ich meine homosexuelle Natur erkannt hatte, vermied ich die Benutzung der Toilette in Gegenwart anderer Frauen — auch wenn mir dies körperliche Beschwerden verursachte. Vorher war mir diese Distanzlosigkeit nur geschmacklos erschienen, nun hatte ich das

Gefühl des Obszönen. Ich war dankbar, wenn ich einer normalen Frau begegnete, die genügend Takt hatte und die es vermied, in der Toilette Platz zu nehmen, bevor ich den Raum verließ. In meiner Beziehung zu Jane war dieses intime Problem auch durch die Gewohnheit des Zusammenlebens nicht leichter geworden. Sie kümmerte sich durchaus nicht um mein Bedürfnis, mich zurückzuziehen, und ich wollte mir nie eingestehen, daß mich das ärgerte. Sie war sich natürlich nicht bewußt, welches Unbehagen sie mir bereitete. Aber ich fragte mich immer wieder, wieso sie eigentlich nicht merkte, daß nur sie zudringlich war, während ich äußerste Diskretion übte. Meine Einstellung ist bei jenen Lesben sehr häufig anzutreffen, die sich an andere Frauen nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit gewöhnen können, mit der sie von ihnen akzeptiert werden. Leslie dagegen hatte die gleiche Einstellung wie ich. Es mag vielleicht lächerlich klingen, aber ich muß doch sagen, daß ihr Feingefühl für mich die Befreiung von jener langjährigen Verlegenheit bedeutete, die sich aus der Gedankenlosigkeit und mitunter sogar aus der Roheit heterosexueller Frauen ergab.

Es war schwer, unser Verhältnis vor Mutter hinter einer Maske bloßer Freundschaft zu verbergen. Die spontanen Reaktionen der Liebe — ein Gruß, ein Lächeln — mußten kontrolliert werden, und dies führte zu nervöser Reizung. Leslie war sich der Notwendigkeit dieser Verstellung nicht so deutlich bewußt. Anfangs war sie böse und beleidigt, weil ich sie erst in mein Zimmer kommen ließ, wenn Mutter schon zu Bett gegangen war. Es gab jedoch keine andere Möglichkeit. Mein Entschluß, Hal nicht mehr zu sehen, hatte zu einer unerquicklichen Auseinandersetzung mit Mutter geführt. Hal war ihr sympathisch gewesen, und ich wollte ihr um keinen Preis eine zweite Kränkung dieser Art zufügen.

Nacht für Nacht kam Leslie heimlich in mein Zimmer. Wenn ich schon schlief, weckte sie mich, indem sie sich in meine Arme schob. Es war so süß zu wissen, daß sie zu mir kam. Ich erwachte unter ihren Liebkosungen und fühlte, wie der Strom der Erregung die ganze Oberfläche meines Körpers erfaßte. Bis zur Unerträglichkeit steigerte sich das Beben, und endlich wandte ich mich um und drückte sie mit aller Kraft an mich. Ich erlaubte ihr nie, bis zum Morgen bei mir zu bleiben. Immer hatte ich Angst, daß Mutter sie hören könnte, oder daß unser Flüstern uns verraten würde. Aber diese Angst war vollkommen

sinnlos. Ich hätte wissen können, daß meine Mutter — ebenso wie Janes Mutter — einer Generation angehörte, die von der Homosexualität noch herzlich wenig wußte. Janes Mutter war durch diese Dinge nur in Verwirrung geraten. Meine Mutter wußte schon seit meinem sechzehnten Lebensjahr nichts Genaues über mich, und ich hatte sie nun lange Zeit getäuscht. So kam es, daß sie an meinen Freundschaften nichts Verdächtiges bemerken konnte.

Jane hatte sich gegen das Eindringen der normalen Welt in unsere Beziehung gewehrt, und dies war in ihrer unhöflichen Einstellung zu meinen Freundinnen zum Ausdruck gekommen. Leslie war in mancher Hinsicht ein noch komplizierterer Fall. Bei Jane wußte ich zumindest, woran ich war. Bei Leslie aber konnte ich nie voraussehen, wie sie sich in Gesellschaft anderer Personen benehmen würde. Ihr Verhalten konnte von einer Minute zur anderen wechseln. Manchmal blickte sie finster ins Leere und zeigte eine Märtyrermiene, die mich wütend machte. Viel öfter war sie in der Laune, meine Kolleginnen durch ihre Keckheiten zu beleidigen — vor allem, wenn es sich um alte Jungfern handelte. Wenn ihr das in den Sinn kam, stieß sie giftige, boshafte Bemerkungen gegen mich aus, die unter diesen Umständen taktlos und geschmacklos wirkten. Meine Verlegenheit wurde auch dadurch nicht geringer, daß Leslie in solchen Situationen schrecklich komisch aussah. Wenn es zu solchen Szenen kam, konnte ich einfach nicht begreifen, daß die Frau, die mir gegenüber saß, meine Geliebte war. Es war nur natürlich, daß Leslie die verschiedenen Seiten ihres Wesens zum Ausdruck brachte, wenn sie mit Menschen zusammenkam, die anders reagierten als ich. Erfahrungen dieser Art wirken immer befremdend. Aber mich bedrückten die Überraschungen, die Leslie mir bereitete. All diese Kleinigkeiten summierten sich zu einem großen Alpdruck. Ich wußte, daß ihre frechen Launen auf die dauernde seelische Anspannung zurückzuführen waren, und daß sie auch durch mein übervorsichtiges Verhalten irritiert war. Mein psychologisches Verständnis machte es mir jedoch nicht leichter, die Dinge zu ertragen. Die Gesellschaft von Frauen war ihr also unerträglich. Ich fragte mich nun, ob wir uns in Gesellschaft von Männern nicht wohler fühlen würden.

Ich war zu Experimenten entschlossen, und so überredete ich Leslie, ein Rendezvous mit einem Mann zu vereinbaren und den Abend mit mir und Allen, einem jungen Dozenten der Kunstgeschichte, zu

verbringen. Es war nicht mehr meine Gewohnheit, mit Männern auszugehen, aber dieser Abend zu viert schien mir ein lohnender Versuch zu sein.

Wir nahmen das Abendessen in einem Club ein. Das spanische Tanzorchester war ausgezeichnet, und Allen war ein guter Tänzer. Erst jetzt merkte ich, daß mir das Tanzen gefehlt hatte. Leslie sah entzückend und froh aus. Ich hatte sie vorher nie tanzen gesehen. Sie war wirklich schön. Ihre überirdisch weiße Haut hob sich vom schwarzen Samt wundervoll ab. Sie sprach nicht viel zu mir, sondern lächelte nur gelegentlich, und dieses süße Lächeln erweckte in mir die schmerzliche Sehnsucht, rasch nach Hause zu eilen und mit ihr allein zu sein. Ich begriff, daß es seelisch noch schwieriger war, wenn man dieses Spiel mit der Männerwelt fortsetzte. Aber ich zog es vor, mich nach Leslie zu sehnen.

Meine Hoffnung auf einen Kompromiß war nur von kurzer Dauer. Ich hatte nicht in Betracht gezogen, daß die schöne und leichtsinnige Leslie ihre eigenen Männerprobleme haben würde. Als ich zur Heimfahrt in Allens Auto stieg, sah ich plötzlich, wie sich Leslies Begleiter im Fond des Wagens über sie beugte und sie streichelte. Allen sagte irgend etwas zu mir, aber ich konnte einfach nicht antworten. Als er seine Hand auf meine legte, ließ ich mich zu einer lächerlichen Reaktion hinreißen und kratzte ihn mit meinen Fingernägeln. Allen war überrascht und recht böse. Ich versuchte, mich zu entschuldigen und mußte über mein dummes Benehmen lachen. Mein unbewußter Anfall von Tugendhaftigkeit hatte jedoch meinen Arger verjagt. Bald merkte ich, daß Leslie zu ihrem Partner sprach. Es war angenehm und beruhigend, daß ich auf der langen Heimfahrt ihre ruhige helle Stimme hören konnte. Beim Haustor verabschiedete ich mich von Allen, der keinen Versuch weiterer Annäherung unternahm. Da plötzlich wühlte mich Leslies Verhalten zutiefst auf. Um Himmels willen, was dachte sie sich eigentlich dabei? Sie küßte ihren Begleiter vor meinen Augen! Nicht nur einmal! Es waren mehrere Küsse!

Mein Zorn rührte nicht nur aus der Eifersucht her. Ich war über diese niedrige Primitivität erbost. Als wir allein waren, suchte Leslie mit ein paar verliebten Gesten darüber hinwegzukommen. Aber ich konnte ihre Berührung nicht ertragen. Zum ersten Mal seit Beginn unseres Liebesverhältnisses kam es zu einem bitteren Streit.

Schließlich aber konnte sie mich davon überzeugen, daß meine Kritik nur aus meiner egoistischen Einstellung herrührte. "Du hast schon Männer gehabt", sagte sie. "Ich freue mich darüber gewiß nicht, aber ich weiß, daß all das in Wirklichkeit keine Rolle spielt. Ich weiß nicht, was das eigentlich mit unserem Verhältnis zu tun hat, wenn sich eine von uns beiden mit Männern abgibt. Es ist doch viel leichter, sich mit ihnen in keinerlei Diskussionen einzulassen. Es ist doch einfacher, ihnen den Mund zu stopfen und sie ein bißchen schneller zum Ziel zu führen!"

Leslie hatte fast alle Lebenserfahrungen viel schneller und viel leichter als ich gesammelt.

Unser Versuch im Umgang mit Männern war also ein vollständiger Mißerfolg. In unserem Gesellschaftsleben konnte es keinerlei Kompromisse geben. Ich kam unwillkürlich auf den Gedanken, daß alles viel einfacher gewesen wäre, wenn Leslie und ich mit Brillen zur Welt gekommen wären, die uns ein anderes Bild der Umwelt gegeben hätten.

Leslie bricht mit ihrer Familie

Wir verbrachten einen frohen Sommer im Westen und kamen im Herbst wieder in unsere alte Wohnung zurück. Mutter hatte sich entschlossen, zu Hause bei Gerald zu bleiben. Leslie setzte ihr Studium fort, und ich widmete mich neben dein Unterricht auch der schriftstellerischen Arbeit. Ich hatte das Gefühl, daß nun die Zeit dazu gekommen war. Mein Leben hatte zwar bisher aus einer Kette unglücklicher menschlicher Beziehungen bestanden, aber Leslie erschien mir nun als die Befreiung von Angst und Zweifel. Meine Wertbegriffe gewannen neue Festigkeit, meine Persönlichkeit gestaltete sich deutlich, und meiner Lebenskraft war ein Ziel gesetzt. Monat für Monat, ja Woche für Woche konnte ich die Wandlung

beobachten, die sich mit mir allmählich und ohne mein Zutun vollzog. Ich gewann immer mehr Selbstsicherheit, und ich entdeckte mein urlebendiges und vollkommen stabiles Ich. Das war neu.

Die glückliche körperliche Beziehung war zweifellos die Ursache für mein Bedürfnis, mein eigenes Ich auszudrücken. Die Sexualität ist ja nicht nur die Grundlage der körperlichen Schöpfung, sondern auch eine Basis des geistigen Schaffens. Meine Persönlichkeit konnte sich also nun auch nach außen hin entfalten. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich nicht nur imstande, emotional zu nehmen, sondern auch zu geben. Die Kraftquelle meiner schöpferischen Phantasie war klar erkennbar. Mein schriftstellerischer Ehrgeiz wurde dadurch gefördert, daß ich mit ein paar Fachartikeln Glück hatte. Natürlich hatte auch meine frühere Bekanntschaft mit Carl und Claudia damit zu tun. Ich war gewohnt, die schriftstellerische Arbeit als Handwerk zu betrachten und nicht als Sache des Talents — das mir natürlich an sich sehr wünschenswert erschien. Ich fragte nicht nach den Problemen der Kunst, sondern nach der Klarheit der Formulierung. Bei all dem dachte ich eigentlich nie an die zusätzliche Einkommensquelle, die sich daraus ergeben konnte — obwohl mir das heute gar nicht mehr verständlich ist.

Ich begann mit einem Artikel, der gegen die Untüchtigkeit der Akademiker zu Felde zog. Ich mußte immer an den berühmten Professor für Zeitungswissenschaft denken, der sein eigenes Blatt zugrunde gerichtet hatte. Ich erwähnte meine Lehrerin, die uns das Wesen der Novelle und der Kurzgeschichte beibrachte, und der es in ihrem ganzen Leben nur gelungen war, Texte für Glückwunschkarten zu veröffentlichen. Es gab ein paar angesehene Zeitschriften, die Sinn für mutige Attacken hatten — und das war meine Chance. Besorgt und ängstlich sandte ich mein erstes Manuskript ein und gab sehr wenig auf Leslies ermutigende Worte.

Vier Wochen später stand ich eines Morgens vor meiner Klasse und unterrichtete, als es plötzlich heftig an der Türe klopfte. Leslie trat ein, winkte mit einem quadratischen Briefumschlag und sprang mir freudig entgegen: "Ich habe es gewußt! Ich habe es dir gesagt", rief sie, noch ehe ich die Adresse des Absenders feststellen konnte.

In dem Brief war ein Scheck über 75 Dollar und eine kurze Mitteilung des Chefredakteurs: "*Ihr Manuskript hat uns gefallen*", las

ich. *"Wir möchten Ihnen mitteilen, daß wir auch weitere Arbeiten von Ihnen gerne sehen würden".*

Bis dahin hatte ich meine Aussichten mit sehr ruhigem Pessimismus beurteilt. Ich hatte es nicht gewagt, große Hoffnungen zu hegen. Nun gab ich mir selbst das Versprechen, daß dies anders werden würde. Wie hatte doch Claudia gesagt? "Wenn du außer einem kräftigen Rücken noch andere gute Eigenschaften besitzt, dann bist du mit der schriftstellerischen Arbeit nach etwa zehn Jahren im großen und ganzen fertig. Aber dann darfst du um keinen Preis auf das Geschaffene zurückblicken. Du wirst weinen und jammern. Gönn dir dann noch einmal fünf oder zehn Jahre, und wenn du stark genug bist, wirst du einfach lachen." Es lohnte sich, für dieses Ziel zu arbeiten. Vor allem war dies eine Kompensation für mein bitteres Gefühl der gesellschaftlichen Unzulänglichkeit.

Zwei Monate später wurde ein weiterer und viel gründlicherer Artikel von einer anderen angesehenen Zeitschrift angenommen. Diesen Artikel konnte ich unter meinem wirklichen Namen veröffentlichen. Mein Glück verwirrte mich zu sehr, als daß ich es hätte genießen und auskosten können. Ich wußte, daß der Schriftsteller ebenso wie der Musiker oder der Maler jahrelange Übung brauchten, um Erfolg zu haben. Ich war froh, daß meine Bemühungen so vielversprechend erschienen. Für den Augenblick brauchte ich zu meiner Befriedigung nicht mehr als das.

Im dritten Monat des zweiten Jahres, das ich mit Leslie verbrachte, kam Leslies Mutter unangekündigt zu Besuch. Sie erkannte trotz all unserer Bemühungen den lesbischen Charakter unserer Beziehung. Ich bin noch heute davon überzeugt, daß Leslies häufige und unbekümmerte Bemerkungen über mich, die sie in ihren Briefen machte, den Verdacht der Mutter schon vor ihrer Ankunft erweckt hatten. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Mutter eben wegen dieses Verdachtes kam, obgleich sie dies leugnete. Am zweiten Abend, den sie mit uns verbrachte, bat sie Leslie, aus dem Zimmer zu gehen, weil sie mit mir allein sprechen wollte. Leslie warf mir, ehe sie sich auf den Weg in die Schulbibliothek machte, einen Blick zu, der mir sagte, daß sie das Anliegen ihrer Mutter deutlicher verstand als ich.

Leslies' Mutter war viel jünger als meine Mutter. Ihre dunkle Schönheit war anziehender als die Anmut ihrer Tochter. Ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft unbehaglich, und dies war nicht nur auf ein

natürliches Vorurteil zurückzuführen. Sie hatte nämlich einen durchdringenden Blick, und sobald Leslie das Zimmer verlassen hatte, fühlte ich mich von ihr geradezu analysierend seziert. Ihre ersten Worte waren zwar offen und deutlich, aber sie brachten mir doch auch Erleichterung. "Diana, Sie sind gut zu Leslie", sagte sie. "Aber Sie sind nicht gut für Leslie. Leslie ist vollkommen verrückt nach Ihnen. Ich wollte mit Ihnen sprechen, ehe ich mit Leslie darüber rede. Ich werde sie vor meiner Abreise wieder in der Schule unterbringen. Ich werde vielleicht Ihre Hilfe brauchen. Sie ist sehr eigensinnig."

Ich leugnete und protestierte natürlich. Leslie wäre glücklich mit mir, sagte ich. Ihre freundschaftlichen Gefühle wären durchaus normal. Sie hatte bessere Studienerfolge als je zuvor, und sie haßte den Schlafraum im College. Meine Worte blieben vollkommen wirkungslos. Leslies Mutter sah mir ernst in die Augen.

"Sie haben Leslie in der Hand, und Sie wissen das sehr gut", meinte sie. "Aber Leslie muß von Ihnen loskommen. Ich kenne Leslie zu gut. Ich weiß, daß sie damit nicht den Anfang machen wird. Diana, Sie müssen den ersten Schritt tun und Leslie dazu zwingen. Sie müssen Leslie von sich aus aufgeben." Sie versuchte zuerst, ruhig zu sprechen und setzte schließlich rasch und erregt fort. Sie erwähnte, daß sie schon vor Jahren um Leslie besorgt gewesen war, weil Leslie sich in ihren Backfischschwärmereien sehr merkwürdig verhalten hatte. Sie war bekümmert, weil Leslie an Männern kein Interesse fand. Und zum Schluß gab sie mir ganz brutal zu verstehen, daß sie wegen dieser letzten "gemeinen Schamlosigkeit" Schande empfand.

Ich wiederhole hier das Wort "*gemeine Schamlosigkeit*", das sie benützte. Bis zu diesem Wort hatte ich ihr in beängstigtem Schweigen zugehört. Ich hatte mir vorgenommen, ruhig zu sein. Nur mit Ruhe war etwas auszurichten. Ich mußte nicht nur an mich selbst denken, sondern auch an Leslie, denn ihre Mutter hatte mich auf kluge Weise in eine Zwangslage gebracht, indem sie meine Hilfe begehrte. Aber ich hatte es jedenfalls nicht nötig, mich von irgend einem Menschen beleidigen zu lassen.

Mit sorgfältig gewählten Worten und mit gedämpfter Stimme — um mein Zittern nicht zu verraten — antwortete ich. Hätte Leslie jemals irgend eine Anhänglichkeit an ihre Mutter gezeigt, dann hätte ich diesen Versuch nicht unternommen. Ohne weiter zu leugnen, holte ich mit der Kraft eines in seinen tiefsten Gefühlen verletzten Menschen

zum Gegenschlag aus. Worte, die ich jahrelang unterdrückt hatte, drängten sich mit der Kraft der tiefsten Überzeugung über meine Lippen. Ich hatte nicht gewußt, wie spontan ich antworten würde. Mir war klar, daß das Reden nichts nützen konnte, aber das wohltuende Gefühl, eine Beleidigung zu beantworten, triumphierte über meinen Verstand. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich in dieser Diskussion objektive Distanz gewinnen konnte. Und das half mir. Plötzlich aber empfand ich Mitleid mit dem bedrängten Herzen einer Mutter, und ich wurde geradezu zärtlich. "Ich verstehe Ihre Gefühle", sagte ich abschließend. "Aber bitte, verlangen Sie von Leslie nicht zu viel. Sie können sie nicht ändern. Sie können nur versuchen, sie zu verstehen."

Ich weiß nicht, ob sie mir überhaupt zuhörte. Anfangs hatte sie zusammenhängend und logisch gesprochen. Nun reagierte sie vollkommen aufgelöst. Ihre Stimme überschlug sich, und sie brach in heftiges Schluchzen aus. Ich erhob mich. Wenn ich schon zuhören mußte, dann war es leichter, wenn ich ihr weinendes Gesicht von oben sah.

"Ich weiß nicht, warum Leslie so geworden ist", weinte sie vor sich hin. "Es ist schlimmer als eine körperliche Verkrüppelung." Und dann brach sie kreischend aus: "Mir wäre lieber, Leslie wäre tot!"

Plötzlich schienen mich meine Sinne zu verlassen. Ich starrte unbeweglich auf dieses Zimmer und auf diese Frau, die aus irgend einem bösen Traum hier eingedrungen war. Der Kamin, die Bücher und die Lampe schienen mir in meinem Schwindelgefühl wild durcheinanderzukreisen. Ich sah ein Bild vor mir, das nicht der Wirklichkeit entsprach, sondern einer surrealistischen Photomontage ähnelte. Mit schlafwandlerischer Sicherheit schlüpfte ich in meinen Mantel, hob Bonk auf und verließ das Haus. Ich merkte erst so recht, was ich getan hatte, als ich schon auf der Straße war und mit raschen Schritten in die Stadt eilte. Ich machte erst bei einem Hotel Halt, wo ich mir eine Flasche Whisky besorgte und ein Zimmer nahm. Ich wollte bis zur Bewußtlosigkeit trinken. Das schien mir gerade das richtige. Aber der Alkohol hat in Verbindung mit der Kraft der Erinnerung eine merkwürdige Wirkung. Je mehr ich trank, um so deutlicher hörte ich die kreischende Stimme, die mir bis ins Herz gedrungen war: "*Mir wäre lieber, Leslie wäre tot!*" Ich weiß nicht, was mich schließlich veranlaßte, nach ein paar Stunden in die Wohnung zurückzukehren.

Vielleicht war es ein Gefühl, das mit jenem Trieb verwandt ist, der den Täter an den Tatort zurückbringt. Jeden Schritt schien ich gegen meinen Willen zu tun — und doch eilte ich, rannte ich, lief ich ...

Als ich die Türe öffnete, hatte ich fast ein Gefühl der Erleichterung. Leslie saß bei ihrer Mutter, ihr gegenüber. Aber Leslie war halb zum Fenster gewandt. Ich spürte, daß Leslie mich erwartet hatte, und daß die beiden schon geraume Zeit kein Wort gesprochen hatten. Ich versuchte, an ihnen vorbeizukommen und in mein Zimmer zu gehen. Leslies Worte hielten mich an. "Diana," sagte sie, "ich bleibe bei dir." Sie machte diese Feststellung ohne innere Gefühlsbeteiligung. Ihre Mutter saß da, hielt ihr Taschentuch an den Mund und sah weder Leslie noch mich an. Ich konnte nur vermuten, was hier vorgefallen war. Ich schüttelte den Kopf und versuchte weiterzugehen. Aber Leslie sah mich so flehentlich an, daß ich sie nicht verlassen konnte.

"Diana, sag meiner Mutter, daß ich nie so glücklich war wie jetzt." Ihre Worte überschlugen sich geradezu. "Sag ihr, daß ich nie so gut gelernt habe. Sag ihr alles. Aber eines sag ihr bitte um Himmels willen — daß ich dich nicht verlassen werde!"

Nie zuvor hatte ich Leslie so erregt gesehen. Ihre Augen waren katzenartig verengt. Als ich merkte, daß sie ihre eigene Mutter verächtlich ansah, überkam mich das unerklärliche, zornige Bedürfnis, sie zu schlagen. Ich dachte jetzt nicht daran, daß Leslie für uns beide eintrat. Ich war wütend, weil sie es nicht fertiggebracht hatte, uns beiden all das zu ersparen. Sie hatte natürlich nichts dagegen tun können. Hier stand ich nun und sah die beiden Frauen, die mich um Hilfe gebeten hatten — jede auf ihre Art. Ich faßte Mut und bezog eine Stellung, die Kompromisse unmöglich machte. Ich mußte mich entscheiden. Ich wußte, daß Leslies Mutter von mir flehentlich ein Wort erbat, das unserer Beziehung ein Ende machen würde. Und ich fühlte, daß Leslie mich in panischer Angst um ein Wort der Ermutigung bat. Ich wandte mich der Mutter zu: "Welchen Sinn hätte es", fragte ich, "wenn Leslie mich verlassen würde? Sie müssen mit den Tatsachen rechnen. Früher oder später würde Leslie eine andere Frau suchen und finden."

Leslies Mutter stellte von neuem die Frage, wieso gerade ihre eigene Tochter eine solch anomale Entwicklung genommen hatte. Diese Frage brachte mich auf einen Gedanken. Schließlich und endlich handelte es sich hier nicht nur um Leslie, sondern auch um mich.

Leslie blickte mich nun eher ängstlich als böse an. Aus ihren Augen sprach die Bitte, für uns einzustehen.

Vielleicht waren die Worte, die ich nun sprach, nicht klug gewählt. Aber ich glaubte damals und glaube heute noch, daß ich mich richtig verhielt. Ich hatte schließlich für Leslies lesbische Neigung eine plausible Erklärung anzuführen, und angesichts der Verwirrung, die Leslies Mutter zeigte, hatte ich keinen Grund mehr, diese Erklärung zurückzuhalten. Mit Leslie hatte ich über diese Motivierung ihrer lesbischen Natur nie gesprochen, und sie war nun ebenso überrascht wie ihre Mutter. Das war bedauerlich, aber es konnte mich von meinem Vorhaben nicht mehr abbringen.

"Sie und Leslies Vater haben alles getan, um aus Leslie eine Lesbe zu machen", sagte ich. "Sie haben ihr bloß nicht gesagt, daß sie eine ist. Leslie hat mir erzählt, daß sie *Papas Junge* war. Schon das allein war ausreichend, um ihre Emotionen in die falsche Richtung zu lenken. Wie furchtbar ist es doch, einem Kind derartiges anzutun! Sie haben damals darüber gar nicht nachgedacht, und Sie haben sich wohl seither auch nicht den Kopf über diese Dinge zerbrochen. Aber das ändert nichts an dem Ergebnis: Leslie war nie mehr imstande, den richtigen Weg zu gehen. Und das war noch nicht genug! Ihr Vater hat diese Methode sogar bis heute beibehalten!"

Mir war bekannt, daß Leslies Vater manchmal Briefe schrieb, die mit den Worten begannen: "*Lieber Sohn.*" Leslie hatte mir erklärt, daß ihr Vater das als einen Scherz ansah, aber mir verursachte das immer eine kribblige Gänsehaut. Ich konnte also ihren Vater jetzt nicht schonen. Er war mir immer dumm oder egoistisch vorgekommen, und ich glaubte jedenfalls, daß er keine Sympathie verdiente. Er war schließlich daran schuld, daß Leslie an ein Mädchen-College kam, und daß sich dadurch ihre Anlagen noch deutlicher entwickelten.

"Ich habe eine Mädchenschule besucht", setzte ich fort. "Ich habe in einer Mädchenschule unterrichtet. Die schnellste Methode, ein Mädchen auf diesen Weg zu bringen, besteht darin, daß man sie von Männern fernhält und mit tausend. Frauen zusammenpfercht. Leslie war von Anfang an sexuell unentschieden. Sogar ihr Name ließ Zweifel offen! Dann hat man sie durch Einflüsse des Milieus so weit gebracht."

Leslie war von meiner kalten Entschlossenheit erschüttert. Aber auch ich spürte einen kalten Schauer. Ich sprach weiter: "Ich glaube, daß ich Ihnen damit die Antwort auf Ihre Frage gegeben habe. Es ist

eine grausame Antwort, und das ist mir wohl bewußt. Aber es ist die Wahrheit. Dagegen ist eben nichts zu machen." — Erschrocken blickte ich in Leslies Augen, und erschrocken sah sie mich an. Wir erkannten Dinge, die wir nie zuvor bemerkt hatten. Irgendwie fühlte ich allmählich, daß ich das Feld beherrschte.

Ich war vollkommen erschöpft und hatte nichts mehr zu sagen. Leslies Mutter sollte nur endlich gehen und uns allein lassen ..

Wäre ich so zuversichtlich gewesen, an den Sieg der Psychologie über alle Vorurteile zu glauben, dann hätte mich die letzte Reaktion von Leslies Mutter in Verzweiflung versetzt. Sie spielte ihre beste Karte erst aus, als sie uns schon verlassen hatte. Sie schickte Leslie eine kurze Mitteilung, daß sie sich entweder für mich oder für ihre Familie zu entscheiden hatte. Die monatlichen Geldsendungen würden bis zur Beantwortung dieser Frage eingestellt werden. Leslie zeigte mir diesen Brief. Darin waren auch einige übertriebene Worte von Mutterliebe und innigen Wünschen zu lesen, die das Ungeheuerliche dieser Entscheidung nur noch deutlicher erkennen ließen. "Ich bete zu Gott," hieß es in diesem Brief, "daß er Dir Verstand gibt, ehe es zu spät ist."

Leslie, die sehr praktisch und sogar ein wenig materialistisch eingestellt war, fragte in panischem Schrecken, ob sie mich nun nicht doch verlassen mußte. Aber es gab eine Lösung, wenn ich nur den Mut dazu hatte. Mein Gehalt und meine gelegentlichen Honorare für schriftstellerische Arbeiten reichten für uns beide aus, wenn wir sparsam waren — ungeachtet der Tatsache, daß ich auch für Mutter sorgen mußte. Lesben neigen dazu, wie ich feststellen konnte, alle gemeinsamen Ausgaben streng zu verrechnen. Ich sah jedoch keinen Anlaß, mich an diese Gewohnheit zu halten, wenn die Umstände es nicht erlaubten. Eine ganz andere Frage war die verantwortungsvolle Entscheidung über Leslies Trennung von ihrer Familie.

Normale Liebespaare zittern vor der Möglichkeit, aus ihren Familien ausgestoßen zu werden. Aber der normale Mensch kann seinen ersten Sohn immer noch nach dem Großvater nennen und damit auf Verzeihen hoffen. Das lesbische Liebespaar, das schon von Anbeginn als "schmutzig und gemein" galt, hatte nichts zu erhoffen. Im besten Fall konnte es damit rechnen, vergessen zu werden.

Ich konnte keine Entscheidung treffen, und es war schließlich auch nicht meine Aufgabe, hier zu entscheiden. Ich sagte Leslie zwar, daß

ich ihr gerne helfen wollte, aber damit suchte ich nicht, ihren Entschluß zu beeinflussen. Sie antwortete unverzüglich. Sie wollte von mir Geld borgen und es mir zurückzahlen, sobald sie die Schule beendet und Arbeit gefunden hatte.

Bei dieser Neuregelung ergab sich aber ein Problem, das mir besondere Sorgen machte. Auffällige Freigebigkeit deutete in den Augen anderer immer auf ein homosexuelles Verhältnis hin. Sogar Carl hatte diese Tatsache einmal erwähnt und davon gesprochen, daß Homosexuelle mit geldlicher Unterstützung meist nicht zurückhalten. "Komisch," hatte Carl gesagt, "in diesem Märchenland gibt es schrecklich viel Philantropie. Manchmal ist es sogar recht wohlhabende Menschenfreundlichkeit." Dies war eine der wenigen zutreffenden Bemerkungen über Homosexuelle, die ich je in der "normalen Welt" gehört hatte. Ich selbst war nie irgend einer Lesbe begegnet, die nicht besonders freigebig gewesen wäre. Die Einstellung schien mir irgendwie erklärlich, und ich führte sie auf das lockere Gefühl der Gemeinsamkeit zurück, das sich vom dritten Geschlecht auf die beiden anderen Geschlechter erstreckte.¹⁴ Dennoch war ich besorgt, daß die Umwelt an dieser offenen Form der materiellen Unterstützung Anstoß nehmen würde. Leslie begriff meine Bedenken, und so beschlossen wir, daß niemand erfahren sollte, daß ich für ihren Unterhalt sorgte. Leslies Rechnungen sollten bar bezahlt werden und nicht von meinem Bankkonto.

Ich war irritiert, daß Leslie den Brief ihrer Mutter nicht einmal beantwortete. Sie zeigte nie auch nur einen Augenblick lang irgend ein Gefühl der Reue. Da ich selbst eine respektvolle und liebevolle Tochter war, beunruhigte mich die Gefühlskälte, die Leslie zur Schau trug. Endlich begriff ich, daß Leslie um meinetwillen mir diese Empfindungslosigkeit nur vorspiegelte. Aller Überzeugung und aller Liebe zum Trotz blieb die Tatsache bestehen, daß ich für Leslies seelische Entwurzelung verantwortlich war — mehr als Leslie selbst eingestehen wollte. War meine Liebe stark genug, um für Leslie diesen kräftigen Schlag auszugleichen? Ich brauchte mehr Mut denn je, wenn ich sie davor bewahren wollte, ihren Schritt zu bereuen.

¹⁴ Der Sinn dieses Satzes blieb für mich unklar.

Meine erste Short Story

Als sich Leslie fünfzehn Monate nach Beginn unseres Liebesverhältnisses von ihrer Familie loslöste, wurde sie materiell vollkommen von mir abhängig. Es machte mir Freude, zu überlegen, wieviel Geld sie jede Woche brauchen würde, daran zu denken, daß ihr nichts fehlte und sie mit einem Wochenendausflug zu überraschen, wenn ich etwas Geld ersparen konnte. Das männliche Element meines Wesens war durch dieses stolze Gefühl besonders angesprochen.

Meine weibliche Natur befürchtete, daß die Chancen nicht gleich verteilt waren. In der normalen Welt hätte dieses einseitige Verhältnis die Freude am Risiko ausgelöst. In der Welt der Lesben wurde alles undeutlich und verworren. Wenn ich nicht nur der Gesellschaft und der Familie trotzte, sondern auch die finanziellen Gebräuche der lesbischen Welt verachtete, dann ging ich bisher ungeahnte Risiken ein. Ich mußte gegenüber Leslie taktvoll sein und den Gedanken an ihre Familie mit mutiger Entschlossenheit von mir weisen. Wenn ich mich an den Besuch von Leslies Mutter erinnerte, dann betrachtete ich ihn als mein unangenehmstes Erlebnis.

Ich konnte dieser Verantwortung nicht ausweichen. Wenn wir glücklich sein wollten, mußten wir uns Gefahren aussetzen. Ich hatte nicht die Absicht, Leslie zu veranlassen, mich ihrer Mutter zuliebe aufzugeben. Das wäre unnützer Heroismus gewesen. Ich hätte damit nicht mehr erreicht als eine kurze Erleichterung meines Gewissens. Leslie wäre nach wie vor eine Lesbe gewesen

Zu dieser Zeit hatte ich schon genügend Lehrerfahrung und konnte mich also mehr der schriftstellerischen Tätigkeit widmen. Alle Nachmittage bis auf zwei, die für Besprechungen und Konferenzen reserviert waren, standen mir frei, und so verbrachte ich sie mit schriftstellerischer Arbeit. Ich hatte zwar mit Artikeln begonnen,

wandte mich aber nun der Short Story zu, weil ich den Eindruck hatte, daß man sie schneller schreiben konnte, und daß sie besser bezahlt wurden. Ich sollte aber sehr bald feststellen, daß man eine Short Story nicht so rasch verfassen konnte, wie ich dachte. Meine ersten Arbeiten sandte ich Myrna, die auch Carls Manuskripte an die Presse vermittelte. Sie ließ sich in ihrer Antwort nicht von Erwägungen der Freundschaft beeindrucken, sondern schrieb ganz offen: "Vergiß, um Himmels willen, was Du über das Schreiben im College gelernt hast. In Deinem Manuskript ist genug Stoff für zwei ganze Romane."

Ich folgte ihren Anweisungen und machte aus meinem ersten Manuskript gleich drei Short Storys. Eine davon ließ sie mich wieder umarbeiten, damit sie überhaupt anzubringen war. Außerdem riet sie mir, die beiden anderen zwanzig Jahre lang niemandem anzubieten. "Vielleicht wird dann eine Zeitung diese Geschichten kaufen, weil sie von Dir sind und Dein Name dann schon berühmt ist." Innerhalb weniger Wochen gelang es ihr, meine Kurzgeschichte einer zweitklassigen Frauenzeitschrift für fünfzig Dollar zu verkaufen. Dieser Betrag konnte natürlich dem Aufwand an Arbeit keineswegs entsprechen. Ja, er stand nicht einmal in vernünftiger Relation zu meinen Ausgaben.

Ich merkte, daß Leslie für mich ein Luxus war. Der Gedanke an ihre Zukunft machte mir Angst. Sie wollte in Bakteriologie promovieren, ehe sie mit dem Medizinstudium begann. Der Unterricht, Laborgebühren und Lehrbücher mußten Beiträge verschlingen, die weit über mein Einkommen gingen.

"Ich werde ein paar Jahre das Studium unterbrechen und arbeiten", sagte sie. "Irgendwas werde ich schon finden. Ich kann es nicht ertragen, daß du so hart arbeitest. Wenn ich mit dem Medizinstudium beginne, werden allein die Gebühren 500 Dollar im Jahr ausmachen. Stell dir doch das nur einmal vor!"

Ich wußte, was das für uns bedeutete, aber ich konnte es nicht zulassen, daß sie das Studium aufgab. Leslie war auf dem richtigen Weg, sie war an ihrem Studium ernsthaft interessiert, und obgleich ich schändlicherweise nichts davon verstand, hatte sie mir doch soviel erklärt, daß ich von ihrem geistigen Horizont stark beeindruckt war. Ihr Verstand wurde durch ein Mikroskop ebenso angeregt wie der meine durch ein Klavier. Der große Unterschied zwischen uns beiden bestand darin, daß sie meine Interessen wirklich würdigen konnte,

während ihr Tätigkeitsgebiet mir nur ehrfurchtsvollen Respekt einflößte. Ich wollte ihr das gleiche Studium ermöglichen, das ihre Eltern ihr geboten hätten. Das war die Aufgabe, die ich um jeden Preis zu bewältigen suchte. Ich überlegte, ob ich meine Einnahmen durch Musikunterricht erhöhen konnte, aber ich wußte, daß man mir vom College aus Hindernisse in den Weg legen würde. Meine Sorgen und mein Versagen auf dem Gebiet der Kurzgeschichte brachten mich schließlich auf eine Idee. Ich schrieb Myrna einen Brief.

In Myrnas Antwortschreiben hieß es: "Du entwickelst Dich ganz gut, und ich möchte eigentlich nicht, daß Du zu einer Kommerzschreiberin wirst. Aber die Herausgeber der Romanhefte zahlen nun mal ganz gut für Manuskripte. Wenn Du Dich damit beschäftigst und Deine Vorurteile fallen läßt, dann kannst Du in ein oder zwei Tagen eine packende Liebesgeschichte schreiben. Behalte nur die Formel im Auge: *Sünde, Leiden und Reue*. Nenn' Deinen Helden Mike und Deine Heldin Cynthia und würze die Geschichte noch einmal so stark, als Du es für gut hältst. Und vor allem: Du darfst die Geschichte nicht schreiben: Du mußt sie erzählen." — "Ich befasse mich mit solchen Sachen nicht selbst", hieß es weiter in Myrnas Schreiben. "Aber Du kannst mir ein paar Manuskripte schicken, und ich werde sie einem Vermittler geben, der sich damit beschäftigt. Und sobald Du finanziell in Ordnung bist, kehren wir zu ernsthafteren Aufgaben zurück."

Tagelang las ich nichts als Schundhefte. Ich machte Streifzüge durch das Vergnügungsviertel der Stadt, weil ich dieses Viertel zum Schauplatz meiner Geschichte machen wollte. Ich versuchte, Kellnerinnen ins Gespräch zu ziehen, um zu erfahren, was sie eigentlich in einer derartigen Geschichte suchen, aber die Leute starrten mich nur verblüfft an. Schließlich bat ich Nora, die Tochter des Pedells und eine begeisterte Leserin solcher Romanhefte, meine Kritikerin zu sein. Ich begriff bald, daß es falsch wäre, sich das Schreiben dieser Geschichten zu schwer zu machen. "Schundliteratur" mußte im lockeren Konversationston geschrieben sein. Ich bat also Leslie, eine Geschichte, die ich auf Grund meiner Notizen diktierte, stenographisch aufzunehmen.

Sobald diese erste Geschichte maschinengeschrieben vorlag, las ich sie nochmals. Aus Nora war kaum ein Wort der Kritik herauszubringen, aber ihr gutmütiges Lächeln sagte mir, was ich wissen wollte. Ich änderte kein einziges Wort.

Die Sache war ein Erfolg. Ich verkaufte das Manuskript "*Eine Nacht in der Hölle*" für 150 Dollar, und der Herausgeber bat um weitere Arbeiten. Leslie und ich waren verrückt vor Freude. Sie konnte also weiter studieren! Sie konnte mit mir die gleichen Chancen haben wie durch ihre Familie! Für mich bedeutete das noch viel mehr. Leslie war für mich ein Lebensziel, eine Aufgabe, ein Mensch, für den ich arbeiten konnte. Ich war in meinem Beruf nun fest verankert und hatte es satt, mich immer wieder provisorisch einzurichten. Ich wollte Wurzel schlagen, nützlich sein und die normale häusliche Sicherheit genießen. Leslie gab mir all das, und als sie mich bat, ihr zu versichern, daß wir immer zusammenbleiben würden, bejahte ich das — nicht nur weil ich daran glaubte, sondern auch weil ich es glauben wollte.

Jeden Abend diktierte ich Leslie, sobald sie mit ihrem Lernpensum zu Ende war. Manchmal ging das sehr langsam. Manchmal hatte ich am Anfang nicht die leiseste Vorstellung, was *Mike* und *Cynthia* zustoßen würde oder wie sie aus der verzweifelten Lage, in die ich sie versetzt hatte, herausfinden sollten. Oft gelang es Leslie, die mit gezücktem Bleistift dasaß, die beiden Helden durch eine spannende Idee zu retten. Unsere große Schwierigkeit bestand nicht darin, die Geschichten weiterzutreiben, sondern vielmehr darin, sie ohne Anfälle von Gelächter zu Ende zu bringen.

Der Dekan des College hatte an meinen ersten Fachartikeln Gefallen gefunden, und ihm war auch sympathisch, daß ich einen Beitrag zum Lehrplan geliefert hatte. Woran ich nun arbeitete, mußte er ja nicht wissen. Meine schriftstellerische Tätigkeit war eine ausreichende und triftige Entschuldigung dafür, daß ich am geselligen Leben keinen Anteil nahm. Wir beide waren glücklich, wenn wir mit der normalen Welt nicht allzu engen Kontakt hatten. Ich war sehr beschäftigt, und so konnte ich den Mangel eines gesellschaftlichen Lebens nicht fühlen. Ich war froh, daß mir diese Produktion billiger Schundliteratur regelmäßige Einnahmen verschaffte. Mehrere Verleger förderten mich wohlwollend, und es war ermutigend, daß sie mir die Manuskripte nicht einfach zurücksandten, wenn ihnen die Handlung, die Darstellungsweise oder die Länge nicht zusagte, sondern mich aufforderten, diese Fehler zu korrigieren. Finanziell zumindest ging es mir gut. Dies war teilweise darauf zurückzuführen, daß ich mit Leslies Hilfe sehr viel produzieren konnte und aus einem Stoff gleich ein halbes Dutzend Manuskripte zimmerte, und teilweise auf die erhöhten

Honorarsätze. Und bei der Tochter des Pedells zumindest stand ich in hohem Ansehen. Während der ersten Hälfte des zweiten Jahres unseres gemeinsamen Lebens überzeugte ich mich nicht nur davon, daß ich für Leslie sorgen konnte, sondern fühlte auch, daß ich mich ihrem Bedürfnis nach einer dauernden Verbindung immer mehr und immer deutlicher anschloß. Trotz all meiner Versicherungen konnte ich jedoch in Leslies Verhalten mir gegenüber eine neue und merkwürdige Melancholie spüren.

Meinen besorgten Fragen wich sie wohlwollend aus und schob die Schuld an ihrer schlechten Laune auf Studiensorgen.

Im Laufe der Zeit verstärkte sich mein Unbehagen. Es war mir neu, daß sie böse wurde, wenn ich sie zum Diktat rief, und daß sie mich gleich darauf mit übereifriger Zerknirschung küßte. "All das tust du für mich", sagte sie. "Ich bin froh, daß ich dir helfen kann!" Es war auch ganz ungewöhnlich und neuartig, daß sie minutenlang geistesabwesend dasaß und nicht einmal von meiner Anwesenheit Notiz nahm oder auch nur merkte, daß ich auf dem Klavier die Stücke spielte, die sie gerne sang.

Am deutlichsten zeigte sich ihr unnatürliches Verhalten in unserer sexuellen Beziehung. Allmählich erkannte ich, daß zwischen ihrer geistigen und ihrer sinnlichen Liebe keine Übereinstimmung bestand. Je schwächer die geistige Beziehung wurde, umso stärker und intimer gestaltete sich die körperliche. Es fiel mir auf, daß sie durch die bloße Assoziation der sinnlichen Liebe — sei es in einem Buch, sei es in einer Straßenszene — ungewöhnlich stark erregt wurde. Sie verlangte immer häufiger nach mir, und ihre sexuelle Besessenheit schien krankhaft und nicht in Obereinstimmung mit ihrer natürlichen Vitalität. Ich verabscheute den Gedanken, daß die geschlechtliche Vereinigung plötzlich aus dem Zusammenhang mit der geistigen Liebe gelöst war, und daß der Orgasmus das einzige Motiv unserer Beziehung sein sollte. Mir war die Sexualität nie als Selbstzweck erschienen, und mich bedrückte die Auffassung, der zufolge das Geschlechtsleben nur eine Funktion ist, die man eben erfüllt. Ich fürchtete mich vor einer Übersättigung der Leidenschaft und fragte mich, ob Leslies Trieb überhaupt einen Sättigungspunkt hatte, ob ihre Sehnsucht überhaupt befriedigt werden konnte. Ich wußte, daß Frauen mit starken sexuellen Reaktionen heftige körperliche

Empfindungen haben konnten, ohne daß ein körperlicher Kontakt erfolgte. Aber mein Wissen war in dieser Beziehung rein theoretischer Natur. Alles, was sich jetzt abspielte, schüchterte mich ein und verwirrte mich. Ich wußte nicht, was Leslies sexuellen Appetit so mächtig angeregt hatte, und das Herumgrübeln brachte mich auf den Gedanken, daß ich vielleicht selbst daran Schuld hatte. Die Qualen der Frau, die unbefriedigt im Bett liegt, kannte ich zu gut, und darum hatte ich nicht das Herz, sie zu ignorieren, wenn sie mich brauchte — obgleich dies meine Kräfte über alle Maßen erschöpfte.

Ich redete mir ein, daß sie unter den schmachtenden Liebkosungen nicht weniger Zärtlichkeit empfand als bisher. Aber ich stellte in diesen Wochen fest, daß Sinnlichkeit mit Zärtlichkeit sehr wenig zu tun hatte. Ich konnte mich eines gelinden Schauders nicht erwehren, wenn ich merkte, daß die Ekstase mit wohlüberlegter, praktischer Hast planmäßig erzeugt wurde, denn ich erkannte den Kampf, der sich zwischen Leslies Willen und Leslies Instinkt abspielte und der durch meine Nachsicht nicht gelindert, sondern noch verschärft wurde. Diese Erkenntnis gab mir den Mut, einen Versuch zum Abbau jener Spannungen zu unternehmen, die Leslie zwischen uns erzeugt hatte.

Die Erfahrung hatte dazu geführt, daß die sexuelle Initiative bei mir lag, und ich hatte daher den Vorteil, das Tempo bestimmen zu können. Noch wichtiger war die Tatsache, daß der lesbische Sexualakt sowohl als Einzelakt wie auch auf der Grundlage der Gegenseitigkeit ausgeführt werden kann. Dies gab mir die Möglichkeit, ihren Trieb zu befriedigen ohne mit dein meinen Mißbrauch zu treiben. Darin bestand unser Kompromiß, und darin bestand mein Schutz.

Aber weder die Nachsicht noch die Enthaltbarkeit brachte mich dem Verständnis des Problems näher. Ich konnte Leslie nicht zu sehr drängen, mir zu sagen, was eigentlich nicht stimmte. Ich sehnte mich danach, in die Sphäre ihrer Entrücktheit vorzustößen und das Gleichgewicht wieder herzustellen, aber ich wußte, daß sie mir im geeigneten Zeitpunkt alles auf ihre Art erklären würde.

Der Zeitpunkt kam und damit ihre Aufklärung. An einem regnerischen Abend, der mich an unsere erste Nacht erinnerte, kam Leslie zu mir und setzte sich auf mein Bett. Ohne näher zu mir zu rücken, sagte sie, daß meine unbewußte Fürsorge viel grausamer wäre als jede absichtliche Grausamkeit.

"Du weißt das nicht", sagte sie. "Nur aus diesem Grund halte ich es überhaupt aus. Aber du mußt mich jetzt verstehen. So wie die Dinge jetzt liegen, kann es nicht weitergehen. Ich komme mir wie eine Episode vor. Ich habe den Eindruck, daß du dich auf mich stützt, bis du Jane wieder haben kannst. Ich war früher nicht ängstlich, weil ich glaubte, daß ich deine Liebe zu mir erringen konnte. Ich wußte, daß du mich nie so lieben würdest wie Jane, aber ich dachte, daß du mich doch so lieben würdest, daß meine unsinnige Liebe zu dir Rechtfertigung finden könnte. Ich habe alles aufgegeben. Ich mußte alles aufgeben. Wahrscheinlich ist es nun so schwer, weil ich mir vorgenommen habe, niemals von irgend einem Menschen abhängig zu sein. Aber nun bin ich über das Warten und Hoffen hinaus. Das ist alles. Ich habe mir eigentlich vorgenommen, dir nie etwas davon zu sagen." Einen Augenblick lang glaubte ich, daß sie in Tränen ausbrechen würde.

"Ich kann das nicht aushalten. Es wird immer ärger. Ich sehne mich nach dir. Ja, du bist gut, und du bist lieb zu mir, aber das ist nicht genug. Ich will deine Liebe besitzen, so wie Jane sie besessen hat. Ich will, daß du dich mir hingibst, wie ich mich dir hingebe, aber das ist bei dir immer nur zwei oder drei Mal der Fall. Du bist manchmal so fern — sogar wenn du mich liebend umfängst. Ich kann an dein Innerstes nicht herankommen. Ich habe versucht, Jane zu vergessen. Je mehr ich mich bemühte, um so furchtbarer verfolgt mich der Gedanke."

Leslie unterbrach einen Augenblick, und dann setzte sie rasch fort: "Eines Abends hast du mir die Worte diktiert: *'Wenn die Liebe wahr sein soll, dann muß sie wachsen. Die Wurzeln der Liebe reichen in die Tiefe, und sie verknüpfen sich mit dem ganzen Lebensplan, der uns auf die Zukunft vorbereitet. Empfindungen nehmen Gestalt an, und praktische Dinge gewinnen an Bedeutung. Ein junges Paar will ein Heim gründen, Freunde finden, Kinder haben. All das ist das Unterpfand der Zukunft, der Prüfstein der Sicherheit.'* Ich erinnere mich an diese Worte, denn ich habe sie aufbewahrt. Ich weiß noch, daß du dein Diktat damals unterbrochen hast, und daß du gesagt hast: *„Mein Gott, was rede ich denn? Das geht doch nicht. Streich das durch und schreib statt dessen die folgenden Worte: Molly wollte ein Heim, und als Joe genug Geld hatte, wollte sie Kinder. Sie wollte kleine stramme Kinder mit Lockenköpfen — so wie Joe als Kind ausgesehen hatte.“*

Leslie sah mich an. Unter anderen Umständen hätte sie bei einem derartigen Zitat gelacht.

"Denk an die Sätze, die du mir diktiert hast, bevor du dich unterbrechen mußt. Das waren vollkommen wahre Worte. Du hast wirklich daran geglaubt. Verstehst du, was ich meine?" Mit einem fast verächtlichen Gesichtsausdruck fügte sie hinzu: "Wir haben keine Zukunft, unser Plan geht über das Abendessen nicht hinaus. Wir können das Gespenst nicht ausschalten, das in jedem wachen Augenblick zwischen uns ist."

Ich mußte Leslie plötzlich schüchtern umarmen. Irgendwie mußte ich ihr zu verstehen geben, wie viel sie für mich bedeutete. Zum Teufel mit dem Gespenst! Ich war doch glücklich. Alles wird gut werden! Alles muß gut werden! Mein Lebensplan stand fest. Leslie hatte selbst diesen Plan entworfen.

Ich möchte mich hier nicht in psychiatrischen Untersuchungen ergehen und nur andeuten, daß Leslies sexuelle Maßlosigkeit mit ihrem Gefühl der Enttäuschung zusammenhing. Die Schlußfolgerung ist vollkommen logisch. Sie fühlte sich enttäuscht und machte äußerste Anstrengungen, um meine Isolierung zu durchbrechen. Ich weiß nicht, ob sie das bewußt tat.

Aber erst als sie den Mißerfolg merkte, konnte sie sich über ihre Gefühle klar werden.

Der psychologische Kurzschluß des enttäuschten Menschen gewann für mich sofort Interesse, als ich die Dinge nüchtern betrachten und die Geschehnisse erfassen konnte. Es war besonders interessant, die Lösung dieser Krise zu beobachten. Leslies stürmische Leidenschaft verebbte wieder und nahm normale Formen an. Ein bloßes Gespräch hatte diese Wirkung getan.

Dieses Problem tauchte nie wieder auf. Erst als alles vorüber war, merkte ich, wie schwer es gewesen war, diesen Sturm der Sinnlichkeit zu ertragen. Nun hatte ich ein leichtes, befreites Gefühl, das sich schon viele Monate nicht mehr eingestellt hatte. Wie süß war doch Leslie! Fast hatte ich das vergessen!

Zwei Wochen nachdem ich mir vorgenommen hatte, das "Gespenst" loszuwerden, kam ein Brief von Jane. Es war eigentlich gerade zu dieser Zeit kein unerwartetes Ereignis. Sie hatte einen Artikel gelesen,

den ich für eine Zeitschrift geschrieben hatte, die sie schon seit langem ständig las. Ich hatte erwartet, daß ihr dieser Artikel auffallen würde. Ja, ich hatte sogar daran gedacht, daß sie mir schreiben könnte. Aber der Zeitpunkt ihres Briefes schien mir doch äußerst ungünstig gewählt.

Jane wohnte in Detroit in einem Hotel. Ihre Familie war in Florida. Sie schrieb, daß sie sich einsam fühlte, und ich fragte mich, was wohl mit Louise geschehen war. In Janes Brief stand: *"Jahrelang (oder sind es nur Monate?) habe ich mich immer gefragt, ob Du nun noch etwas für mich empfindest. Wir hatten so viel, Diana. Wir haben es noch. Wie schrecklich ist doch der Stolz. Aber das ist nun vorbei, versunken in der Einsamkeit. Es ist besser, daß es so ist. Denn nun. habe ich keine Angst mehr, zu sagen, daß ich Dich immer lieben werde."* Ich las diesen letzten Absatz ihres langen Briefes und, einem Impuls gehorchend, den ich noch heute bedaure, machte ich Leslie Mitteilung von Janes Gefühlen. Es ist vielleicht begreiflich, daß ich in privaten Dingen übertrieben ehrlich war, weil ich eine Kompensation für das dauernde Lügen in allen anderen Lebensphasen suchte.

Leslie sagte nichts und ging in ihr Zimmer. Ich warf den Brief ins Feuer und folgte ihr. Sie lag auf ihrem Bett, barg ihr Gesicht in dem Kissen, und nur die Bewegung ihrer Schultern verriet ihr Schluchzen. Ich hatte Leslie niemals weinen gesehen. Ich wußte nicht einmal, daß sie imstande war, zu weinen. Ich faßte sie an und versuchte zu sprechen. Mit einem Ruck entwand sie sich meinen Händen. Vielleicht begriff sie, daß ich das Bedürfnis hatte, allein zu sein.

Hätte ich in einer Epoche gelebt, die über ein Mittel verfügt, die Spannungen in den menschlichen Beziehungen zu ignorieren, dann wäre mein Leben in den nächsten Monaten ganz anders verlaufen. Aber wir waren beide gewöhnt, psychologisch nachzudenken, und die Sprache Freuds war gewissermaßen unsere Umgangssprache. Wir verachteten die Zurückhaltung, wir liebten es, die "Karten auf den Tisch zu legen", wir wollten unserer eigenen Psyche auf die Schliche kommen und das Räderwerk des Unterbewußtseins durchleuchten. Nun beschwor Leslie mich, meine "Karten auf den Tisch zu legen", und auf diese Weise hinderte sie mich, Jane auch nur für einen Augenblick zu vergessen. Der Gedanke an Jane wurde zu einer Zwangsvorstellung, die in leidenschaftliche Eifersucht überging. Janes Brief hatte ich beantwortet und hatte darin auch Leslie erwähnt. "Ich liebe Leslie",

schrieb ich. Mit einem Gefühl der Erleichterung sandte ich den Brief ab. Obgleich Leslie wußte, was ich getan hatte, war sie doch nicht zufrieden. —

Von all den seelischen Spannungen, die zwischen uns bestanden, ist mir eine ganz besonders deutlich in Erinnerung. Leslie bestand darauf, daß ich Jane bei meinem nächsten Besuch in Detroit traf und mir darüber schlüssig wurde, ob ich sie noch wollte. Trotz meines Widerspruchs betonte sie immer wieder, daß diese Angelegenheit noch nicht der Vergangenheit angehörte. Und sie war der Ansicht, daß meine Weigerung, Jane zu sehen, jede Hoffnung auf eine dauernde Verbindung zwischen uns beiden ausschloß. Irgendwie konnte ich Leslies Gefühle verstehen. Ich begriff, daß Leslie, die durch und durch Realistin war, lieber gar nichts haben wollte als nur eine halbe Beziehung. Manchmal aber haßte ich sie geradezu, weil sie unter allen Lesben, die ich kannte, die stärkste Dosis des gefährlichen Giftes der Introversion besaß.

Die Szenen, die sich abspielten und einigermaßen lächerlich wirkten, führten zu keiner Lösung des Problems. Die Vernunft wurde durch die überspannten Nerven irregeleitet. Leslies neurotische Argumente hätten pathetisch gewirkt, wenn sie nicht ärgerlich gewesen wären. Ich wußte jedoch, daß ihre Zwangsvorstellung nicht nur aus hartnäckiger Eifersucht herrührte. Ich schenkte ihr Glauben, wenn sie mir sagte: "Solltest du mir einmal erklären, daß du zu Jane zurückgehst, dann verspreche ich dir schon jetzt, daß ich keine Einwände erheben werde. Ich ziehe dieses Risiko dem gegenwärtigen Zustand vor ... Ich erinnere mich an eine Geschichte, die ich als Kind gelesen habe: Ein Fürst geriet in Gefangenschaft und wurde von Dieben in einer Gebirgshöhle festgehalten. Eines Tages sagte ihm ein Häuptling der Bande, daß er in eine andere Höhle übersiedeln müsse, und daß er zwischen zwei Höhlen wählen konnte. Der Fürst wußte, daß die Höhle zur Rechten giftige Gase enthielt, und daß er auf der Stelle sterben würde. Er wußte nicht, was die linke Höhle barg, und als er den Häuptling fragte, lachte dieser nur und schüttelte den Kopf. Der Fürst wählte die rechte Höhle. Die andere hatte in die Freiheit geführt ... So eine Närrin bin ich auch."

Leslies Geschichte war sehr sinnvoll. Irgendeine Gewißheit war der unbestimmten Angst vorzuziehen. Immer wieder betonte sie, meine

Weigerung, Jane zu sehen, müsse darauf hindeuten, daß sie mir gar nicht so gleichgültig war, wie ich behauptete. Endlich, in einer Frühlingsnacht, in der wir einander durch Zank und Streit elend gemacht hatten, gab ich nach. Ich war bereit, Jane zu treffen. Drei Monate schon war ich nicht imstande, irgend etwas zu tun, irgend etwas zu schreiben. Leslie hatte mich in diese Sackgasse geführt, und da gab es nur einen einzigen Ausweg.

Ich muß hier betonen, daß ich nicht nur Leslies Geliebte war, sondern daß ich auch für ihren Unterhalt sorgte. Sie machte es mir schwer, treu zu sein, aber an meiner Einstellung sollte sich nichts ändern. Um ihretwillen wollte ich Jane nochmals sehen und mich von allen Sentimentalitäten befreien. Vielleicht konnte es mir gelingen, die Gloriole der Liebe von ehedem zu entzaubern und glücklicher zu werden als je zuvor. Hatte mir aber meine Phantasie einen Streich gespielt, dann sollte auch das nichts ausmachen. Ich wollte auf jeden Fall zurückkommen. Daß ich mit Leslie keinen feierlichen Pakt geschlossen hatte, verringerte mein Verantwortungsgefühl in keiner Weise. Trotz der Formlosigkeit des lesbischen Verhältnisses kannte ich meine Pflichten. Das einzige, das mich abhielt, mich der üblichen lesbischen *Ring-Zeremonie* zu unterziehen, war meine Abneigung dagegen, mich vor Gott und vor dem Spiegel durch eine Parodie der normalen Gebräuche lächerlich zu machen. Die Zeremonie an und für sich hatte nicht die geringste Bedeutung. Das Gewissen war entscheidend.

Um wieviel einfacher war doch die Lösung dieses Problems in der normalen Welt. Man konnte der zweifelnden Geliebten den Beweis der Zeremonie und der gesellschaftlichen Billigung geben. Man konnte durch Freunde den Beweis liefern, und man hatte all jene herzerwärmenden Sicherheiten, die zu den Privilegien der normalen Existenz gehörten.

Mit nüchterner Sachlichkeit entschloß ich mich zu drei Dingen, die ich sofort verwirklichte. Ich sagte Leslie, daß sie mit mir kommen mußte, denn ich wußte, daß ihre Anwesenheit alles einfacher gestalten würde. Es machte mir nichts aus, daß sie Angst bekam und alle möglichen Ausflüchte suchte. Sie hatte diese Angelegenheit heraufbeschworen, und sie mußte nun bis zum Ende dabei sein. Da ich das Glück hatte, ein paar Geschichten zu verkaufen, suchte ich zur gleichen Zeit um unsere Pässe an und nahm Karten für eine

Schiffsreise, die uns im Juni nach England führen sollte. Schließlich schrieb ich Jane, daß ich zu Ostern in Detroit sein würde, und daß ich sie zu sehen hoffte.

Jane antwortete postwendend, daß sie für uns in ihrem Hotel Zimmer reservieren würde. Diese unerwartete Reaktion komplizierte die Lage plötzlich. Im ersten Augenblick wollte ich ihr telegraphieren, daß wir schon anderwärts Zimmer bestellt hätten. Dann aber dankte ich bloß. Durch die Ablehnung dieser Einladung hätte ich Leslie meine Angst verraten. Das aber wollte ich nicht.

Leslie und Jane

Wir waren mit Jane am ersten Abend zum Essen verabredet. Wir hatten uns im Hotel eingerichtet, hatten gebadet, uns angekleidet, ein Getränk bestellt, und es war nun schon Zeit für Jane, uns abzuholen. Zwei Jahre lang hatte ich auf den Augenblick des Wiedersehens gewartet, und nun — zwei Minuten vor dem Ereignis — kam ich mir wie eine Schauspielerin vor, die ihre Rolle noch nicht richtig geprobt hatte. "Hoffentlich", so dachte ich, "wird Leslie mein Zittern nicht merken."

"Was kannst du wohl in diesem Augenblick fühlen," fragte Leslie, "wo ich schon so schreckliche Angst habe?"

Ich log tapfer. "Meine Phantasie hat schon all meine Gefühle erschöpft. Meine Emotionen sind ausgetrocknet. Ich bin herrlich ruhig."

Leslie lächelte über meinen Mut. Aber das Lächeln erstarrte auf ihrem Gesicht. Es klopfte an der Tür. Da stand Jane vor uns, ihre Arme weit ausgebreitet, ihre Augen freudestrahlend. Das Bild vor mir war so schön, daß ich wie verzaubert dastand. Zu spät dachte ich daran, meine Wange abzuwenden, und in einer plötzlichen Anwandlung von Zärtlichkeit küßte ich Jane, wie sie geküßt sein wollte.

"Einen Augenblick", sagte Jane und verweilte vor mir. "Laß sehen, wie du aussiehst." Ich wußte, was das bedeutete. Sie wollte noch einen Augenblick allein genießen, ehe ich ihr das Mädchen vorstellte, das ich liebte. Aber schon in diesem kurzen Augenblick des Gegenüberstehens war ich bestürzt über die grauen Haare, die ich an ihr entdeckte. "Überrascht dich das?" Jane erriet meine Gedanken und lachte. Dann fühlte ich, wie ihr Blick über mich hinausging bis in den Winkel des Zimmers, in dem Leslie stand. Jane faßte meine Hand und ging nun rasch auf Leslie zu, um sie zu begrüßen.

"Leslie", sagte sie mit sanfter Stimme und wandte sich zu mir. "Ich kann leicht verstehen, Diana, warum du so glücklich aussiehst." Jede Antwort auf eine derartige Bemerkung war überflüssig. Wie schon immer, erschreckte mich auch jetzt Janes solides seelisches Gleichgewicht. Ich kam mir dadurch wie ein dummes Schulmädchen vor, aber Leslie gewann unerwartetes Zutrauen. "Ich wußte nicht, daß Dianas Beschreibungen so verlässlich sind", sagte Leslie. "Ich hätte Sie überall erkannt, Jane, auch wenn ich Ihnen ganz unerwartet begegnet wäre."

"O, lassen Sie mich doch bitte selbst einen Eindruck machen", meinte Jane.

Wir gingen langsam in den Speisesaal, so als ob wir den Augenblick hinauschieben wollten, in dem wir die Konversation von neuem zu beginnen hatten. Jane saß in der Mitte. Plötzlich sagte sie zu mir: "Diana, brennen bei dir noch immer alle Speisen an, wie damals, als du kochen wolltest? Oder ist Leslie von deiner Hilflosigkeit ebenso entzückt, wie ich es war?" Die Bemerkung war gut gemeint, aber Jane beobachtete, welche Wirkung sie auf Leslie und mich ausübte. "Es wäre doch interessant zu wissen," sagte Jane zu Leslie gewandt, "wer von uns beiden besser kochen kann." — So unangenehme und plumpe Scherze mußten innerhalb fünf Minuten wohl zur Explosion führen. Ich verbarg meine Erregung und begann in panischer Angst über alle möglichen Dinge zu sprechen: Bücher, Theaterstücke, politische Fragen — nur um irgendwie den unangenehmen, ungewissen Themen auszuweichen. Ich mußte Fehler vermeiden, die nicht wieder gut zu machen waren. Irgendwie übertrug sich mein Angstgefühl auch auf Jane und Leslie, und abgesehen von ein paar wortlosen, erwartungsvollen Pausen gelang es mir, eine normale Konversation über allgemeine Dinge in Gang zu bringen. Ich war Leslie dankbar, daß

sie trotz ihrer Furchtsamkeit entzückend war, und ich war Jane dankbar, daß sie genug Takt besaß und in ihren Bemühungen, nett zu Leslie zu sein, nicht zu weit ging. Plötzlich, gegen Ende des Abendessens, erschienen mir beide lieblicher und reizvoller denn je, und als Jane sich verabschieden wollte, hatte ich den sentimental Drang, beide an den Händen zu fassen und ihnen mein zärtliches Verstehen zum Ausdruck zu bringen.

Jane begleitete uns zur Tür unseres Zimmers. Ich sagte ihr Gute Nacht. Sie aber legte ihre Hand auf Leslies Schulter und meinte: "Seien Sie mir nicht böse, Leslie, aber ich muß Sie fragen, ob ich Diana morgen zum Abendessen einladen darf. In mein Zimmer. Es wird nicht lange dauern." Das war eine plötzliche Wendung, die ich nicht vorausgesehen hatte. Leslie gab ihre Einwilligung mit feierlicher Stimme. Sie wußte nicht, daß sie Jane behilflich war, mich zu ihrem Opfer zu machen. Als wir im Zimmer standen, sah mich Leslie bestürzt an, ging quer durch das Zimmer und begann sich auszuziehen, ohne einen weiteren Blick in meine Augen zu wagen. "Leslie!" rief ich mit schriller Stimme. — Eine erwartungsvolle Stille folgte, dann lief Leslie schnell auf mich zu und fiel mir so kräftig in die Arme, daß ich mein Gleichgewicht verlor und ihr auf den Fuß trat. Wir mußten lachen. Ich hätte niemals geahnt, daß ein herzhaftes Lachen auch im unrichtigen Augenblick die Atmosphäre so schnell reinigen kann. Bald lag Leslie schlafend in meinen Armen, und ich konnte glauben, fast jene Gefühle zu haben, die ich Leslie gegenüber zu haben vorgab.

Jane vertraute ich nicht. Mein gesunder Menschenverstand bewahrte mich davor, mich in eine Lage zu begeben, in der sie mich noch mehr als bisher verletzen konnte. Die alte Idealvorstellung blieb jedoch davon unberührt. Gott allein weiß, warum dem so war. Die Logik hat in meiner Liebe zu Jane nie eine Rolle gespielt. Die Untreue und Falschheit von ehemals erschien mir nun nicht als böswillige Absicht, sondern als Zeichen einer Schwäche, die ich mitleidig bedauerte. Ihre Reue hatte mich tief gerührt, und ich hatte nicht die geringste Absicht, zu meiner eigenen Befriedigung von alten Dingen zu reden. Gleichzeitig aber fürchtete ich mich vor meiner eigenen Schwäche, und immer wieder sagte ich mir, daß die schreckliche Unsicherheit der Beziehung zu Jane mich daran hindern müßte, je zu ihr zurückzukehren.

Am Nachmittag des nächsten Tages verließ ich das Hotel für eine Stunde, um eine berufliche Angelegenheit zu erledigen. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fand ich einen Brief von Leslie: "Jane kam, um Dich abzuholen. Da sie Dich nicht antraf, bat sie mich zu sich. Sie sagte, wir könnten uns die Zeit damit vertreiben, einander zu hassen! Ich habe noch immer Angst vor ihr, Diana. Bitte hol mich ab, wenn Du zurückkommst." Anstatt sie abzuholen, telephonierte ich. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, daß wir je zu dritt zusammen sein könnten, ohne daß es zu einer unangenehmen Überraschung kommen würde. Ich ärgerte mich auch darüber, daß Leslie zu Jane gegangen war.

Ich wußte, daß Leslie fasziniert war von den psychologischen Möglichkeiten, die sich aus so einem Treffen zu dritt ergeben könnten. Und ich flehte zum Himmel, daß sie Jane nicht zu viel von mir erzählte. Meine Hoffnung brach zusammen, als Leslie erschien. In ihrer Frage steckte ein wenig Pathos: "Hast du etwas dagegen, daß ich Jane gesagt habe, wie sehr ich dich liebe? Ich wollte es eigentlich nicht. Aber sie hat die Frage aufgeworfen. Ich wußte nicht, wie groß mein Bedürfnis war, mit einem Menschen, der mich verstehen würde, über dich zu sprechen."

Die Wirkung dieses Gesprächs wurde mir sofort klar, als ich zum Abendessen in Janes Zimmer kam. Sie begrüßte mich recht konventionell. "Können wir nicht wenigstens eine Stunde lang so tun, als gäbe es nur dich und mich?" fragte Jane sofort. "Bis zum heutigen Tag hat Leslie keine Rolle gespielt. Sie war eine dritte Person, irgend eine dritte Person. Sie hatte keine Farbe, keinen Körper, keine Gestalt. Nun ist das anders, und ich muß sie vergessen. Sie ist lebendig geworden. Und ich, Darling, bin in meinem Inneren eiskalt." Meine ungestüme Antwort ließ ihre Augen plötzlich dankbar aufleuchten. Sie deutete auf einen kleinen Tisch, auf dem Zigaretten lagen (meine Liebessorte!) und eine Karaffe Aprikosen-Cognac stand. Ich konnte bei diesem Anblick ein Lächeln nicht unterdrücken, aber ich wagte keine scherzhafte Bemerkung.

Es war mir immer schwer gefallen, aus der Erinnerung zu rekonstruieren, wie hübsch Jane eigentlich war. Nun beobachtete ich ihre Bewegungen, während sie die Kerzen anzündete und Cognac einschenkte.

Ihre Haut hob sich sanft von dem kirschfarbigen Hauskleid ab, das sie trug. Ihr Haar war nun wieder tief im Nacken sorgfältig geknotet —

sie wußte, daß ich diese Fassung vorzog. Am eindrucksvollsten war für mich die majestätische Anmut ihrer Bewegungen und der Respekt, den mir ihre Größe einflößte.

Allmählich und unaufhaltsam stieg mir irgend etwas zu Kopf und nahm mir die Besinnung. Ich war vollkommen hilflos, und meine Hoffnung bestand nur darin, daß Jane nichts davon merken würde. Hätte sie mir den Cognac eine Minute später angeboten, dann wäre nichts passiert. Aber nun sah sie, wie das Glas in meiner Hand zitterte. Ich wagte nicht, ihrem Blick zu begegnen. Blitzschnell nahm sie das Glas, stellte es beiseite, stürzte sich geradezu auf das Sofa neben mich, führte meine Hände an ihre Lippen und küßte sie mit geschlossenen Augen immer von neuem. Ich wagte es, eine Hand zu befreien und ganz leise ihr Haar zu berühren. Ich dachte, daß sie das nicht merken würde. Selbst im Schein des Kerzenlichts konnte ich noch die weißen Haare sehen, die mich so erschüttert hatten, und ich konnte die Qual erkennen, die aus ihren Augen sprach, als sie mich endlich ansah. — Jede Faser meines Körpers verzehrte sich in sehnsuchtsvollem Schmerz. Als ich versuchte, meine Gefühle wieder in meine Gewalt zu bekommen, war es zu spät. Vielleicht spürte Jane meine Bemühung, denn sie preßte mich mit ganzer Kraft an sich. Dann kamen ihre Worte: "Mein Kind — ich bin dir nicht gleichgültig!" Ohnmächtig und kraftlos machten mich diese Worte. Ich war gefesselt, stärker an sie geschmiedet als durch eiserne Ketten. "*Mein Kind!*" Das klang so süß und schmerzte, wie nur der Kummer schmerzen konnte. Ich hatte alles vergessen gehabt — die Form ihrer Hände, die Rundung ihrer Schultern, den elastischen Druck ihrer Lippen. In diesem Augenblick, eingekellt zwischen Vergangenheit und Zukunft, wußte ich alles wieder. "Diana, Diana, Diana", flüsterte sie. "Ich muß nur deinen Namen aussprechen, damit du ihn hörst! Du liebst mich doch, Diana. Wir brauchen einander — so wie immer."

Das Unmögliche war also geschehen. Alles war so wirklichkeitsfern, daß ich mir wie eine unbeteiligte Beobachterin vorkam. Dieses Gefühl der Distanz und ein letzter Rest von Selbstbeherrschung sollte mich retten. Ich hatte mir diese Selbstbeherrschung teuer erkaufte, und sie war nun zu einer Gewohnheit, zu einem Teil meines Gewissens geworden. Noch während Jane flüsterte, triumphierte dieses Gewissen irgendwie über meine bebenden Nerven, und mein Verstand fällte das

unmißverständliche Urteil. Ich wußte, daß ich nicht zu Jane zurückkehren würde. Ich versuchte, eine räumliche Distanz zwischen Jane und mir selbst zu schaffen und war gerade im Begriff, Mut zu fassen und etwas zu sagen — da klopfte es an die Türe. Unser Abendessen wurde serviert. Der Kellner stellte die Speisen auf den Tisch, und ich merkte, wie stolz Jane war, daß sie meine Lieblingsspeisen aus Paris nicht vergessen hatte. Es gab Zwiebelsuppe, Champignonbraten und Endiviensalat. Ich hatte schon Angst vor dem Augenblick, in dem der Kellner uns wieder verlassen mußte. Janes Lächeln war mir unerträglich. Als der Kellner ging, ergriff ich hastig das Wort — nur um Jane am Sprechen zu hindern.

"Jane, ich muß dir jetzt etwas sagen." Eben weil Jane mich wieder haben wollte, konnte ich ihr keine galanten Lügen sagen. Darum erklärte ich ihr, daß ich bei Leslie endlich meine dauernde Sicherheit gefunden hatte. "Ich bin stolz auf diese Sicherheit", fügte ich in starrem Ton hinzu, der für mich ebenso überraschend kam wie für Jane. "Leslie ist von mir abhängig, und das hat mir den Mut gegeben, zu schreiben. All meine Pläne und Hoffnungen sind mit Leslie verbunden." Kurz darauf war ich schon dabei zu beteuern: "Ich kann das alles nicht aufgeben." Aber dieser Satz war schon unfair gegenüber Leslie. Ich stand auf. In meiner Kehle spürte ich ein würgendes Gefühl. Es fiel mir leichter, stehend zu sprechen. "All das kommt zu spät", sagte ich. Und um Leslie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fügte ich schnell hinzu: "Ich liebe Leslie." Ich wollte mehr sagen, viel mehr — aber ich hatte plötzlich das Gefühl, daß alles sinnlos war. Wozu sollte ich Jane sagen, daß ich Angst vor ihr hatte. Sie wußte das doch längst. Es war besser, wenn ich sogleich Abschied nahm und Sentimentalitäten vermied. Ich durfte mir keine Zeit lassen, alles zu begreifen.

Nun teilte Jane mir mit, daß Leslie ihr vom Kampf gegen das "Gespenst" erzählt hatte. "Ich habe ihr geglaubt," sagte Jane, "weil ich diesen Glauben brauchte. Ich glaubte ihr auch, weil ich dachte, daß ich mich selbst davon überzeugen konnte."

Dieser Augenblick war der schwierigste dieses an sich schon emotional überbelasteten Abends. Ich war fast dem Ende nahe. Ich wollte Jane von meinen gefestigten Gefühlen überzeugen, und Leslie hatte all das in Frage gestellt! Der letzte Strohalm meiner Illusionen war weg. Woran sollte ich mich klammern? — "Was Leslie sagte, war

früher einmal richtig", antwortete ich. "Leslie war natürlich imstande, dir zu erzählen, was du mir früher einmal bedeutet hast. Aber sie konnte dir natürlich nicht sagen, was sie mir jetzt bedeutet." Ich nahm ritterliche Entsagung auf mich und sprach Sätze, an die ich nicht glaubte. Mein Inneres bebte, aber äußerlich schien ich mutig. Oder benahm ich mich bloß dumm und einfältig? Ich kann es nicht sagen. Die Kraft, die ich besaß, kam nicht aus meinem Innern, sondern rührte von Leslie her. Ich gab Jane meine Hand und ging, ohne sie zu küssen. Mit erschreckender Plötzlichkeit eilte sie mir nach, wandte mich um und faßte meine Arme heftig an. Ihr Blick war voll Zorn.

"Es ist besser, wenn ich jetzt gehe", sagte ich mit gewollt fester Stimme.

"Und du wirst nicht zurückkommen?"

"Nein."

Als ich die Tür öffnete, hörte ich hinter mir ein erschütterndes Seufzen, das ich nie vergessen werde. — Ich mußte auf den Aufzug warten, der mich hinunterbringen sollte. Drei Gründe hatte ich, die mich davon abhielten, zu Jane zurückzukehren. Ich faßte schnell zusammen — was waren diese Gründe? Leslie, das war ein Grund. Und die anderen? Jane war treulos. Das war der zweite. Aber der dritte? Mir wollte nichts mehr einfallen. Erst auf dem Weg zu meinem Zimmer konnte ich weiter denken. Natürlich — mein Ehrgeiz — das war es. Jane unterdrückte mich. Bei Jane konnte ich nicht schreiben, keine Schriftstellerin sein.

Leslie trat eben aus dem Zimmer. Sie war überrascht, mir hier zu begegnen. Jane hatte sie gerade telephonisch gebeten, für ein paar Minuten zu ihr zu kommen, und sie nahm an, daß ich noch immer bei Jane sein würde.

Janes merkwürdige Bitte verwirrte mich, aber ich konnte Leslie nicht sagen, daß sie dieser Aufforderung nicht entsprechen sollte. Die Entscheidung lag bei ihr. Ich wußte ebensowenig wie Leslie, was Jane nun wollte. Erregt und ängstlich zugleich küßte mich Leslie, gab mir den Schlüssel und ging. Ich trat in unser Zimmer ein und sah, womit Leslie sich die Zeit vertrieben hatte. Wie ein kleines verliebtes Schulmädchen hatte sie auf Papierbogen mehrmals meinen Namen geschrieben. Auf einem großen Blatt war in Blockbuchstaben folgendes zu lesen:

PROKLAMATION

*Die Unterzeichnete erklärt bei völliger geistiger (?)
und körperlicher Gesundheit, daß sie Diana Randall
mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele lieben wird,
solange Diana Randall dies wünscht und gestattet —
sei es nun eine Nacht öder ein ganzes Leben lang. Ich
bete, es möge das letztere sein, denn ich wüßte nicht,
wie ich das Leben ertragen könnte, ohne sie ewig zu
lieben.*

Leslie

Unter dieser Erklärung fand sich eine sauber ausgeführte Zeichnung. Zwei uralte Weiblein saßen vor einem Kamin. Die eine strickte, die andere — offenbar kurzsichtig — war in ein großes Buch vertieft, dessen Titel nicht zu entziffern war, das aber ganz deutlich den Namen der Autorin zeigte: *"Diana Randall."* Ein schläfriger Papagei starrte mit beifälliger Miene aus seinem Käfig auf die beiden Frauen und sagte: *"Diana, du warst brav, weil du es bei Leslie so lange ausgehalten hast."* Unter dem Bild der strickenden Frau stand: *"Diana — 90 Jahre alt."* Unter dem Bild der lesenden Frau: *"Leslie — 84 Jahre alt."* Ich entkleidete mich, machte unsere Betten und versuchte, mich lesend auszuruhen. Das war wohl die richtige Methode, um meine pochenden Pulsadern zu beruhigen. Es war erst etwas nach zehn Uhr, aber der Abend schien mir endlos lang. Ohne Leslie kam mir das Zimmer leer und kahl vor. Ich stand auf und sah mir nochmals die Zeichnung an.

Ich wartete. Eine halbe Stunde verging, eine Stunde. Da fiel mir ein, daß ich Janes Abendessen ja nicht angerührt hatte, und so bestellte ich Kaffee und Sandwichs. Ich war nicht hungrig, aber auf diese Weise konnte ich zumindest die Zeit vertreiben. Der Kellner kam kurz vor Mitternacht. Ich konnte nichts essen. Es wurde 12.30 Uhr, und ich verspürte unbändige Wut.. Wie durch ein Wunder gelang es mir, meine Beherrschung bis 2.30 Uhr nicht zu verlieren. Plötzlich aber geriet ich über das lange Warten aus der Fassung, nahm den Schlafrock um und lief über die Hintertreppe zu Janes Zimmer hinauf. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, mich anzuziehen. Blitzschnell lief ich bis in das sechste Stockwerk und stand endlich atemlos, zögernd vor der Tür. Dann

klopfte ich. Jane öffnete schnell. Ihr Haar fiel lose über die Schultern, und sie trug ihr Pyjama. Im Zimmer war kein Licht. Zuerst Glaubte ich, sie geweckt zu haben. Dann aber sah ich im Lichtschein, der von außen eindrang, wie Leslie aus dem Bett kroch. Das Bettzeug war zerknüllt und zerknittert. Zornig warf ich meinen Schlüssel an Jane vorbei, und er fiel mit lautem Krach auf den Heizkörper. Dann stieß ich die Tür von außen heftig zu und stürzte hinunter, zu meinem Zimmer. Als ich meine Tür öffnen wollte, begriff ich erst, was ich getan hatte. Meine Reaktion war schon in Janes Zimmer sinnlos gewesen, aber nun erschien sie mir noch sinnloser. Schließlich nahm ich in der Hotelhalle mit dem Rücken zum Eingang Platz. Ich kümmerte mich nicht darum, ob sich das schickte. In meinen Ohren dröhnte noch das Geräusch des Schlüssels, den ich gegen den Heizkörper geschmettert hatte. Mag sein, daß ich den Eindruck einer *fille d'hôtel* machte, die eine Bekanntschaft suchte — aber die Männer, die vorbeigingen, nahmen von mir nicht Notiz.

Ich hatte kein Zeitgefühl mehr, aber es waren höchstens zehn Minuten vergangen, als Leslie kam. Als sie mich erblickte, lief sie auf mich zu, kniete vor mir nieder und legte ihre Arme um mich. Ich rückte impulsiv von ihr ab, nahm den Schlüssel aus ihrer Hand und ging in das Zimmer. Dort versuchte sie, zu sprechen und bat mich, ihre Erklärungen anzuhören. Sie weinte und beteuerte immer wieder, daß sie mich liebte. O hätte sie doch geschwiegen, anstatt der Kränkung den Spott folgen zu lassen! Als sie mir zum zwanzigsten Male beteuerte, daß sie mit Jane nur von mir gesprochen hätte, begann ich schließlich zu lachen. Aber ich wollte dieses Lachen wieder unterbrechen. Ich wußte, daß ich außer Rand und Band geraten würde, wenn ich meine Selbstbeherrschung einmal verlor. Aber ich konnte nicht aufhören. Tränen traten in meine Augen. Mein Mund wurde ganz trocken. Ich spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht und drückte ein nasses Handtuch auf meine Augen. — Mein Ohnmachtsanfall war erst zu Ende, als Leslie mir kräftig auf die Wangen schlug, bis mein Gesicht schmerzte. Ich fiel quer über das Bett, vollkommen erschöpft, meine Wangen brannten. Leslie schob ein Kissen unter meinen Kopf und gab mir eine Decke. Dann legte sie sich neben mich. Ich hatte nicht die Kraft, von ihr wegzugehen.

Am nächsten Morgen war es mir schon leichter, meine Gedanken zu ordnen. Mit überraschender Energie begann ich meine Koffer zu packen. Leslie folgte meinem Beispiel, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah mich im Zimmer noch ein letztes Mal um und bemerkte die "Proklamation" auf dem Schreibtisch. Zum ersten Mal sah ich nun Leslie an, dann nahm ich die Proklamation in die Hand mit dem Gefühl, daß irgend etwas in mir gestorben war, und warf sie zerknüllt in den Papierkorb. Leslie gab keinen Laut von sich. Sie bückte sich bloß und nahm das zerknüllte Dokument aus dem Papierkorb und steckte es, wie es war, in ihre Handtasche.

Als ich beim Portier meine Rechnung bezahlt hatte, kam Jane auf mich zu. Ich merkte, daß sie wohl schon gewartet hatte. Sie war energisch und kam gleich zur Sache. Ohne auf Leslie zu achten, zog sie mich fast gewaltsam auf den Divan, der in der Hotelhalle stand. "Hör mich an, Diana. Dir und Leslie darf nichts zustoßen. Der gestrige Abend war verrückt, aber es war harmlos. Es klingt dumm, wenn ich sage, daß wir nicht merkten, wie spät es war. Aber du mußt mir glauben. Es ist die Wahrheit."

Jane war über meinen Widerstand ein bißchen verzweifelt. Sie sprach weiter, und ich erinnere mich an jedes Wort so genau, als wäre es gestern gewesen und nicht vor einem Jahr. "Es spielt wirklich keine Rolle, was du jetzt über mich denkst. Aber es geht um Leslie. Du liebst sie. Sie liebt dich. Ich würde alles in der Welt darum geben, wenn du gestern hättest hören können, wie sie von dir sprach. Es war so rührend, weil es so naiv und jung und frisch war. Das entspricht eben ihrem Wesen. Ich schwöre dir, Diana, es war meine Schuld, daß Leslie gestern nicht früher von mir wegging."

Ich blickte mich um und suchte Leslie. Da stand sie und rauchte eine Zigarette. Ihr Haar war zerrauter denn je, ihre Lippen nervös gespannt.

"Diana, das bedeutet alles für mich", sagte Jane, indem sie meinen Blicken folgte. "Wenn du mit mir nicht glücklich sein kannst, dann will ich wissen, daß du mit Leslie dein Glück findest. Sie ist so liebenswert. Ich könnte sie auch lieben — wenn du nicht wärest. Warum denn nicht? Bleib bei ihr. Vergiß den gestrigen Abend. Du hast keine Ursache, uns zu hassen. Wir waren leichtsinnig und gedankenlos. Das ist alles. Sei glücklich mit Leslie."

Ich erhob mich, um zu gehen. Ich hoffte, sie würde nichts mehr sagen. Den Versuch einer Beantwortung hatte ich gar nicht unternommen. Ihr *"Warum denn nicht?"* verriet mehr über den Weg, den Jane eingeschlagen hatte, als sie mir selbst je eingestanden hätte. Jane ging mit mir über die Treppe hinunter. Unten angelangt, machte sie Halt und sagte: "Diana, wenn Leslie je etwas tun sollte, das dich kränkt, dann werde ich sie umbringen." Ich ließ Jane hier allein stehen. Leslie winkte ihr noch zu und folgte mir in das Taxi. Seither habe ich oft über die Bemerkung nachgedacht, die Jane bei unserem Abschied machte. Damals war ich sogar fast beeindruckt.

Das einzige, was noch zu tun übrig blieb, ehe ich Detroit verließ, war eine Begegnung mit Louise. Jane hatte sie mit keinem Wort erwähnt. Von Louise erfuhr ich, daß Jane sie im Vorjahr verlassen und ganz plötzlich mit einer Schauspielerin Beziehungen aufgenommen hatte. Vor einem halben Jahr, d. h. also einen Monat vor Janes erstem Brief an mich, hatte die Schauspielerin eine Tournee begonnen. Die Rechnung stimmte also. Das Bild war vollständig. Ich war froh, daß ich Louise aufgesucht hatte.

Jane hatte also einen langen Weg hinter sich seit jenen Tagen des inneren Kampfes zwischen Trieb und Gewissen. Wie ein Schulmädchen, das zu lange in einem Internat eingesperrt war, verausgabte sie nun all ihre Energie und suchte Entschädigung für die lange Wartezeit.

Jane, die Jägerin

Auf die Erschütterung folgte Ruhe und schließlich objektive Distanzierung. Ich versuchte, Jane so zu sehen, wie sie wirklich war — ihr seichtes Wesen, ihre trivialen Ambitionen, ihre ungeheure Eitelkeit und ihre Sentimentalität. Trotz meiner haßerfüllten Abneigung wußte ich jedoch, daß die Wahrheit über Jane irgendwo in der Mitte lag, zwischen den Extremen. Es war eine unbestreitbare Tatsache, daß Jane ein einsames, hungriges Weib war, das seinen Weg suchte — gleichgültig, wohin dieser Weg führte. Sie besaß eine gewaltige Liebesfähigkeit, die sie bei jeder Frau, die ihr gefiel, mit rückhaltloser Großzügigkeit zum Ausdruck brachte. Leider aber kannte ihre Vitalität keine Selbstbeherrschung, und sie war überglücklich, wenn sie ihren Machtrieb betätigen konnte. Bedenken und Hemmungen kannte sie nicht. Daß ich von ihr unabhängig war, überraschte Jane nicht nur, sondern fügte ihrem Stolz eine tiefe Verletzung zu. Immer hatte sie erreicht, was sie wollte. Meines Wissens hat sie in der Beziehung zu mir zum ersten Mal eine Niederlage einstecken müssen. Jane war nicht gewöhnt, irgend ein Spiel zu verlieren. Für ihr Temperament war die Jagd eine psychologisch vollkommen "natürliche" Situation. Ich unterschätzte zwar nicht die Anziehungskraft, die Leslie auf Jane ausüben konnte, aber ich hatte den deutlichen Eindruck, daß Janes Bemühungen um Leslie weitgehend der aggressiven Einstellung zu mir entsprangen. Leslie selbst sprach diesen Gedanken zuerst aus,

"Jane sprang sofort zur Tür, als du geklopft hast", sagte Leslie. "So als ob sie auf dich schon gewartet hätte. Sie ließ mir nicht einmal Zeit, mich zu rühren. Ich glaube, daß man ganz deutlich sehen kann, was sie dir antun wollte. Es war schlau — aber nicht schlau genug."

Leslie schilderte mir die Geschehnisse mit weniger dramatischen Effekten, aber dafür auf ehrlichere Art. Die Wahrheit lag irgendwo in der Mitte zwischen meinem Verdacht und Janes Darstellung. Leslie machte nicht den Versuch, ihren eigenen Anteil an dieser Verwirrung zu verkleinern. Sie war gleich zu Beginn von Jane fasziniert, aber sie betonte immer wieder, daß ihre psychologische Neugierde größer war

als ihr echtes Interesse an Jane. Ich war bereit, anzuerkennen, daß Leslies Reaktion nicht durch eine einzige Tatsache ausgelöst wurde, sondern durch das Gesamtbild der Situation. Ich hatte ihr ein großartiges Bild von Jane entworfen, und Leslie war auch das Opfer meiner eigenen Schwäche.

Obgleich Leslie tagelang schamrot war, hatte mich ihr Verhalten erbittert. Es mochte noch so viele Entschuldigungsgründe für Leslies Schwäche gegenüber Jane geben, so blieb doch die Tatsache bestehen, daß Leslie sich mir gegenüber abscheulich benommen hatte, und daß ein wesentlicher Bestandteil meiner Liebe und Zuneigung nun dahin war. Ich war nicht bloß verletzt und gekränkt. Meine Gefühle reagierten auf tiefere und nachhaltigere Art: Um meine Seele schloß sich ein Panzer, der mich besser schützen sollte.

Wir waren erst eine Woche zu Hause, als Jane einen Brief an Leslie schrieb und ihr eine Zeichnung sandte, die sie aus dem Gedächtnis gemacht hatte. Leslie bat mich, den Brief zu lesen, aber die Lektüre wühlte mich so auf, daß ich bedauerte, mich darauf eingelassen zu haben. Ich erinnere mich nur an den ekelhaft sentimental Tonfall und an das Eingeständnis, daß Jane mich belogen hatte — aber dieses Eingeständnis hatte ich nicht mehr nötig. Doch das war noch nicht alles, was ich aus dem Brief entnehmen konnte. Besonders bemerkenswert war das Schauspiel, das Jane nun bot, indem sie ihr Verhalten beschönigte, um sich vor Selbstbeschuldigungen zu retten. Leslie beantwortete diesen Brief mit einem kurzen, bedauernden und etwas konventionellen Schreiben, auf das Jane nicht mehr reagierte.

Für mich war dieses schwierige Problem gelöst. Mit den Tränen über vergangene Ereignisse war es endgültig vorbei. Unsere unmittelbaren Pläne einer Sommerreise nach Europa waren schön genug, um unsere Gedanken von der Vergangenheit auf die Zukunft zu lenken. Schon der Plan allein vermittelte uns den sicheren Orientierungssinn, den man im Leben braucht. Ein paar Wochen danach bat mich Leslie, jenes zerknitterte Papier an mich zu nehmen, das sich damals so schnell aus einem netten Scherz in bittere Ironie verwandelt hatte. Mir fiel dabei plötzlich ihr schüchterner, furchtsamer Gesichtsausdruck auf, der mehr sagte, als Tränen sagen konnten.

Kurz nach diesem Zwischenfall schrieb ich eine Kurzgeschichte, deren Hauptgestalt dem Charakter nach ganz mit Jane übereinstimmte. Ich schrieb diese Geschichte eigentlich gegen meinen Willen. Sie entwickelte sich aus ein paar Motiven, die ich aus einem billigen Kolportageroman eliminiert hatte, wo sie fehl am Platz waren. Bisher hatte ich immer den Gang der Handlung bestimmt, wenn ich etwas schrieb. Nun aber war ich die Sklavin des Stoffes, der sich mir aufdrängte.

Die Heldin meiner Geschichte, ein spanisches Mädchen, hatte die unglückliche Gabe, unbezwingbar zu erscheinen, weil ihre Schönheit solch strahlend kräftigen Glanz besaß. Die Umwelt nützte diese äußere Erscheinung aus. Ihre Freunde, ihre Familie und die Männer erwarteten von ihr überdurchschnittliche Energie und Kraft. Sie sah zwar wie die Lebenskraft selbst aus, aber sie verbarg ihre Verwundbarkeit hinter pathetischem Ausdruck. Im Grunde ihres Herzens war sie feig. Sie hätte eine Stütze gebraucht. Als ihr Geliebter verkrüppelt aus dem Krieg zurückkam, erlebte sie in erschüttertem Schweigen dieses letzte Opfer, welches das Schicksal ihr zumutete. Sie war zu schwach, diesem Schicksal auszuweichen. Die Umstände zwangen sie, diesen Mann aufzunehmen. Ihre einzige Rettung bestand darin, daß sie ihre Gefühle abzuhärten versuchte. Und da es sich dabei eben um Gefühle und nicht um Momente der Vernunft handelte, bedeutete Abhärtung soviel wie Vergröberung und Verrohung.

Ich gestehe, daß mich an dieser knappen und komplexen Charakterstudie das Problem der geistigen Zersetzung gewaltig interessierte. Der Anblick einer kräftigen Frau, die in Tränen ausbricht, hat mehr Pathos als das Schluchzen eines schwächeren Weibes. Dieser Gegensatz kam auch bei der von mir geschaffenen Gestalt zur Geltung, denn ihre innere psychologische Natur beeindruckte noch stärker, weil sie im Widerspruch zur äußeren Erscheinung stand. Meine Geschichte war kraftvoll, saftig, ja sogar schmutzig, und sie vermittelte dem Leser gewiß keinerlei Moral.

Entscheidend aber war, daß diese Arbeit mich in einem gewissen Sinne von der billigen Kolportageliteratur befreite, mit der ich mich zuvor hatte befassen müssen. Und dies machte mir verständlicherweise noch mehr Freude als der Scheck über 450 Dollar, den Myrna mir sandte.

Diese Geschichte verdient hier erwähnt zu werden, weil ich mir damals durchaus nicht bewußt war, daß ich Janes Persönlichkeit schriftstellerisch nachgestaltete. Ich habe mir oft die Frage gestellt, ob das Charakterbild, das ich damit gezeichnet habe, in seiner ganzen Deutlichkeit schon vorher in meinem Unterbewußtsein gelebt hatte.

Es war gegen Ende des Schuljahres, als ich an einem Nachmittag spät nach Hause kam, müde von der Arbeit, und vor unserem Haus ein gelbbraunes Kabriolett stehen sah. Es war Janes Auto. Ich konnte mich kaum dazu entschließen, die Tür zu öffnen. Als ich endlich eintrat, war mir durchaus nicht wohl zumute. Jane saß in meinem Fauteuil und hatte ein Erfrischungsgetränk vor sich. Leslies Gesicht zeigte, daß sie sich in fast fieberhafter Verwirrung befand.

Jane streckte mir ihre Hand entgegen, aber ich nahm keine Notiz davon. Es drängte mich, ihr einfach meine Meinung zu sagen, aber ich wußte, daß dies zu einer häßlichen Auseinandersetzung führen würde, und ich wollte Janes Rachsucht nicht auf mich lenken.

Jane war überrascht, daß ich endlich gelernt hatte, über sie hinwegzusehen und sie zu ignorieren. Sie erklärte, warum sie hier Halt gemacht hatte, um uns zu besuchen. Sie war auf dem Weg nach Florida, um sich mit ihrer Familie zu treffen. Diese Erklärung war einwandfrei, klang aber dennoch nicht überzeugend. Ich wußte nicht, ob Jane schon seit dem Morgen hier war, und ich hatte Angst, diese Frage zu stellen. Ohne mich um die Vorschriften der Höflichkeit zu kümmern, forderte ich sie sogleich auf, ihre Reise fortzusetzen.

"Ich gehe," sagte sie, "aber bevor ich gehe, möchte ich etwas sagen, das schon seit drei Jahren darauf wartet, gesagt zu werden." Jane erhob sich, gab Leslie einen Wink, das Zimmer zu verlassen, stellte sich mir gegenüber auf und blickte mich selbstsicher an. Ich hätte gewünscht, daß mich ihre unbeweglichen Gesichtszüge und ihre Finger, die mit der Perlenkette spielten, nicht so irritiert hätten.

"Ich möchte das in Ruhe sagen", begann Jane. "Ich kann nicht vergessen, daß du mich einmal der Vorliebe für Feuerwerkeffekte beschuldigt hast. Ich weiß genau, was du jetzt von mir denkst", setzte Jane fort. "Du kannst nichts dafür. Aber nicht das wollte ich sagen. Ich wollte dir sagen, daß ich auch nichts dagegen tun kann ... Was mit mir geschehen ist, wäre nicht geschehen, wenn ich dich nicht zu sehr geliebt hätte. Etwas, das ich besaß, bevor ich dich liebte, ist nun dahin,

vollkommen verschwunden. Ich kann dieses Etwas nicht näher bezeichnen. Ich wäre froh, wenn ich das könnte. Vielleicht ist es das Gefühl für Sinn und Ziel des Gebens. Aber das ist unwichtig. Wichtig ist das Resultat. Ich muß nun vor mir selbst flüchten ... Das begann vor drei Jahren und ist heute noch immer so. Und das, liebe Diana, ist dein Fehler ... Nein, nein, ich werde davon nicht lange reden. Ich habe mich jetzt schon ganz gut daran gewöhnt. Aber es ist dein Fehler. Leugne das nicht ... Du warst es doch, die immer so selbstsicher auftrat und die in mir die Vorstellung erweckte, daß ich eine jener problematischen Schülerinnen war, von denen du zu sprechen pflegtest. Ich war diejenige, die zu lernen hatte. O, mein Gott, ich mußte mich sogar erst selbst kennen lernen!" Janes Stimme wurde immer lauter, obwohl sie sich bemühte, ruhig zu bleiben. Ihre leidenschaftliche Sprache überraschte mich, und ich war entschlossen, das, was ich mir anhören mußte, mit dem Verstand nicht völlig aufzunehmen.

"Und aus diesem Grund wollte ich dir weh tun", sagte Jane. "Aus diesem Grund werde ich dich immer verletzen wollen. Die Geschichte mit Leslie begann, weil ich sehen wollte, wie du dich vor Schmerzen windest. Aber nun höre zu ... Ich habe entdeckt, daß ich Leslie jetzt aus ganz persönlichen Gründen haben will." Jane machte eine Pause, um die Wirkung jedes einzelnen Wortes auszukosten. Und um den Effekt noch zu verstärken, fügte sie hinzu: "Warum denn nicht?"

Ich fuhr auf: "Hör doch um Himmels willen auf mit diesem *Warum denn nicht?* Sei gemein, wenn du gemein sein mußt. Aber ich will von deiner Gemeinheit nichts wissen."

"Ich verstehe, daß du aufgeregt bist", erwiderte Jane. "Ich wollte ehrlich sein, obwohl du mich aus dem Haus gewiesen hast." Sie nahm ihren Hut und ihre Randtasche, ging in Leslies Zimmer, flüsterte ihr ein paar Worte zu, und als sie beim Weggehen wieder an mir vorbei kam, sagte sie mit verächtlichem Schulterzucken die letzten Worte, die ich je von ihr hörte: "An all den verfluchten Dingen, die jedem von uns geschehen sind, bist du schuld. Mein Gewissen ist rein."

Jane war kaum gegangen, als ich mich Leslie zuwandte und ihr sagte, daß es ihr freistünde, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie war entsetzt, entschuldigte sich, verfluchte Jane, entschuldigte sich nochmals ... "Den ganzen Nachmittag hindurch bat ich Jane, das Haus vor deiner Rückkehr zu verlassen", sagte Leslie. "Ich wußte, wie du die

Situation auffassen würdest. Aber ich schwöre dir, daß ich ebensowenig von ihrer Ankunft wußte wie du. Darling, ich habe einmal einen Fehler gemacht, und es hat keinen Sinn, das zu leugnen. Mein Gott! Du errätst doch meine Gedanken, noch ehe ich sie denke! An diesem Zwischenfall hier bin ich wirklich unschuldig. Ich möchte diese Szene ebenso schnell vergessen wie du." Das Absurde der ganzen Situation und die für Leslie außergewöhnliche Erregung überzeugten mich, daß sie die Wahrheit, sprach.

Vier Tage danach packte ich Leslies Sachen, während sie eine Prüfung ablegte. Dabei fand ich in ihrer Schreibtischlade zwei kleine gefaltete Briefbogen, die an der Außenseite je ein großes "L" zeigten. Es war Janes Briefpapier.

Sekundenlang starrte ich gelähmt auf diese Briefe. Ich stand da wie angewurzelt und fühlte ein Frösteln, das durch meinen ganzen Körper ging. Es war nicht nötig, die Briefe zu entfalten und zu lesen, um volle Gewißheit zu gewinnen. Aber schließlich las ich, was da geschrieben stand. Selbst wenn ich den genauen Wortlaut noch wüßte, wäre dies heute vollkommen unwichtig. Ein Satz aber blieb mir im Gedächtnis haften: *"Soll ich Dich erwarten, Darling, wenn Diana sich einschiff?"* Diesen Satz las ich einmal und immer wieder, bis sich der ganze Sinn der Worte in mein Bewußtsein krallte. Schreckliche Neugierde packte mich, und ich suchte überall rasch und planmäßig nach weiteren Briefen. In Leslies ledergebundenem Heft fand ich auf ein paar Seiten einzelne Sätze, unter denen immer zu lesen war: *"Deine Jane."* Auf dem Umschlag eines Heftes war der Entwurf eines Briefes, den Leslie an Jane zu schreiben begonnen hatte. Ich las:

"Mein Darling, ich kann Dir gar nichts sagen. Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist. Bitte gib mir Zeit, damit ich alles überlege. Alles ist so wunderbar — aber Du kennst meine Gefühle für Diana. Daran hat sich nichts geändert. Ich glaube, daß sich da auch nie etwas ändern kann."

Die nächsten vier Sätze waren durchgestrichen, so als ob Leslie sie in die endgültige Fassung nicht aufnehmen wollte. Diese Sätze lauteten: *"Es ist nicht etwa mein Gefühl der Verpflichtung ihr gegenüber. Diana hat immer gesagt, daß sie nur aus einem Grunde Hemmungen haben würde, unsere Verbindung aufrechtzuerhalten — wenn ich mich nämlich dazu verpflichtet fühlen würde. Es gibt so viele Gründe für meine Liebe zu Diana, aber ich liebe sie auf jeden Fall, mit*

und ohne Grund — du wolltest doch, daß ich über Diana zu Dir aufrichtig spreche."

Das waren die durchgestrichenen Sätze. Der Brief ging aber weiter: *"Aber jetzt bist Du da. Alles andere kommt mir unwirklich vor, wenn ich an Dich denke."* Hier hörten die Schriftzüge auf. Der Brief war nicht datiert.

Schließlich fand ich in einer silbernen Zigarettendose, die mit Schlüsseln und Marken angefüllt war, eine Empfangsbestätigung über die Bezahlung der Gebühr für ein Postfach, das die Nummer 580 trug. Der Datumstempel zeigte mir, daß diese Bestätigung an dem Tag ausgestellt worden war, an dem Jane uns besucht hatte. Neben den Stempel hatte Jane geschrieben: *"Mein erstes Geschenk für Dich! Ich hoffe, daß Du es benutzen wirst!"*

Ich eilte in Leslie's Labor. Als ich an die Türe kam, schaute ich durch die Glasscheibe und sah Leslie und eine Gruppe anderer Studentinnen, wie sie — mit weißen Schürzen bekleidet — rund um einen langen Tisch standen und dem Dozenten zusahen, der einem weißen Kaninchen eine Injektion verabreichte. Ich wartete, bis der Mann zum nächsten Tisch gegangen war, und trat dann ein. Eine Wolke von Chloroform hüllte mich ein. Leslie eilte mit fragendem Blick auf mich zu. Ich sagte nur: "Entschuldige dich und verabschiede dich. Komm mit mir."

Sie stellte keine Frage. Ein paar Minuten danach ging sie mit mir aus dem Gebäude, und ich führte sie an den Stadtrand, wo wir oft auf einsamen Reitwegen spazieren gegangen waren. Schließlich setzten wir uns ins Gras, und ich sagte ihr ganz einfach und ruhig, daß ich die Briefe in ihrer Lade gefunden hatte. "Ich habe die Briefe gelesen", fügte ich hinzu. "Damit ist natürlich zwischen dir und mir alles zu Ende."

Sie antwortete nicht.

"Du darfst nicht mehr mit mir rechnen", sagte ich. "Irgend etwas in mir ist nun tot. Ich werde mich nicht den verdammten neurotischen Szenen mit Jane aussetzen. Ich habe schon genug von der Reue. Soviel ist Liebe nicht wert. Tu was du willst! Es geht mich nichts mehr an, was du tust. Du kannst sofort gehen, wenn du irgend einen Ort hast, an dem du bleiben kannst. Aber ich lasse dich nicht zu Jane."

Ich wiederholte diesen letzten, sinnlosen Satz, als besäße ich die volle Entscheidungsgewalt über Leslie. "Du kannst in der Wohnung

bleiben, bis du Arbeit gefunden hast", setzte ich hinzu. "Ich werde dich nicht verhungern lassen."

Leslie saß mit gesenktem Kopf und kaute an einem Grashalm. Ich merkte, daß ihre Hände zuckten. Nach langem Schweigen blickte sie plötzlich mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck zu mir auf. "Warum machst du denn keinen Höllenlärm?" fragte sie mit bitterer Stimme. "Warum gehst du nicht auf mich los, und warum beschimpfst du mich nicht?" Fast spöttisch fügte sie hinzu: "Warum muß bei uns alles so edel und würdig sein?"

Mit einer wohlüberlegten Wutäußerung stand ich auf und ging —auf die Stadt zu. Meine maskuline Abneigung gegen lärmende Auseinandersetzungen war einfach Feigheit. Leslie wußte das. Aber mit dem Verstand konnte man eine derartige Einstellung nicht überwinden. Ich eilte nach Hause, erbittert über Leslies Hohn, und mit jedem Schritt, den ich machte, kam ich mir verächtlicher vor. Aber ich war nicht imstande, umzukehren.

Nach einer Stunde kam Leslie — schamerfüllt. Sie schritt auf mich zu und versuchte, meine Hand anzufassen. "Du hast recht gehabt", sagte sie. "Mit einem Zornausbruch ist es nicht getan. Ich lasse jetzt nicht das Gefühl sprechen, sondern den Verstand — so wie du es versucht hast. Ich versuche sogar, mir deine Gedanken zu eigen zu machen. Deine Gedanken waren: *Ich muß gütig sein. Alles hat seine Gründe.* Das hast du dir gedacht!"

Leslie hielt inne, biß ihre Lippen, und ich merkte, daß sie nicht weitersprechen konnte. Ich hörte, wie meine Stimme dort fortsetzte, wo Leslie aufgehört hatte: "Ja, es gibt Gründe. Der erste Grund ist das Geld. Zweitens: Du bist bei mir zu Hause. Wir sind verwurzelt. Wenn es sich nur um Wurzeln des Gefühls handelt, kann man sie in kürzester Zeit ausreißen. Aber unsere Bindungen gehen tiefer. Die Sache wird also wohl schmutziger werden."

Allmählich klärte sich die Atmosphäre, und wir konnten einander einfach und ehrlich gegenüberreten. Als Leslie zu reden begann, sprach sie völlig frei, aber sie benützte hochtrabende Phrasen, die nicht ihrem Kopf entsprungen waren. Ihre Worte gingen oft in ein leises Flüstern über. Sie erklärte, daß Jane diese Briefe an dem Tag geschrieben hatte, an dem sie in unser Haus gekommen war. Jane war hierhergefahren, weil Leslie ihren zweiten Brief nicht beantwortet hatte. Ich wußte gar nichts von einem zweiten Brief. Leslie war über

die Begeisterung, die sie für Jane empfand, verwirrt und sogar erbittert. Und sie bat mich, ihr zu glauben, daß ihre Liebe zu mir nicht geringer geworden wäre. "Diana," sagte sie, "ich verdiene nicht, daß du mir Glauben schenkst — aber es ist wirklich wahr.' Jane hatte sie aufgefordert, den Sommer mit ihr in Kanada zu verbringen. Leslie schonte ihre eigene Person in dieser Selbstdarstellung keineswegs. Ich hörte ihr aufmerksam zu, und dabei lernte ich, Jane so zu hassen, wie man nur einen Menschen hassen kann, den man sehr geliebt hat.

An diesem Abend ging Leslie nicht mehr in meinem Zimmer zu Bett. Ich war froh, daß sie ihre Übersiedlung in ein anderes Zimmer schnell bewerkstelligte. Ich war schon im Belt, als sie in mein Zimmer zurückkam und sich mit kreideweißem Gesicht vor mich hinstellte. Ich konnte kaum hören, was sie sagte: "Wenn du willst, daß ich weggehe, dann mußt du mich wegschicken. Freiwillig werde ich dich niemals verlassen."

Das Postfach

Ich gab die Schiffsplätze für die Europareise zurück und richtete es so ein, daß ich meine Wohnung auch während des Sommers behalten konnte. Nun konnte ich wenigstens schriftstellerische Arbeiten machen, und ich war wirklich entschlossen, damit wieder zu beginnen und auch durchzuhalten. Der Erfolg meiner spanischen Geschichte hatte mir Mut eingeflößt. Nun mußte ich Leslie kein Opfer mehr bringen.

Es gelang Leslie, eine Nebenbeschäftigung zu finden und dadurch ihre Studiengebühren zu decken. Da sie nichts anderes vorhatte, nahm sie auch an den Sommerkursen teil und arbeitete täglich viele Stunden im Labor. Sie forderte nichts von mir und verlangte nicht einmal, daß ich ihren kalten und konsequenten Starrsinn zur Kenntnis nahm. Und das war gut so.

Da ich arbeitete — oder zu arbeiten versuchte — wurde mein Stundenplan unregelmäßig, und ich sah Leslie auch zu den Mahlzeiten nur selten. Wenn wir doch miteinander speisten, dann nahm jede von uns ein Buch zum Tisch — aus Angst davor, in eine Falle zu gehen, die keinen Ausgang mehr hatte.

Zwei Monate lang lebte ich in einer seelischen Spannung, die mir vorher unvorstellbar gewesen wäre. Ich war psychisch so erschöpft, daß ich sogar auf Leslie schließlich nicht mehr reagierte. Unabhängig von der Frage, ob meine Liebe zu Leslie zu Ende war oder nicht, bestand mein Hauptziel darin, Leslie von Jane fernzuhalten.

Leslie hatte keine Ahnung davon, daß ich die Geschichte mit dem Postfach kannte, und daß ich von ihrem Brief an Jane wußte. Ich ärgerte mich, daß ich mit solch verstohlener Heimlichkeit handeln mußte, und es war mir widerwärtig, täglich zum Postamt zu schleichen. Ich weiß nicht, warum ich eigentlich Tag für Tag diesem ekelhaften Drang nachgab. Konnte ich krankhafte Eifersucht als Entschuldigung anführen? Verschaffte es mir Genugtuung und Befriedigung, Leslie auszuspionieren? Ich mußte einfach tun, was ich tat. Dieses schuldbewußte Geheimnis war mein letzter seelischer Schutz. Wenn ich wissen wollte, ob Leslie gelogen hatte, dann mußte ich warten — warten, bis mein Glaube bestätigt war. Einstweilen aber mußte ich — schon um meinetwillen — die Spannung, die zwischen uns bestand, auf ein Minimum reduzieren. Es half mir dabei, daß ich mich zur Arbeit zwang.

Der erste Brief lag genau eine Woche nach Janes Abreise im Postfach. Vielleicht war es sogar schon der zweite Brief. Ich war nicht ganz sicher. Durch die Glasscheibe des Postfachs konnte ich einen großen grauen Briefumschlag sehen und auch erkennen, daß die Adresse in Janes Handschrift geschrieben war. Ich konnte sogar den Poststempel "New York" entziffern. Lange stand ich wie versteinert da und fühlte in meinem ganzen Körper ein ängstliches Frösteln. Ich weiß nicht, wie ich mir eigentlich hatte einbilden können, daß ich diese Wahrheit ertragen würde. Ich weiß nur, daß meine innere Erschütterung so groß war, daß mein Verstand all das nicht mehr zu fassen vermochte. Offenbar begriff ich nun meine vollständige Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Auch am Dienstag und Mittwoch lag der Brief im Postfach. Als ich ihn auch Donnerstag noch sah, war ich eine Sekunde lang fast glücklich. Um die Mittagszeit am Freitag war der Brief verschwunden.

Leslie kam wie gewöhnlich erst sehr spät am Nachmittag aus dem Laboratorium nach Hause. Sie machte keinerlei Bemerkung. Spät abends aber kam sie in mein Zimmer (zum ersten Mal, seit wir nicht mehr zusammen schliefen) und fragte schüchtern, ob sie mir einen Gute-Nacht-Kuß geben dürfte. Ohne es zu wollen, blickte ich sie ungläubig an. Sie wurde verlegen und benahm sich unbeholfen. Was sie schließlich sagte, war so gewichtig und kindlich zugleich, daß ich nicht umhin konnte, gerührt zu sein. "Du fehlst mir, Diana. Bitte vergiß Jane. Ich habe Jane vergessen. Bitte, gib mir noch eine Chance. Ich kann auf dich warten, bis du so weit bist. Wenn du nur sagst, daß du mir glaubst."

Mir schien, als wäre Jane in diesem Augenblick anwesend, als würde sie zuhören, uns beobachten und auf meine Antwort warten. Es konnte keinen Lösungsversuch geben ohne eine Erörterung der Probleme, die Jane geschaffen hatte. Aber es war auch unmöglich, in diesem Augenblick von Jane zu reden. Ich sagte also nichts — und Leslie ging in ihr Zimmer zurück. Sie konnte in diesem Moment nicht wissen, wie sehr ich mich danach sehnte, sie zu küssen.

Ich versuchte, meine Gedanken zu sammeln und zu ordnen. Die dauernde Übung machte es mir immer leichter, objektiv zu sein. Früher einmal hatte ich zu mir gesagt: "Mach Schluß mit der kaltblütigen Rationalisierung deiner Wünsche und Sehnsüchte!" Später aber, im Zusammenleben mit Jane, war die Liebe an die erste Stelle getreten und nahm einen wichtigeren Platz ein als die Familie, die Freunde, die Arbeit und mein eigener Verstand. Schließlich aber wurde ich dessen überdrüssig, mein eigenes Ich in einem anderen Menschen aufgehen zu lassen. Allmählich begriff ich, daß der Mensch isoliert, einzigartig und einsam ist. Und in dieser Erkenntnis fand ich mein seelisches Gleichgewicht und mein Gefühl für menschliche Würde.

Die Erfüliung

Ein paar Wochen nach dem Beginn der Sommerkurse kam Leslie eines Tages mit der überraschenden Nachricht nach Hause, daß sie Arbeit gefunden hatte. Ich wußte damals gar nicht, daß sie Arbeit suchte. "Ich werde als Sängerin auftreten", sagte sie. "Tagelang habe ich irgend eine Arbeit zu finden getrachtet. Irgend eine ... Ich wollte es dir sagen, aber es fiel mir schwer. Dann ging ich zu einer Stellenvermittlung. Ich mußte doch etwas tun, um endlich auf eigenen Füßen zu stehen. Man fragte mich, ob ich singen könne. Ich war schon so verzweifelt, daß ich mich auch um eine Anstellung als Trapezkünstlerin beworben hätte?"

Ich fühlte, daß Leslie davor zurückscheute, mir zu sagen, wo sie eigentlich singen sollte.

"Ich werde jeden Abend drei Stunden zu tun haben", setzte sie fort. "Ich kann diese Zeit erübrigen, weil du mir ja nicht mehr diktierst. Ich bekomme sieben Dollar pro Woche und das Abendessen. Ich kann dir noch nichts zurückzahlen, Diana, aber ich kann während des Sommers auskommen." Sie sprach ganz natürlich und ohne Verlegenheit. "Ich habe den Dirigenten des Orchesters ebenso belogen wie die Frau in der Stellenvermittlung. Ich sagte, daß ich schon mit Orchesterbegleitung gesungen hätte. Aber als es dazu kam, fuhr mir der Schrecken in die Glieder. Ich wußte nicht, daß Orchesterbegleitung so ganz anders ist als Klavierbegleitung. Der Mann sagte, er würde mich behalten, wenn ich dem Publikum gefalle. Dann könnte ich auch im Herbst weiterarbeiten. Ich singe bei *Heinrich*."

"Heinrich" war eine Taverne am Stadtrand, ein ziemlich anständiges, sauberes Lokal. Obgleich Leslie zögerte, den Namen des Lokals zu nennen, war ich doch nicht über die Tatsache überrascht, daß sie in einem derartigen Vergnügungslokal sang. Mich überraschte

vielmehr, daß dieses schüchterne Wesen überhaupt vor einem Publikum singen konnte. Sie haßte es, "sich zur Schau zu stellen" — wie sie oft gesagt hatte. Leslie hatte eine hübsche Mezzosopranstimme, wie sie wohl wußte. Aber sie hatte nie vor Freunden gesungen, die zu Besuch kamen! Ich wußte, daß sie alle Kraft zusammengenommen hatte, um sich um eine solche Stelle zu bewerben. Man sah ihr den Mut an. Wenn ihre zarten Lippen feste Entschlossenheit zeigten, fühlte ich mich immer ein wenig eingeschüchtert. Vielleicht hatte ich also Leslies Energie unterschätzt! Ich versuchte, mich an ihrer Erniedrigung zu freuen. "Laß sie ihren eigenen Weg gehen", sagte ich zu mir. "Du bist ja schließlich nicht mehr für sie verantwortlich! Sie soll selbst sehen, wie sie weiterkommt!" Aber es wollte mir nicht gelingen, mich über den Gang der Dinge zu freuen.

Nach ihrem Debüt als Sängerin kam sie am ersten Abend wortlos nach Hause und ging sogleich in ihr Zimmer. Ich merkte, daß ihr Gesicht bleich und ihre Augen tränenschwer waren. Kurz darauf riskierte ich es, in ihr Zimmer zu gehen und die Frage zu stellen, die sich mir aufdrängte.

"Ich bin heute abend zwei Mal stecken geblieben." Sie konnte lange nicht weitersprechen. "Es war schrecklich. Es begann schon bei der Ansage. Und all die Männer, die applaudieren und auf mich starren! Jetzt weiß ich, wie sich ein Insekt vorkommt, das ich unter dem Mikroskop habe!"

"Ich kann dir helfen", meinte ich. "Vielleicht mußt du nur mehr üben."

Leslie sah mich dankbar an, und gleich darauf huschte ein fragender Ausdruck über ihr Gesicht. Es fiel ihr wohl auf, daß ich ihr helfen wollte, damit sie schneller die materielle Unabhängigkeit von mir erlangte.

Wäre Mutter nicht zu Besuch gekommen, dann hätte ich vielleicht Leslie nie öffentlich singen gehört. Mutter bat mich, sie zu *Heinrich* zu führen. Sie glaubte, daß Leslies Familie in finanzieller Not war, und sagte: "Leslie ist ein tapferes Mädchen." Daß ich erklärte, Leslie in Heinrichs Taverne noch nie gehört zu haben, wollte sie kaum glauben.

Die Vorführungen fanden im Freien, im Garten statt. Mutter und ich setzten uns an einen Tisch, der etwa in der Mitte lag und um den eine

Reihe anderer Tische gruppiert waren. Wir wollten nicht zu auffällig plaziert sein. Mutter war auf den Gedanken gekommen, Leslie unseren Besuch vorher nicht anzukündigen.

"Sie bat mich, nicht zu kommen", sagte meine Mutter lachend. "Sie meinte, das würde sie nervös machen. Hoffentlich wird sie uns nicht sehen." Wir bestellten unser Abendessen, und ich lehnte mich zurück und wartete ängstlich auf den Augenblick von Leslies Erscheinen. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß wir uns Leslie gegenüber nicht fair benahmen. Meine Mutter hatte das natürlich nicht beabsichtigt, aber die Tatsache war unbestreitbar. Nun aber war daran nichts mehr zu ändern. Das Orchester begann schon mit dem Vorspiel zu einem ihrer Lieder. Instinktiv suchte ich mich in meinem Stuhl zu verstecken.

Hinter einer farbig leuchtenden Kulisse tauchte plötzlich Leslie auf, lächelte zum Dirigenten hin, die Beleuchtung spielte ihre Effekte, und Leslie nahm ihren Platz vor dem Mikrofon ein. Sie trug ein tief ausgeschnittenes, türkisfarbenes Abendkleid — primitiv, hübsch und effektiv zugleich. Wahrscheinlich war dies eine der "Sex-Appeal-Uniformen", die Heinrich den bei ihm auftretenden Damen zur Verfügung stellte. Aber das war unwichtig. Ihr hübsches Gesicht und ihr zartes Lächeln sagten den Männern zu, die aufmerksam die Körperformen der Sängerin studierten. Das Publikum blickte jetzt auf Leslie. Aus den Mienen einiger Leute konnte ich erkennen, daß Leslie schon ihre Anhänger hatte. Ich hatte nie zuvor eine Ahnung von dem Fluidum gehabt, das Publikum und Bühne miteinander verbindet. Jetzt konnte ich das spüren, als Leslie für den Applaus lächelnd dankte. Ich fühlte nun auch die Reaktion des Publikums auf diesen Dank. Diese Beziehung ist also offenbar das, was die Leute "Persönlichkeit" nennen. Es ist eine zarte, subtile Beziehung, die ich zwar konstatieren konnte, an der ich jedoch keinen Anteil hatte. Das also war Leslie und ihr Publikum! So hatte ich Leslie noch nie erlebt. Diese Leslie kannte ich nicht. Ganz wider Erwarten befremdete mich der Anspruch des Publikums auf eine vertraute, freundliche Beziehung zu Leslie. Aber merkwürdigerweise hörte Leslie auf, mir fremd zu sein, sobald das Publikum von ihr Besitz ergriff und mich gewissermaßen auszuschließen suchte. Leslie war mir so nahe, daß ich die Berührung ihrer Hände zu fühlen glaubte. Alle anderen Menschen, die ihr hier lauschten, waren mir plötzlich so unsympathisch, daß Leslies

türkisfarbene Silhouette plötzlich vor meinen Augen zu verschwimmen begann.

"Diana," flüsterte mir Mutter zu, "wenn wir nach Hause kommen, mußt du ihr sagen, wie schön es war. Was ist denn eigentlich los mit dir? Warum bist du so blasiert? Ihr geht es doch jetzt sehr schlecht. Sie braucht ein paar gute, freundliche Worte."

Obgleich mich Musik immer tief aufwühlte, war es doch weder das zarte Lied noch die Aufforderung meiner Mutter, was in mir Gefühle erweckte, die ich längst begraben wähnte. Leslie's Haltung und Leslie's Mut erregte mich gewaltig. Wie hatte sie doch gesagt? "Ich bin froh, daß ich nahe bei dem Klavier stehen kann. Es sieht hoffentlich natürlich aus, wenn ich meine Hand auf das Klavier lege. Die Angst macht mich immer ganz schwindlig." Da stand sie nun, mit der Hand auf dem Klavier, und wartete auf ihren zweiten Refrain. Plötzlich bemerkte sie uns. Ein kurzes Staunen glitt über ihr Gesicht, während ihr Blick von Mutter zu mir wanderte. Dann faßte sie sich zu einem so sprechenden, vielsagenden Lächeln, über das ich noch lange nachdenken mußte. In dieser kurzen Sekunde gab es für mich kein Publikum — selbst Mutter war für mich ausgeschaltet. Da war nur Leslie, ihr sprechender Blick — und ich.

Ich wollte mir nicht eingestehen, was dieser Augenblick offenbart hatte. Das war ein Himmelszeichen, ein Gebet! Darin lag mehr, als wir einander in den letzten zwei Monaten gesagt hatten.

Meine Mutter reiste am nächsten Tag wieder ab. Ich kehrte wieder mit aller Energie zu meiner Arbeit zurück, und bald war ich wieder in einer Laune, die mich die sentimentale Stimmung jenes Abends vergessen ließ. Das hatte weiter keine Bedeutung mehr. Weder aus meinem noch aus Leslie's Verhalten konnte man schließen, daß sich irgend etwas Besonderes ereignet hätte. Leslie hatte sogar beim Abschied meiner Mutter gesagt, daß sie im Herbst übersiedeln würde. "Ich muß allein leben", meinte sie lächelnd. "Aber ich werde natürlich Diana gelegentlich sehen."

Mein Verhalten in dieser Zeit muß wohl aufreizend gewesen sein. Ich hatte mir einzureden versucht, daß dauerndes, unablässiges Arbeiten mir gut tun würde. Aber diese Lebensweise begann meine Nerven bedenklich zu belasten.

Leslie war zwar von Natur aus keineswegs passiv, aber sie hatte sich mir gegenüber nie aggressiv verhalten und mir nie ihre Handlungsweise aufgedrängt.

Als ich die Dinge kommen sah, empfand ich eine ängstliche Vorfreude, die ich nach Tunlichkeit zu verlängern suchte. Schon seit dem Sommer fühlte ich, daß die kalte Selbstbeherrschung schwinden, und daß sich eine Vertraulichkeit einstellen würde, die für Leslie gut und für mich nützlich sein würde. Ich wußte, daß all das durch meine äußere Gleichgültigkeit ausgelöst und herbeigeführt wurde. Rückschauend muß ich sagen, daß mir nun alles, was Leslie schließlich tat, natürlich erscheint. Sie war nun so weit, daß die Ungewißheit sie zu Handlungen zwang und die Logik keine Macht mehr über sie besaß. In dieser Situation konnte nur noch das Gefühl sprechen. Als sie mir endlich die entscheidende Frage stellte, gab es nur eine einzige Antwort für mich.

Eines Abends kam sie in mein Zimmer — kurz nachdem ich zu Bett gegangen war und das Licht ausgelöscht hatte. Ich hatte sehr lange gearbeitet. Es war sehr spät, und ich war zuerst einmal überrascht, daß Leslie noch wach war. Sie ließ die Tür offen, und im Licht, das von außen eindrang, konnte ich sehen, wie entschlossen sie auf mich zukam. Sie setzte sich neben mich, aber sie fragte diesmal nicht, ob sie mich küssen dürfte. Ich dachte, daß sie mit mir sprechen wollte. Aber ich sollte gleich merken, warum sie gekommen war. Ich streichelte zärtlich ihre Hand und fühlte eine ganz neuartige, unerwartete Zuneigung. Sie war ganz einfach zu mir gekommen, ohne theatralischen Effekt, ohne Gewissenskonflikt. Die vollkommene Natürlichkeit ihres Auftretens rührte irgendwie zulieft an mein Herz. Sie schmiegte sich an mich, und einen Augenblick lang konnte ich in ihrem Antlitz den Ausdruck einer fast physischen Angst lesen. Dann geschah, was geschehen mußte. Der Trieb war über Vernunft, Zeit und Gewissen erhaben. Obgleich ich es gehnt hatte, war ich doch überrascht. Ihr Körper bebte., und in mir war ein Zittern der Zärtlichkeit und des Mitgefühls — die Erinnerung an längst Vergessenes. Es machte mir nichts aus, daß Leslie mir Schmerz zufügte, weil sie zu kräftig mit mir umging. Sie wußte es nicht, und ich konnte es ihr nicht sagen. Erdrückt lag ich in ihren Armen und biß auf meine Lippen, nur um nicht all die vielen Dinge auszusprechen, die

gesagt werden mußten, aber nicht gesagt werden durften. Ich wußte, daß es nie möglich sein würde, dieses einsame Geschöpf der neurotischen Welt zu entreißen. Langsam ließ sie von mir ab und verwandelte sich in eine zärtliche Geliebte. Sie faßte mein Gesicht an, nahm es zwischen ihre Hände und wollte sprechen. Endlich sagte sie mit tränenerstickter Stimme: "Drei Monate lang habe ich alles versucht, was ich versuchen konnte. Wirst du nie wieder glücklich sein?"

Mit diesen Worten war die Angst schon aus dem Zimmer gewichen. Es brauchte keine Worte mehr. Die wieder schnell vertraut gewordene Berührung ihrer Hände schien mir einen Augenblick lang die Unschuld selbst zu sein. Anfangs konnte ich mir dies nicht erklären. Aber schließlich fühlt der Körper, was der Geist noch nicht ganz zu begreifen vermag. Was war geschehen? Jane war nicht mehr da. Jane war vergessen. Selbst der Gedanke an Jane war in weite Ferne gerückt. Leslie und ich waren frei, befreit, entfesselt. Nichts konnte uns nun an Jane erinnern.

Ich konnte fühlen, wie all das geschah; aber ich hätte es nicht vorausahnen können. Langsam, demütig, jubelnd hatte ich alles erfaßt. Leslies Selbstbeherrschung war Beweis genug für diese wunderbare Wandlung. Ich konnte Leslie lieben, und ich wußte, daß ihre Treue ebenso stark war wie die meine.

"Diana," flüsterte sie bebend und zitternd, "glaubst du nicht, daß es Gelübde gibt, die nur noch stärker binden, weil sie heimlich abgelegt werden?"



Nachwort zur Neuauflage (2023)

Anschauung und Einstellung ist im tiefsten Grunde des Herzens verankert. Es handelt sich dabei um ein besonderes und höchstpersönliches System von Gefühlen, das nur für den betreffenden Einzelmenschen sinnvoll ist.
Diana

1939 erschien in den USA ein Buch mit dem Titel: "DIANA – A STRANGE AUTOBIOGRAPHY". Als Autorin wurde "Diana Fredericks" genannt.¹⁵ Es war die erste in den Vereinigten Staaten veröffentlichte Darstellung eines individuellen lesbischen Coming Out. Im Gegensatz zu dem damaligen ersten Klassiker der lesbischen Literatur (THE WELL OF LONELINESS von Margaret Radclyffe Hall, erschienen 1928 in England) handelt es sich hier nicht um einen Roman, sondern einen vermutlich autobiographisch begründeten, weitgehend sachlich-psychologischen Bericht (einer "Diana Randall") über diesen zu jener Zeit öffentlich noch beispiellosen Lebensweg. Das Buch wurde mit dem Vermerk veröffentlicht: "The publishers wish it expressly understood that this is a true story, the first of its kind ever offered to the general reading public". Diese mutmachende und sachlich nuancierte Darstellung des Lesbischseins führte in den USA und England zu heftigen öffentlichen Kontroversen.

¹⁵ In der offiziellen Copyright-Auflistung der Library of Congress : "Frederics", so auch gelegentlich in den Medien. Im Buch 1939 jedoch "Fredericks".

In den Vereinigten Staaten wurde das Buch 1948 und 1952 (in einer Taschenbuchausgabe) sowie 1995 in einer Neuauflage wiederveröffentlicht; eine französische Ausgabe erschien 1946.¹⁶ Etwa 1960 erschien eine deutsche Ausgabe im Weltspiegel-Verlag (der vorrangig Pornoliteratur verlegte), unter dem Titel "DIANA - MEIN LEBEN - MEINE LIEBE - MEIN SCHICKSAL", hier unter dem Autorinnennamen "Diana Francis". Sie wurde vermutlich kaum wahrgenommen; es gibt nicht einmal einen Eintrag in der DNB. (Dieser – sehr sorgfältig übertragene – Ausgabe liegt die hier vorliegende erste deutsche Neuveröffentlichung zugrunde.)

Jeannette Howard Foster, eine bedeutende Literaturhistorikerin für lesbische Literatur, äußerte sich in ihrem Buch *SEX VARIANT WOMEN IN LITERATURE* (1956) sehr positiv über "Diana"; sie setzt das Buch an Bedeutung neben "THE PRICE OF SALT" (1951) von Patricia Highsmith (unter dem Pseudonym Claire Morgan veröffentlicht), das allgemein als erstes Werk gilt, in dem lesbisches Leben positiv dargestellt wird.¹⁷

Die Identität der Autorin von "Diana" blieb unbekannt bis zum Jahr 2010.¹⁸ – Es handelt sich um Frances Virginia Rummell (1907-1969), eine promovierte Pädagogin und Kolumnistin.¹⁹

¹⁶ 1975 gab es einen Reprint in der bedeutenden Reihe "The Arno Series On Homosexuality" (New York). Außerdem erschien bereits in den 40er Jahren eine englische Ausgabe in dem indischen Verlag Kitabistan (Allahabad, India).

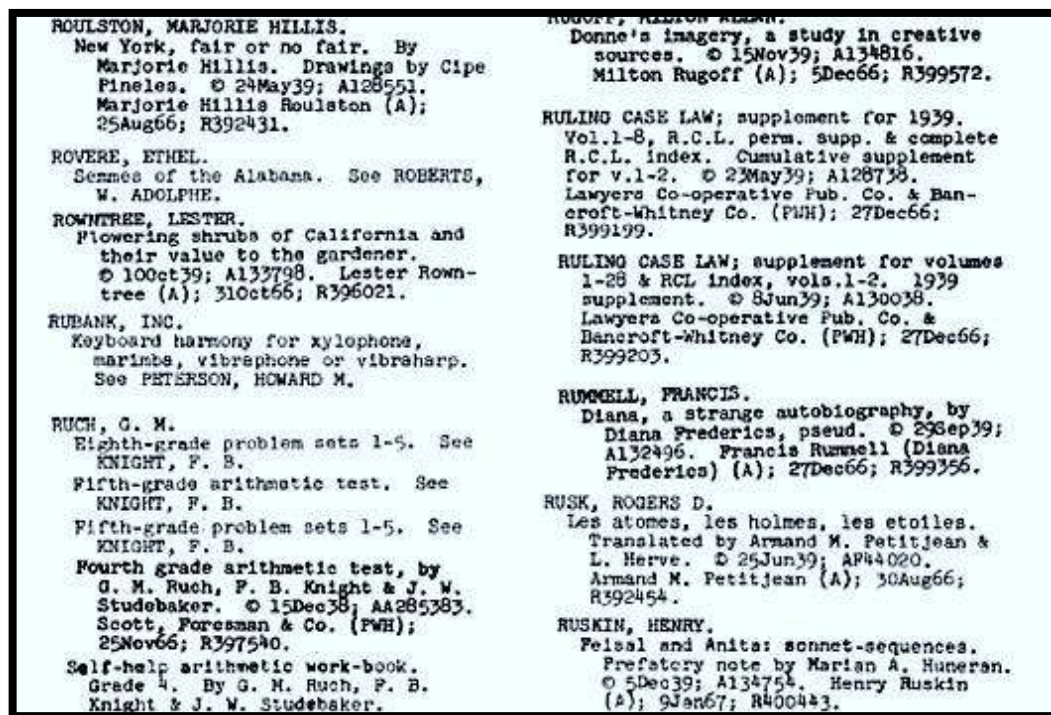
¹⁷ Quelle: <https://www.windycitytimes.com/lgbt/Lost-lesbian-author-found/28328.html>

¹⁸ Aufgespürt wurde sie erst 2010 durch einen Fernsehjournalisten (in der PBS television show "History Detectives"), und zwar im Copyright-Katalog der Library of Congress; hier folgend ein Ausriß der Seite. Genaue Quelle:

CATALOGUE OF COPYRIGHT ENTRIES Vol. 20, Part I, Number 2, Section 1: *Books and Pamphlets July-December 1966*; S. 2608. Link:

https://www.google.de/books/edition/Catalog_of_Copyright_Entries_Third_Serie/XSUhAQAAIAAJ?hl=de&gbpv=1&dq=rosenfeld%2C%20sydney&pg=PA2608&printsec=frontcover

¹⁹ In der erwähnten Copyright-Liste "Francis".



Frances V. Rummell wurde in Brookfield (Missouri) geboren. Sie war das zweitjüngste von fünf Kindern, wobei ihre Schwester Maurine starb, bevor Frances geboren wurde. Sie lebte mit ihren Eltern, zwei Brüdern, einer Schwester, ihrer Großmutter väterlicherseits sowie der Haushälterin ihrer Großmutter. Ihr Vater besaß ein Bekleidungsgeschäft (nach anderen Angaben war er Handelsvertreter) bis er 1918 Selbstmord beging. Grund waren offenbar finanzielle Fehlspekulationen.

Rummell schloß ihr Studium an der University of Missouri ab. Ihre Masterarbeit lautete *"The Status of Women in the Plays of Molière"* (1930).

Frances Rummel zog 1931 nach Paris, um an der Sorbonne zu studieren. Später unterrichtete sie Französisch am Stephens College (einem privaten Frauencollege in Columbia, Missouri).

Daneben arbeitete sie über viele Jahre als freie Mitarbeiterin ("talent scout") des United States Office of Education. 1940 gab sie die

Lehrtätigkeit auf und zog nach Beverly Hills (Kalifornien), um als selbständige Publizistin zu arbeiten. Der Schwerpunkt ihrer Texte lag weiterhin auf der pädagogisch-didaktischen Qualität von Lehrtätigkeit (insbesondere in Schulen). Einige ihrer Aufsätze:

"*What are good teachers like?*" (School Life, 30: 4-9, June 1948)

"*Dick Emery Teaches Them From Hand to Hand*" (Readers Digest, august 1957)

"*High School - What's in it for me?*" (Federal Security Agency, Office of Education, 1949)

"*The Trouble-Shooting Red Cross*" (in: The Rotarian, March 1944, S. 31 und 55/56)

1960 veröffentlichte Rummell den Roman AUNT JANE MCPHIPPS AND HER BABY BLUE CHIPS.

ANDERS SEIN, SCHWUL SEIN, LESBISCH SEIN ..

Öffentliche Aufmerksamkeit für die Vielfalt psychosexueller Lebensmöglichkeiten begann in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts, in denen Frances V. Rummell eine junge Frau war und ihr Buch schrieb. Der erste populär gewordene Roman mit der Thematik lesbische Liebe erschien 1928 (in England): Margaret Radclyffe Halls THE WELL OF LONELINESS²⁰. Virginia Woolf veröffentlichte im selben Jahr ihren Roman ORLANDO. A BIOGRAPHY, worin es in poetischer Verdichtung um die Verwandlung einer Frau in einen Mann geht.²¹ Gertrude Stein schrieb in ihrer Studienzeit (1903) ein Manuskript über eine lesbische Dreiecksbeziehung; es wurde erst nach ihrem Tod veröffentlicht.²² In der kühlen Klarheit des Nachdenkens, auch gegenüber subtilsten und

²⁰ In England wurde das Buch umgehend beschlagnahmt, für pornographisch erklärt und bald darauf verboten. - Deutsch: QUELL DER EINSAMKEIT (Leipzig 1929).

²¹ Übrigens beeinflusste die öffentliche Aufregung um Radclyffe Halls Buch offenbar direkt die Rezeption von ORLANDO; Virginia Woolf fand es zwar nur "verdienstvoll langweilig", wollte jedoch innerhalb des Gerichtprozesses für THE WELL OF LONELINESS eintreten; leider ließ der Richter ein literarisches Gutachten nicht zu. - Vgl. Quentin Bell: VIRGINIA WOOLF. EINE BIOGRAPHIE (Frankfurt/M. 1977)

²² Gertrude Stein: THINGS AS THEY ARE (1950, Erstveröffentlichung). Auf Deutsch unter dem Titel des Manuskripts: Q.E.D. (Frankfurt/M. 1990)

letztlich nicht analysierbaren Empfindungen ist es Frances Rummells Diktion durchaus ähnlich; allerdings halte ich das Buch von "Diana" für wesentlich tiefgründiger. Bereits vier Jahre vor Radclyffe Halls Roman erschien in Deutschland von Maximiliane Ackers: FREUNDINNEN. EIN ROMAN UNTER FRAUEN (Hannover 1923: Paul Steegemann Verlag). Die erste einflußreiche Romanveröffentlichung zum Thema lesbische Liebe auf deutsch war jedoch DER SKORPION von Anna Elisabet Weirauch. Das Buch hat drei Teile, die in den Jahren 1919, 1930 und 1931 erschienen (und in mehreren Ausgaben in den USA). Noch bekannter geworden ist DAS MÄDCHEN MANUELA (1933) von Christa Winsloe.²³ Die Geschlechtsrollenproblematik ist ein durchgängiges Hauptthema im Werk des zu Unrecht vergessenen Schriftstellers Kurt Münzer.²⁴

Vieles scheint sich grundlegend geändert zu haben im Umkreis von Sexualität und Geschlechtsrollen (Gender) und dem möglichen und menschengmäßigen weiten Spektrum innerhalb und jenseits der traditionellen Dichotomie von Hetero- und Homosexualität. Es gibt eine Fülle von Informationsmöglichkeiten zum Thema Lesbischsein/Schwulsein, die von jungen Menschen während ihrer ersten *coming out*-Schritte genutzt werden können. Die Kehrseite ist, daß zugleich mittlerweile für Varianten sexuellen Empfindens und Genderzugehörigkeiten eine Vielzahl von (nicht selten miteinander konkurrierenden) Definitionen, Normen, Gruppierungen und Symbolen entstanden sind, durch die junge Menschen sich leicht genötigt fühlen können, sich zu entscheiden für eine der auf dem Markt des sozialen Bewußtseins verfügbaren sexuellen bzw. Gender-Identitäten.

²³ Grundlage dieses Romans war ein Theaterstück der Autorin, nach dem 1931 und 1958 unter dem Titel *Mädchen in Uniform* berühmte Filme entstanden. Winsloe hatte für die nachträgliche Buchausgabe den Schluß des Films geändert und entschied sich für den Buchtitel DAS MÄDCHEN IN UNIFORM; gleichwohl wurde der Roman später auch unter dem Titel des Films vermarktet.

²⁴ Einige seiner Werke wurden bei A+C online wiederveröffentlicht; vgl. zum Thema insbesondere DAS MÄRCHEN VOM LADENPRINZEN. EIN ENTWICKLUNGSROMAN (2022).

Ein Grundproblem junger Menschen mit ihnen selbst noch unklarer "Geschlechtsidentität" (dieser vage Begriff wird hier nur pragmatisch genutzt) bleibt nämlich gleich – und hat sich sogar verkompliziert in unserer pluralistischen Welt: das ist der quälende Zwiespalt zwischen der zunächst in der konventionellen Sozialisation angenommenen "normalen" Geschlechtsidentität und den hiervon (offenbar) abweichenden eigenen Empfindungen und Bedürfnissen.

Lesbische/schwule Kontakte einfach mal auszuprobieren, wäre die naheliegende Variante eines Klärungsversuchs. Dieser Mut, dieses Selbstvertrauen (gegenüber "den Anderen") ist nicht jedem/jeder gegeben.

Die Sozialisierung im Jugendalter hin zu einer selbstbestimmten "Geschlechtsidentität" ist und bleibt ein persönlicher, intimer Prozeß, der seine Zeit benötigt. Früher war das bekanntlich kein Thema: Wer sich nicht in ein heterosexuelles Leben fügen wollte und konnte, mußte sehen, wie er oder sie an den Rändern der Normalität soziale Identität fand. In unsrer Zeit, in der das *Gender*-Thema nicht nur in den Massenmedien ausgewalzt wird, sondern zum Inhalt eines eigenen universitären Fachgebiets geworden ist (*Gender Studies*), sollte die unabdingbare Notwendigkeit eines diskursiven und emotionalen Freiraums für junge Menschen (nicht nur innerhalb von normativ orientierenden Diskursen!) zu einem qualitativen Pluralismus anerkannt werden.²⁵

Bei den ersten Fragen nach der eigenen sexuellen Identität sind wir alle allein und uns gegenüber steht eine Phalanx von sich selbstverständlich und fraglos gerierenden Vorgaben. Früher war es nur eine: die heterosexuelle Normalität, heute sind es ein halbes

²⁵ Diese individuelle Entwicklungszeit sollte auch dann möglich sein, wenn eine heterosexuelle Orientierung nicht in Frage steht; auch hier ist allerdings der Normendruck der sozialen Majorität immens hoch und zwingt fast jeden jungen Menschen in ein (hetero-)sexuelles Prokrustesbett bestimmter Verhaltens- und Empfindungsweisen, aus dem sie oder er oder ... meist lebenslang nicht mehr herauskommt. (Siehe im Hinblick auf junge Mädchen u.a. das Buch von Naomi Wolf: VOM ENDE DER UNSCHULD. ODER DAS SEXUELLE DRAMA, EINE FRAU ZU SEIN; Reinbek 1999.)

Dutzend (mindestens) – was es für junge Menschen nicht einfacher macht.²⁶

Junge Menschen, die sich ihrer heterosexuellen Orientierung sicher sind, können sich Personen des anderen Geschlechts relativ vorbehaltlos nähern – jedenfalls ohne die Frucht, schwerwiegend "unangenehm aufzufallen", mit unwägbaren Folgen für ihre soziale Zugehörigkeit. Diese (relative!) Sorglosigkeit fehlt, solange die eigenen sexuellen Bedürfnisse noch unklar sind. Junge Menschen in dieser Situation hängen in einem zentralen Aspekt ihrer Identität in der Luft. Diese Problematik wird uns durch Rummells Buch nuanciert, nüchtern und zugleich emotional nachfühlbar vermittelt.

Relativ offen lesbisch oder schwul zu leben ist heutzutage hierzulande wohl möglich²⁷ – zumindest in größeren Städten und wohl in universitären und künstlerischen Kreisen, – aber ist es nicht verbunden mit der mehr oder weniger drängenden Forderung, sich lesbischen oder schwulen (oder ...) Szenen anzuschließen? "Integration" lesbisch/schwulen Lebens in die gesellschaftliche Normalität mag es (ansatzweise) geben, aber das bedeutet noch keine "Inklusion": daß also Lesbischsein/Schwulsein einfach Teil der gesellschaftlichen Normalität wäre. In diesem Zusammenhang ist Frances Rummells Buch eine Satz für Satz aktuell noch relevante Fallstudie. Es ist kein Comingout-Roman, auch nicht vorrangig eine anrührende und aufregende Geschichte von Liebe & Leid, vielmehr ein subtiler Bericht zu grundlegenden zwischenmenschlichen Situationen, zu seelischen Kräften und Verirrungen, wie sie sich in jeder Generation, in jeder Kultur, in jedem Zeitalter wiederfinden – wengleich wir nicht immer bereit sind, sie zur Kenntnis zu nehmen. In seiner Dichte und

²⁶ Bekanntlich gibt es zunehmend junge Menschen, die sich von einer "geschlechtsangleichenden" medizinischen Behandlung (einschließlich Operation) nicht abbringen lassen ... was manchmal eine Fehlentscheidung ist und zu lebenslangem Leid führen kann. (Vgl. auch den hervorragenden Sammelband von Holde-Barbara Ulrich/Thomas Karsten: MESSER IM TRAUM. TRANSSEXUELLE IN DEUTSCHLAND; Tübingen 1994)

²⁷ Die individuelle Problematik, von der Normalität abweichende sexuelle und Gender-Orientierungen lieben Anverwandten zu vermitteln, bleibt natürlich auch heutzutage oft noch schwierig, jedenfalls für junge Menschen.

Klarheit ist dieser autobiographisch fundierte Fallbericht ein einzigartiges Dokument menschlicher Wahrheit.

*

Die frühen Sexualwissenschaftler Krafft-Ebing (1886) und Havelock Ellis (1896) faßten Homosexualität als angeborenen und unveränderlichen Charakterzug auf. Demgegenüber sahen Sigmund Freud und andere frühe Psychoanalytiker Homosexualität als Ausdruck "zurückgebliebener" sexueller Entwicklung (sogar mit der Perspektive, daß die sexuelle Orientierung gegebenenfalls "nachreifen" könne). – Margaret Radclyffe Hall orientierte sich in ihrem weltweit bekannten Roman *THE WELL OF LONELINESS* (1928) an der Vorstellung von Krafft-Ebing, auf die in ihrem Roman explizit Bezug genommen wird. Frances V. Rummells Buch plädiert demgegenüber bereits in ihrem Vorwort für die andere Sichtweise: "(...) *meine lesbische Natur, wie ich glaube, das Ergebnis lange währender Umwelteinflüsse, die geeignet waren, meine homosexuellen Kindheitsneigungen besonders zu fördern*". Woanders schreibt sie explizit: "*Ich glaubte nicht an die Theorie der angeborenen Homosexualität.*" An einer anderen Stelle heißt es: "*[Mich] beunruhigte der Gedanke einer angeborenen lesbischen Individualität.*"

Ebenfalls orientiert an Krafft-Ebing und Havelock Ellis, geht Radclyffe Hall in ihrem Roman bei Homosexualität aus von einer regelhaften "Umkehrung" (*Inversion*) der traditionellen Geschlechtsrollen. Frances Rummell knüpft zwar an diese Konzeption an, versteht solche "männlichen" bzw. "weiblichen" Eigenschaften jedoch als entwicklungspsychologische Möglichkeiten, mit denen das (unbewußte wie bewußte) Rollenpotential gerade homosexueller (lesbischer) Menschen erweitert wird! Darin gehört Rummell zu den Protagonist*innen sehr aktueller Erkenntnisse:

Daß Eigenschaften, emotionale und sexuelle Bedürfnisse und Momente sozialer (und Gender-)Rollen individuell vielfältig "kombiniert" vorkommen, wird heutzutage sachte anerkannt. Wenn dies zunächst zu

fast akademisch-bürokratischen Neudefinitionen von Gender-Rollen führte (Stichwort: *LGBTQIA+*), gehört das vermutlich zu den grundlegenden Bedingungen für soziales, gesellschaftliches Lernen. *"Keine Frau konnte sich den Erfordernissen der lesbischen Liebe anpassen, ohne außerordentlichen Mut zu entwickeln"*, schrieb Frances Rummell. Auch deshalb entstehen ja separate soziale Normen für Menschen, "die anders sind": dort können sie vorgeblich "unter ihresgleichen sind" - allerdings wieder um den Preis einer Entindividualisierung.

France V. Rummell und ihr Buch "Diana"

Die Autorin, eine hochintelligente, akademisch gebildete junge Frau, berichtet, wie sie sich in den zurückliegenden Jahren über ihre Empfindungen, ihre Situation in der sozialen Welt der 1930er Jahre und gegenüber dem Phänomen "Lesbischsein" klarzuwerden versuchte - noch ohne den Hintergrund einer lesbischen Community. Außer den wenigen frühen sexualwissenschaftlichen, medizinischen und psychoanalytischen Ansätzen zum Thema Homosexualität hatte sie nichts als ihre Lebenserfahrungen, über die sie dazuhin kaum mit Außenstehenden sprechen konnte.²⁸

Rummells Buch ist alles in allem der lebenskluge, anrührende, lehrreiche Bericht einer individuellen Entwicklungszeit, in der es keineswegs nur um sexuelle Neigungen geht. Es zeigt erschütternde Situationen menschlicher Wahrheit und menschlicher Hilflosigkeit. Auch die nuancierte Darstellung eigener Ressentiments, Ängste, Vorlieben, Überzeugungen und Schlußfolgerungen macht uns die

²⁸ Lesenswert und aufschlußreich für den intellektuellen Hintergrund, mit dem Frances Rummell in der einen oder andere Weise möglicherweise in Berührung kam, ist das Buch von Joan E. Howard: *WE MET IN PARIS. GRACE FRICK AND HER LIFE WITH MARGUERITE YOURCENAR* (University of Missouri Press, 2018).

Persönlichkeit der Autorin (die hierbei zweifellos mit ihrer Protagonistin identisch ist) auch in Momenten vorstellbar, die keinen direkten Bezug zu ihrer psychosexuellen Entwicklung haben, jedoch natürlicherweise zu deren Grundbedingungen gehören. Dies zeigt sich auch in Sätzen wie diesen: *"Wenn sich ein homosexuelles Liebesverhältnis je ergeben sollte, dann würde ich es akzeptieren. Wenn das nicht der Fall ist, wird mein Leben dadurch nicht sinnlos. Die Liebe war nur eines von vielen Elementen des Lebens, und manchmal ein sehr unbedeutendes Element. Ich werde hart arbeiten, viel musizieren und mein Leben voll ausfüllen. Ich werde keine kalten psychologischen Rationalisierungen mehr pflegen. Ich hatte genug davon, und ich hatte genug von den Gedanken, die auf Hoffnungen basierten und nicht auf ehrlicher Logik."*

Empfindungen und Interpretationen zwischenmenschlicher Umstände auszudifferenzieren, sie rhetorisch zu modellieren und diese Nuancen einzusetzen im Alltag, ist zweifellos eine Ausdrucksmöglichkeit, die Frauen qua (Normal-)Sozialisation besser entwickeln können als Männer. Es liegt auf der Hand, daß diese soziale Gestaltungsmöglichkeit sich gerade in Beziehungen zwischen Frauen potenzieren kann. Rummells Buch lebt auch aus dieser besonderen kommunikativen Kreativität.²⁹

Dargestellt wird die kontinuierliche Orientierungssuche der Protagonistin (aber auch der Freundin Jane) zwischen den Vorgaben der "normalen" Gesellschaft und den Erfahrungen mit dem Lesbischsein. Dabei werden subtilste Schwankungen des Selbstwertgefühls und der inneren Impulse nachvollziehbar. Sachte wandelt sich der Blickwinkel der Protagonistin im Verlauf der Handlung. Zunächst geht sie vorbehaltlos von der übergeordnet legitimierten heterosexuellen Normalität aus, dann entwickelt sich schrittweise ihr Selbstverständnis einer ebenso natürlichen potentiellen Normalität des

²⁹ Mir stellte sich bei der Lektüre dieses Buches allerdings gelegentlich die Frage: was ist das eigentlich, "Liebe"? Nicht sehr originell, ich weiß.

Lesbischseins. Dies geht allerdings nicht so weit, daß sie demgegenüber jetzt die heterosexuelle Gesellschaft in Frage stellt.

"Dianas" Comingout (wohl auch dasjenige der Autorin) war zweifellos noch erschwert dadurch, daß es zu ihrem Selbstgefühl gehörte, "*eine respektvolle und liebevolle Tochter*" zu sein - obwohl sie andererseits bekundet: "*Meine Mutter wußte schon seit meinem sechzehnten Lebensjahr nichts Genaues über mich, und ich hatte sie nun lange Zeit getäuscht.*" Eine selbstbestimmte Konfliktfähigkeit, wie sie ihre Partnerin Leslie ihrer Mutter gegenüber zeigt, wäre Diana nicht möglich gewesen.

Nachvollziehbar wird in Frances Rummells Buch, wie Lesben damals alle sozialen Üblichkeiten überprüfen mußten: Vieles mußte zuerst pauschal abgelehnt werden (weil es zur "normalen" Gesellschaft gehörte), bevor im Einzelfall entschieden werden konnte, daß es durchaus auch für Lesben (bzw. für die konkret reflektierende Frau) akzeptabel sein könnte (z.B. mit Frauen zu tanzen). Das gesamte Gefüge der innerhalb der "normalen" (heterosexuell orientierten) Gesellschaft verinnerlichten kindlichen/jugendlichen Sozialisation mußte Stein für Stein umgebaut werden.

Deutlich wird in diesem Bericht auch der gnadenlose normative Druck der gesellschaftlichen Sozialisation, dem sich nur wenige Menschen, und auch die nur mühsam, entziehen können. Einen solchen Normalitätsdruck gibt es weiterhin, auch in unserer Gesellschaft - jedoch in vieler Hinsicht unterirdisch, hinter der Camouflage von Liberalität, Pluralismus, Toleranz und Lebensstandard, wodurch er jungen Menschen oft weitgehend unbewußt bleibt - bis es zu spät ist, an einem tiefgründig entfremdeten, unauthentischen Leben etwas zu ändern.

Noch in der Ausgabe 1995 dieses Buches befaßte sich eine Einleitung von Julie Abrahams (College-Professorin für Queer Studies) umfassend mit der Frage, inwieweit es sich hier um eine Autobiographie oder um einen fiktionalen Text handelt. Diese Frage

erschien mir durchaus obsolet; obwohl natürlich 1995 das Pseudonym Diana Fredericks noch nicht aufgedeckt war. Auf dem Hintergrund der heute vorliegenden Fülle von autobiografischen Zeugnissen kann es an der grundlegenden Wahrhaftigkeit der Darstellung (in allen mitmenschlich bedeutsamen Nuancen) keinen Zweifel geben.³⁰ Daß die Autorin gleichwohl nicht in bürokratischer Präzision ihr Leben als junge Frau vor uns ausbreitet, liegt auf der Hand und wird auch in ihrem eigenen Vorwort angedeutet.

Erwähnt wird in "Diana", daß das Lernen von Sprachen der Protagonistin (Autorin?!) offenbar sehr leicht fiel. Sie selbst erklärt dies mit ihrer musikalisch-rhythmischen und melodischen Orientierung. Recherchefunde (im Netz) belegen Rummells anhaltendes berufliches Engagement für die Qualität des Lehrens, für die Motivierung von Lehrer*innen im Interesse ihrer Schüler*innen.³¹ Das grundlegende didaktische Bemühen und die Fähigkeit, ungewohnte Inhalte angemessen, also klar und plausibel zu vermitteln, zeigt sich auch in dem Buch von "Diana". Diese Kompetenz mag dazu beigetragen haben, daß das Buch der unbekanntenen Autorin (oder des Autors?) seinerzeit von manchen Leser*innen als fiktive Kompilation betrachtet wurde.

Bei allem Bemühen um reflektierendes Verständnis für ihr Thema schöpft auch die Autorin aus manchen zeittypischen Vorurteilen und Ideologemen, gelangt von daher gelegentlich zu Hypothesen, die selbst Vorurteile sind.³² Ihre intellektuell-psychologische Neigung, allzuschnell Verallgemeinerungen zu formulieren, verstehe ich als Versuch, Sicherheit zu finden in ihrem Nachdenken über sich selbst, für das sie noch während der Arbeit an dem Buch erst wenige Gesprächspartner*innen gefunden haben dürfte. – Das im Buch sehr

³⁰ Daß Frances Rummell lesbisch war und lesbisch gelebt hat, scheint gesichert zumindest durch die Erinnerung einer Nichte. https://en.wikipedia.org/wiki/Frances_V._Rummell

³¹ Im Buch wird erwähnt, daß ihr erster publizierter Artikel "die Untüchtigkeit von Akademikern" thematisierte. ©

³² Auch die Neigung der Autorin zu "volkpsychologischen" Verallgemeinerungen ("*ihre plumpe englische Art...*") sowie die Annahme, bestimmte Eigenschaften seien "*ererb*t" von Vorfahren, erinnern uns an die Entstehungszeit des Buches.

deutlich werdende Grübeln über existenziell drängende Fragen, die in der sozialen Umgebung tabuisiert werden bzw. für die wir keine Gesprächspartner*innen finden, gibt es zweifellos auch heute bei junge Menschen.³³

Quelle dieser einzigen deutsche Wiederveröffentlichung ist die Ausgabe von 1960 (unter dem Autorinnennamen "Diana Francis"). Die sprachlich sehr nuancierte und emotional stimmige (anonyme) Übersetzung wurde nur in wenigen Kleinigkeiten verändert; bedeutsamste Korrektur war es, den durchgängig gewählten Begriff "Lesbierin" zu ersetzen durch "Lesbe".³⁴ Einige Kapitelüberschriften wurden geändert. Auf das teils belanglose, teils unangemessene Nachwort von Victor Robinson (bereits in der Ausgabe 1939 enthalten) wurde verzichtet. Anmerkungen stammen vom Herausgeber (MvL). Hinzugefügt wurden drei Porträtfotos der Autorin (Quelle: Internet).

Mondrian Graf v. Lüttichau

³³ Wobei das Internet als unausschöpfbarer Lieferant von Meinungen, Anschauungen und "Erklärungen" solches Nachdenken über sich selbst ggf. eher ablenkt.

³⁴ Der englische Begriff "lesbian" meint sowohl Adjektiv wie Substantiv (für lesbische Frau). Daneben existiert im Englischen der Begriff "lesbianism", dem im Deutschen die Begriffe "Lesbischsein" oder "Lesbischkeit" entsprechen. – Der Ausdruck "Lesbierin" wäre sinnvoll nur als Bezeichnung für Bewohnerinnen der griechischen Insel Lesbos.

**FRAUEN BEIM VERLAG
AUTONOMIE UND CHAOS
LEIPZIG / BERLIN**

Bettina v. Arnim / Rudolf Baier: ZEUGNISSE EINER ARBEITSBEZIEHUNG (1844-47)

Petra Bern: LISA UND LUDWIG

Petra Bern: ESCAPICTORA

Christa Anita Brück: SCHICKSALE HINTER SCHREIBMASCHINEN

Diotíma: SCHULE DER LIEBE

Mária Ember: SCHLEUDERKURVE. JÜDISCH UNGARINNEN UND UNGARN IM NS-ARBEITSLAGER 1944-45

Irene Forbes-Mosse: PERIWINKEL UND VALLADEH

Irene Forbes-Mosse: ALTE WEGE GEHN. MIT HINWEISEN AUF VERNON LEE

(Anne Frank:) ANNE-ALS-SIE-SELBST. ANNE FRANKS BOTSCHAFT

Margarete Hannsmann: DREI TAGE IN C.

Johanna Herzog-Dürck: PERSONALE PSYCHOTHERPIE ALS ELEMENT

INTEGRATIVER TRAUMATHERAPIE

Jo Imog: DIE WURLIBLUME

Helga Kaschl: FRAUEN IN VIRGINIA WOOLFS HOGARTH PRESS

Clara Krollmann: ARTHUR RIMBAUD. EIN DEUTUNGSVERSUCH

Uta Kühn: SURAMDILILS GEFOLGE UND ANDERE GESCHICHTEN VOM LEBEN

→

Jeannette Lander: EIN SOMMER IN DER WOCHE DER ITKE K.
Jeannette Lander: AUS MEINEM LEBEN
Gabi Lummas: WUNDERSAME WEGE
Emilia Mai: BERICHT
Liane Michauk & Co / Mondrian v. Lüttichau: TAGEBUCH EINER DIS-
THERAPIE
Anne Moody: ERWACHEN IN MISSISSIPPI
Rachels & Blumen / Janik & Franzl / Laura & Nurse / Adele Anton:
RITUELLE GEWALT, AUTISMUS UND MIND CONTROL – AUS UNSERER ERFAHRUNG
nina ranalter: AMORT
Frances V. Rummell: DIANA – EINE BEFREMDLICHE AUTOBIOGRAPHIE
Claudia Beate Schill: IMMER WERDEN WIR FREMDLINGE BLEIBEN
Heidi Schmidt: DAS AKROBATENBUCH
Heidi Schmidt: DAS WAHRNEHMEN DER SCHWINGUNGEN UND DER BUNTHEIT
ZWISCHEN DEN GESCHEHNISSEN MACHT DAS LEBEN VOLL
Lillian Smith: FREMDE FRUCHT
Anne de Tourville: JABADAO
Gudrun Tuulia: DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1
Katalin Vidor: ALLTAG IN DER HÖLLE
(Ida v. Lüttichau:) WAHRHEIT DER SEELE – IDA V. LÜTTICHAU (1798-1856)
Nora Waln: NACH DEN STERNEN GREIFEN. DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND
TSCHECHOSLOWAKEI 1934-1938
Mary Jane Ward: SCHLANGENGRUBE
Martha Wertheimer: ENTSCHEIDUNG UND UMKEHR

.. und andere